

**Christina Antenhofer,
Ulrich Leitner (Hg.)**

GESCHLECHT UND MATERIALITÄT

**Historische Perspektiven
auf Erziehung, Bildung und Sozialisation
von der Antike bis zur Gegenwart**



[transcript] Historische Geschlechterforschung

Christina Antenhofer, Ulrich Leitner (Hg.)
Geschlecht und Materialität

Historische Geschlechterforschung | Band 8

Christina Antenhofer ist Universitätsprofessorin für mittelalterliche Geschichte und Leiterin des Interdisziplinären Zentrums für Mittelalter und Frühneuzeit an der Paris Lodron Universität Salzburg.

Ulrich Leitner ist assoziierter Professor am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck.

Christina Antenhofer, Ulrich Leitner (Hg.)

Geschlecht und Materialität

Historische Perspektiven auf Erziehung, Bildung und Sozialisation
von der Antike bis zur Gegenwart

[transcript]

Wir danken dem Fachbereich Geschichte der Paris Lodron Universität Salzburg, dem Dekanat der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck und dem Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck für die Förderungen.



PARIS
LODRON
UNIVERSITÄT
SALZBURG

| Geschichte

universität
innsbruck

universität
innsbruck

Forschungsplattform Center Interdisziplinäre
Geschlechterforschung Innsbruck

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDeriv 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Christina Antenhofer, Ulrich Leitner (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Sophie Taeuber-Arp, Komposition (Gobelin), Mitte der 1920er Jahre, Wolle, 73 x 119 cm (ohne Fransen), Arp Museum Bahnhof Rolandseck, Foto: Mick Vincenz

Lektorat: Birgit A. Rother

Peer Review: Die Beiträge dieses Buches durchliefen ein externes peer review Verfahren (double blind).

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6165-1

PDF-ISBN 978-3-8394-6165-5

<https://doi.org/10.14361/9783839461655>

Buchreihen-ISSN: 2627-1907

Buchreihen-eISSN: 2703-0512

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung

Christina Antenhofer und Ulrich Leitner 9

Praktiken

Handling Objects in Primary and Secondary Educational Settings

Facilitating Educational Processes and Challenging Heteronormative Gender
Constructs: The Case Study of Mobility of Objects Across Boundaries 1000–1700

Katherine Anne Wilson, Mike Bird and Daryn Egan-Simon 33

So geht das. Youtube-Videos als Medien des Selbermachens

Klara Löffler 51

Netzwerke

Mechthild von der Pfalz und die Bücher

Materialität, Geschlecht, Wissen und Macht als Konstruktionsparameter einer
Fürstin im *Ehrenbrief* des Jacob Püterich von Reichertshausen (1462)

Ruth Isser 73

Semiramis als vorbildhafte Frau in Petrarca's *familiarium rerum liber*

Kerstin Droß-Krüpe 93

Wäsche

»Aus Verdruß das Sacktuch klein zerschnitten«

Wäsche, Bettzeug und Kleidung in österreichischen Heil- und Erziehungsanstalten des 19. Jahrhunderts

Maria Heidegger 119

»Was versprechen Sie sich davon?«

Kleidung als vergeschlechtlichtes Erziehungsmittel in Jugendheimen Ende der 1960er Jahre

Sabine Stange 143

Schriften

Bitschriften aus dem 18. Jahrhundert als Quelle für die Geschichte von Bildung und Ausbildung im kleinstädtischen Milieu

Das Beispiel Bruneck

Andreas Oberhofer 163

Mündelakten als analytischer Zugang zur historiografischen Rekonstruktion von Geschlechterdimensionen in der Jugendfürsorge

Birgit Bütow, Vanessa Blaha und Daniela Steinberger 191

Spielzeug

Spielzeuge formen

Geschlecht und Erziehung in Schweizer Jugendheimen 1930–1990

Daniel Deplazes und Jona T. Garz 213

Geschichtsdinge und Gender

Eine intersektionale Perspektive auf Spielfiguren mit mittelalterlicher Vergangenheitsreferenz

Christoph Kühberger 235

Raum

Puppenhäuser und Gesellenstuben?

Räumliche Aspekte der schweizerischen Fürsorgeerziehung aus der Geschlechterperspektive (ca. 1880–1980)

Kevin Heiniger 259

Die Okkupation des Raumes

Materialitäten und Performativitäten bei Sophie Taeuber-Arp

Sandra Neugärtner 279

Performanz

Die Maske des Ahnen

Objekt zur Sozialisation junger Römer

Kordula Schnegg 305

Live Like a Viking

Historische Authentizität, Gender und Wikingermythos am Beispiel von *Assassin's Creed Valhalla*

Aurelia Brandenburg und Peter Färberböck 323

Autor:innen 343

Personenregister 347

Ortsregister 359

Einleitung

Christina Antenhofer und Ulrich Leitner

Geschlecht und Materialität – Das Forschungsfeld

Materialität steht seit nunmehr knapp zwei Jahrzehnten verstärkt im Zentrum sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlicher Forschung.¹ Im Schlagwort des *material turn* gerinnt das erneuerte und gesteigerte Interesse an Materialität, das Karl Schlögel mit den Erfahrungen von 9/11 in Verbindung brachte: Angesichts von Ground Zero müsse sich insbesondere die Geschichtswissenschaft demnach wieder dem Raum und darüber der Materie in der Geschichte zuwenden.² Der Emotionshistoriker Jan Plamper sah ebenfalls 9/11 als zeitlichen Einschnitt, der ihm zufolge ein neues Interesse an körperlichen und leiblichen

-
- 1 Vgl. Samida, Stefanie/Eggert, Manfred K.H./Hahn, Hans Peter (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart: Springer 2014; Tilley, Chris/Keane, Webb/Küchler, Susanne et al. (Hg.): *Handbook of Material Culture*, London u.a.: Sage 2006; Buchli, Victor (Hg.): *Material Culture. Critical Concepts in the Social Sciences*, London/New York: Routledge 2004; Harvey, Karen (Hg.): *History and Material Culture. A Student's Guide to Approaching Alternative Sources*, London/New York: Routledge 2009; Hicks, Dan/Beaudry, Mary C. (Hg.): *The Oxford Handbook of Material Culture Studies*, Oxford/New York: Oxford University Press 2010; vgl. auch den Forschungsstand in Antenhofer, Christina: *Die Familienkiste. Mensch-Objekt-Beziehungen im Mittelalter und in der Renaissance (Mittelalter-Forschungen 67)*, Ostfildern: Thorbecke 2022, S. 22–28. Zu früheren Überblickswerken noch vor 2000 vgl. etwa Miller, Daniel (Hg.): *Material Cultures. Why Some Things Matter*, Chicago: University of Chicago Press 1998; Pearce, Susan M. (Hg.): *Experiencing Material Culture in the Western World (Contemporary Issues in Museum Culture)*, London u.a.: Leicester University Press 1997; vgl. hierzu auch Antenhofer, Christina: »Der Körper als Schnittstelle von Materialität und Virtualität«, in: *Virma, hypotheses*, <https://virma.hypotheses.org/vom-29.09.2023>.
 - 2 Vgl. Schlögel, Karl: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik (Fischer Taschenbücher 16718)*, 3. Auflage, Frankfurt a.M.: Fischer 2009.

Erfahrungen bewirkte.³ Raum, Gefühle, Leiblichkeit und Körper verweisen auf ein breites Verständnis von Materialität, wie es diesem Buch zugrunde liegt. Materialität umfasst die materiellen Bedingungen des Seins und inkludiert in dieser Lesart ebenso den Körper in seiner materiellen Beschaffenheit und seinen physischen Bedürfnissen.⁴ Sie schließt gleichsam die Leibgebundenheit des Menschen mit ein, in der sich die chiasmatische Verschränkung zwischen Welt und Subjekt begründet.⁵

Zurecht kritisierte der Soziologe Bruno Latour einen tiefgreifenden Dualismus westlichen abendländischen Denkens: jenen zwischen Objekt und Subjekt, wobei als Subjekt der Mensch gedacht wird, dem die materielle Welt, die Objekte als passive, zu unterwerfende Dinge gegenübergestellt werden. Der Mensch ist mit Latours Ansätzen nur ein Akteur zwischen vielen Aktanten, die andere Lebewesen wie Tiere und Pflanzen, aber auch materielle Dinge und technische Gegebenheiten umfassen.⁶ Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Aktanten stehen im Zentrum neuer Forschungen zur materiellen Kultur, die mit New Materialism überschrieben werden.⁷ More-than-human Relations ist der Begriff, der solche mehr als Menschen umfassende Netzwerke und Beziehungssysteme zu denken versucht. Es ist also konsequent, den menschlichen Körper in seiner physischen Beschaffenheit ebenso zur

-
- 3 Vgl. Plamper, Jan: *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München: Siedler 2012.
- 4 Vgl. dazu besonders den Ansatz der Material Culture Studies bei Geismar, Haidy/Miller, Daniel/Küchler, Susanne et al.: »Material Culture Studies«, in: S. Samida/M.K.H. Eggert/H.P. Hahn: *Handbuch Materielle Kultur*, S. 309–315.
- 5 Vgl. Schuhmacher-Chilla, Doris: »Körper – Leiblichkeit«, in: *Kulturelle Bildung Online* (2013/2012), <https://www.kubi-online.de/artikel/koerper-leiblichkeit> vom 29.09.2023. Vgl. mit Bezug zu Geschlecht Lindemann, Gesa: »Leiblichkeit – Körper: neue Perspektiven auf Geschlechterdifferenzen«, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Springer VS 2017, S. 35–44.
- 6 Vgl. Latour, Bruno: *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1954), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010 [1999]; Ders.: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1967), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010 [2005].
- 7 Vgl. Dolphijn, Rick/van der Tuin, Iris: *New Materialism: Interviews & Cartographies*, Ann Arbor: Open Humanities Press 2012; Barsch, Sebastian/van Norden, Jörg (Hg.): *Historisches Lernen und Materielle Kultur. Von Dingen und Objekten in der Geschichtsdidaktik*, Bielefeld: transcript Verlag 2020.

materiellen Welt zu rechnen. In einer solchen Herangehensweise steht dann dem Menschen nicht eine materielle Umwelt gegenüber, sondern er ist Teil dieser materiellen Welt.

Die Zäsur 9/11 spiegelt damit eine eher westliche Sichtweise wider und ist allenfalls als Seismograf für eine bereits lange andauernde Aufmerksamkeit für das Materielle zu verstehen, die sich in die 1980er Jahre mit dem gestiegenen Interesse am Sozialen in einer erneuerten Kulturgeschichte letztlich noch weiter zurückverfolgen lässt.⁸ Eine Neuausrichtung der Erforschung der materiellen Kultur ist bereits in den 1960er Jahren zu beobachten, wie sie die konsumkritischen Material Culture Studies am UCL in London markierten. Hier ging es nicht mehr allein um ein Interesse an materiellen Gütern im engeren Sinn, wie es die frühen kulturgeschichtlichen Forschungen, vor allem etwa in der Ethnologie, angetrieben hatte, sondern um die Beziehungen zwischen Menschen und ihrer materiellen Umwelt und die Bedingungen menschlichen Lebens über materielle Grundlagen.⁹

Ein zentraler Impuls für diese soziale Lesart des Materiellen ging von der kapitalismuskritischen Studie »Essai sur le don« aus, die Marcel Mauss 1923/24 konzipierte.¹⁰ Mauss hat grundlegend auf die soziale Bedeutung des Tausches über Gaben in Gesellschaften hingewiesen. Er legte damit den Grundstein für die Erforschung komplexer Gabentauschsysteme und prägte das Konzept als untersuchungsleitendes Paradigma. Während Mauss eine spezielle Kraft in den Gaben selbst, das sogenannte *Hau*, etwas mystisch als treibende Kraft verortete, legte demgegenüber Maurice Godelier in seiner Relektüre überzeugend dar, dass es nicht um die Kraft der Gaben gehe, die sich hier manifestiere, sondern dass Gabentauschsysteme schlicht soziale

8 Vgl. Rogge, Jörg: »Historische Kulturwissenschaften. Eine Zusammenfassung der Beiträge und konzeptionelle Überlegungen«, in: Jan Kusber/Mechthild Dreyer/Jörg Rogge et al. (Hg.), *Historische Kulturwissenschaften. Positionen, Praktiken und Perspektiven* (Mainzer Historische Kulturwissenschaften 1), Bielefeld: transcript Verlag 2010, S. 351–379, <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839414415.351>

9 Vgl. hierzu <https://www.ucl.ac.uk/> vom 29.09.2023; H. Geismar/D. Miller/S. Küchler et al.: *Material Culture Studies*, S. 309–315.

10 Mauss, Marcel: *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Essai sur le don* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 743), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990 [1950; 1923/24].

Netzwerke abbilden.¹¹ Zwei weitere Theoretiker haben in den 1960er und 1980er Jahren soziale Strukturen in engem Zusammenhang mit materiellen Arrangements gedacht. Michel Foucault ist dazu an erster Stelle zu nennen, der maßgeblich den Raum und den Körper in den Fokus seiner Arbeiten setzte, dessen *Dispositiv* – wenngleich etwas unscharf – alle materiellen Arrangements umfasst.¹² Pierre Bourdieu wiederum nahm mit dem Konzept des Habitus und mit der Konzentration auf Praktiken Interaktionen und Relationen zwischen Mensch und materieller Umwelt in den Blick und definierte darüber das soziale Feld.¹³ In den Geschichtswissenschaften verbinden sich die genannten Ansätze vor allem in den Forschungen der Schule der Annales und der von ihr mitgeprägten *Alltagsgeschichte*, die neben der Perspektive auf soziale Fragen zugleich auch geschlechterhistorische Studien vorangetrieben hat. Es ist daher folgerichtig, dass die französische Historikerin Christiane Klapisch-Zuber die Alltagsgeschichte, die Geschlechtergeschichte und die Hinwendung zur pragmatischen bzw. administrativen Schriftlichkeit als drei wesentliche Zugänge zur materiellen Kultur der Vergangenheit verband.¹⁴

-
- 11 Vgl. Godelier, Maurice: Das Rätsel der Gabe. Geld, Geschenke, heilige Objekte (C.H. Beck Kulturwissenschaft), München: C.H. Beck 1999. Vgl. zu diesen Überlegungen auch Antenhofer, Christina: »Die Entzauberung der Gabe – Der Blick auf Praktiken als Schlüssel zur ›Agency‹ der Dinge«, in: Sophie Marshall/Justin Vollmann (Hg.), Dinge in der Literatur des Mittelalters – historische Formen der Ding-Mensch-Relation (im Druck).
- 12 »Was ich unter diesem Titel (nämlich unter Dispositiv) festzumachen versuche ist erstens ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, regelmentierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfaßt. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.« Foucault, Michel: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve 1978, S. 119f.
- 13 Vgl. Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 107), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974 [1970]; Ders.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982 [1979].
- 14 Vgl. Klapisch-Zuber: Das Haus, der Name, der Brautschatz. Strategien und Rituale im gesellschaftlichen Leben der Renaissance. Aus dem Französischen von Alexandre Métraux (Geschichte und Geschlechter 7), Frankfurt a.M./New York: Campus 1995. Zur pragmatischen Schriftlichkeit als Schriftlichkeit der Verwaltung vgl. Dartmann, Christoph/Scharff, Thomas/Weber, Christoph Friedrich (Hg.): Zwischen Pragmatik und Per-

Geschlecht und Materialität stehen dabei in einem komplexen und nicht unproblematischen Spannungsverhältnis. Die Geschlechterforschung hat aufgezeigt, dass Frauen über die Dichotomie von Kultur und Natur zumindest in der Moderne meist der Natur zugeordnet wurden, was über eine vermeintlich stärkere Körperbestimmtheit begründet wurde, über Menstruation, Schwangerschaft, Geburt und das Stillen.¹⁵ Damit ging die Vorstellung einher, Frauen seien stärker als Männer durch ihre Gefühle bestimmt.¹⁶ Darüber hinaus wurden Frauen vielfach mit Objekten in Beziehung gesetzt. So findet etwa der Gabentausch im Werk von Marcel Mauss ein Echo im Tausch von Frauen, wie er insbesondere bei Eheschließungen erfolgt.¹⁷ Die Verbindung von Frauen und Objekten zeigt sich ferner augenscheinlich im Fetischismus-Diskurs.¹⁸ So wurden Fetische von Anfang an in einen Zusammenhang mit (afrikanischen) Frauen gebracht, die solcherart »gemaßregelt« wurden. Ihnen war etwa das Essen bestimmter »Fetischspeisen« verboten, um die Treue gegenüber ihren Ehemännern zu garantieren; dies läge in ihrer – von den europäischen Beobachtern als »exzessiv« skizzierten – Sexualität und Verführungskraft.¹⁹ Eine Reihe von Veröffentlichungen setzte sich daher insbesondere mit der Frage geschlechtlicher Zuordnungen von Produkten

formanz. Dimensionen mittelalterlicher Schriftkultur (Utrecht Studies in Medieval Literacy 18), Turnhout: Brepols 2011.

- 15 Vgl. dazu Opitz-Belakhal, Claudia: *Geschlechtergeschichte* (Historische Einführungen 8), Frankfurt a.M./New York: Campus 2010.
- 16 Vgl. Landweer, Hilge/Opitz-Belakhal, Claudia/Kelle, Helga (Hg.): »Gefühle« (Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung 26/1), Stuttgart: De Gruyter 2008, <https://doi.org/10.1515/fs-2008-0102>
- 17 Vgl. dazu auch Claude Lévi-Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1044), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993 [1981/1949].
- 18 Vgl. Antenhofer, Christina (Hg.): *Fetisch als heuristische Kategorie. Geschichte – Rezeption – Interpretation* (Kultur- und Medientheorie), Bielefeld: transcript Verlag 2011, <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839415849>
- 19 Vgl. Pietz, William: »Problem of the Fetish, IIIa. Bosman's Guinea and the Enlightenment Theory of Fetishism«, in: *Res. Anthropology and Aesthetics* 16 (1988), S. 104–124, hier S. 114, <https://doi.org/10.1086/RESv16n1ms20166805>. Vgl. zu einer frühen feministischen Auseinandersetzung mit Fetischismus insbesondere aus einer psychoanalytischen Perspektive und für den Zeitraum des Fin de Siècle Apter, Emily: *Feminizing the Fetish. Psychoanalysis and Narrative Obsession in Turn-of-the-Century France*, Ithaca: Cornell University Press 1991.

auseinander, die der sprechende Buchtitel »The Sex of Things« in ein Bild fasste.²⁰ Der Titel stellt Bezüge zu einer weiteren epochemachenden Publikation zur sozialen Bedeutung von Dingen her: »The Social Life of Things« von Arjun Appadurai.²¹ An diesem Band ist zentral, dass er auch die Ware als soziale Tatsache auslotet und mit dem Konzept der *Objektbiografie* auf die verschiedenen Objektstadien hinweist, die Dinge im Lauf ihres *Lebens* durchlaufen.

Studien zur Materialität des Sozialen hinterfragen demnach die beschriebene problematische Reifizierung von Frauen über ihre Parallelisierung mit materiellen Gütern, über die Männer verfügen. Beziehungen zwischen den Kategorien Geschlecht und Materialität in einer weiteren Lesart lassen sich zudem deutlich vor dem *material turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften der 2000er Jahre beobachten.²² Die eingangs angesprochene Erweiterung des Materiellen auf den Körper und das Leibliche bietet die entscheidende Schnittstelle, um Geschlecht und Materialität in der Zusammenschau zu diskutieren, ohne dass ein biologistisches Verständnis von Geschlecht oder Materialität angesetzt wird. Im Gegenteil: Die Besonderheit der Leib-Körper-Unterscheidung liege laut Gesa Lindemann darin, »einerseits eine radikale Historisierung von Leib und Körper vorzunehmen und zugleich deren Materialität nicht aus dem Blick zu verlieren.«²³ Aktuell geschieht das insbesondere in einer lebendigen Forschungsdebatte rund um die Frage nach der Beziehung von Virtualität und Materialität.²⁴ Fragen nach Körper und Leib nehmen in dieser Diskussion eine zentrale Rolle ein. Verwiesen wird dabei auf Merleau-Ponty, der den Körper des Menschen, insbesondere die leibliche Wahrnehmung, als vermittelnde Instanz zwischen den Konzepten Materialität und

-
- 20 Grazia, Victoria de (Hg.): *The Sex of Things. Gender and Consumption in Historical Perspective*, 5. Auflage [Nachdr.], Berkeley (CA) u.a.: University of California Press 2006 [1996].
- 21 Appadurai, Arjun (Hg.): *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, 1. paperback ed., reprinted, Cambridge: Cambridge University Press 2003 [1986].
- 22 Vgl. beispielsweise Donald, Moira/Hurcombe, Linda (Hg.): *Studies in Gender and Material Culture*, Basingstoke u.a.: Macmillan 2000; Martinez, Katharine/Ames, Kenneth L. (Hg.): *The Material Culture of Gender, the Gender of Material Culture*, Winterthur (DE): Henry Francis du Pont Winterthur Museum 1997.
- 23 G. Lindemann: *Leiblichkeit – Körper*, S. 43.
- 24 Vgl. etwa Knaut, Annette: »Die Konstruktion von Geschlecht im virtuellen Raum. Theoretische und methodologische Überlegungen«, in: Saša Bosančić/Reiner Keller (Hg.), *Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung*, Wiesbaden: Springer VS 2016, S. 53–74, hier S. 55, https://doi.org/10.1007/978-3-658-13610-9_4

Virtualität verortete.²⁵ Stuart Hall wiederum bezeichnete ihn in diesem Sinne als eine Art Naht, die das fragmentierte postmoderne Subjekt über seine Positionierung in Ort und Zeit zusammenhalte.²⁶

Dualismen wie Leib und Seele, Kopf und Hand, Geist und Körper, die auch für die Bildungs- und Geschlechtergeschichte Bedeutung haben, verweisen einerseits auf die eng im Körper angelegte Spannung zwischen materiellen und sozialen Aspekten. Andererseits deuten sie insgesamt auf ein Wechselspiel hin zwischen materiellen und immateriellen Gegebenheiten, die historisch jeweils unterschiedlich benannt wurden und sich aktuell meist im Verhältnis zwischen *materiell* und *digital* oder weiter gefasst *materiell* und *virtuell* übersetzen.²⁷ Im feministischen Diskurs nehmen hier Theoretiker:innen wie Rosi Braidotti und Karen Barad unter anderem aufbauend auf die Arbeit von Donna Haraway eine vitale Stimme ein. Die Analyse von Körpern »als Materialisierungen von Grenzziehungsprozessen«²⁸ wird dabei zum Ankerpunkt im Ausloten der Relation zwischen Geschlecht und Materialität.²⁹

-
- 25 Vgl. Merleau-Ponty, Maurice: *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin: De Gruyter 1976 [1966].
- 26 Vgl. Hall, Stuart: »Introduction: Who Needs ›Identity‹?«, in: Ders./Paul du Gay (Hg.), *Questions of Cultural Identity*, London: Sage 1996, S. 1–17, hier S. 11, <https://doi.org/10.4135/9781446221907.n1>; Cranny-Francis, Anne/Waring, Wendy/Stavropoulos, Pam et al.: *Gender Studies, Terms and Debates*, New York: Palgrave Macmillan 2003, S. 91, <https://doi.org/10.1007/978-0-230-62916-5>
- 27 Vgl. zur Relationalität zwischen Virtuellem und Materiellem die groß angelegte interdisziplinäre Exzellenzinitiative *Virtual Materiality – Material Virtuality* (VIRMA) an der Universität Salzburg unter <https://virma.hypotheses.org/> vom 29.09.2023.
- 28 Späte, Katrin: »Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Potenziale für die Geschlechterforschung«, in: B. Kortendiek/B. Riegraf/K. Sabisch (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, S. 379–387, hier S. 384, https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_30
- 29 Vgl. hierzu R. Dolphijn/I. van der Tuin: *New Materialism*; Barad, Karen: *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken* (edition unseld 45), Berlin: Suhrkamp 2012; Kallmeyer, Martin: »New Materialism: neue Materialitätskonzepte für die Gender Studies«, in: B. Kortendiek/B. Riegraf/K. Sabisch: *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, S. 440f.

Die Perspektive auf Erziehung, Bildung und Sozialisation

Für pädagogische Prozesse ist die Bedeutung des Materiellen vor allem über die Beziehung zwischen Raum, materiellen Arrangements und körperlichen Aktivitäten untersucht worden.³⁰ Das vorliegende Buch nimmt nun die neuen Zugänge des *material* und *spatial turn* in den Sozial- und Kulturwissenschaften auf, um die Frage auszuloten, welche Rolle Materialität in der Konstruktion von Geschlechterbeziehungen in Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsprozessen spielt. Ausgangspunkte der Überlegungen stellen ein interdisziplinärer Ansatz dar sowie der Versuch, eine weite historische Perspektive einzunehmen. Was unter Erziehung, Bildung und Sozialisation zu verstehen ist, wird dabei nicht vorab festgelegt, sondern in den verschiedenen historischen Kontexten jeweils entlang von empirischen Fallbeispielen und vor dem Hintergrund des jeweiligen disziplinären Zugriffs ausgelotet.

Gerade für vormoderne Verhältnisse ist eine genaue Begrifflichkeit schwierig, wie Elke Kleinau und Claudia Opitz in ihrer zweibändigen »Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung«³¹ betont haben.³² Eine (schulische) *Erziehung* – als gesellschaftlich »intendiertes, ja planvolles Handeln Erwachsener«,³³ um Heranwachsende funktional im Interesse der gesellschaftlichen Ordnung mit Verhaltensregeln, Handlungsfähigkeiten und Wissensbeständen auszustatten – war im Laufe der Geschichte längst nicht allen sozialen Schichten zugänglich und stellte lange Zeit insbesondere für Mädchen eine Ausnahme dar. Der an der Schwelle zur Moderne geprägte Begriff der *Bildung* wiederum ist im engeren Sinn für die Vormoderne nicht ohne Weiteres

30 Vgl. etwa Nohl, Arnd-Michael/Wulf, Christoph (Hg.): *Mensch und Ding* (Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Sonderheft 25), Wiesbaden: Springer VS 2013; Glaser, Edith/Koller, Hans-Christoph/Krumme, Salome et al. (Hg.): *Räume für Bildung – Räume der Bildung* (Schriften der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft), Leverkusen: Budrich 2018; vgl. auch Leitner, Ulrich (Hg.): *Corpus Intra Muros. Eine Kulturgeschichte räumlich gebildeter Körper*, Bielefeld: transcript Verlag 2017.

31 Kleinau, Elke/Opitz, Claudia (Hg.): *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung* (Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Band 1 & Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Band 2), Frankfurt a.M./New York, Campus 1996.

32 Opitz, Claudia/Kleinau, Elke: »Vorwort«, in: E. Kleinau/C. Opitz: *Mädchen- und Frauenbildung 1*, S. 9–13, hier S. 11.

33 Vgl. Rendtorff, Barbara: »Bildung: Geschlechterbildung und ihre Begrenztheiten«, in: B. Kortendiek/B. Riegraf/K. Sabisch: *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, S. 856.

anwendbar. Wenn damit »die Eigenaktivität des Individuums im Prozess der Entfaltung seiner Möglichkeiten« verstanden wird, sei zu fragen, wie Barbara Rendtorff betont, »ob, seit wann und mit welchen Einschränkungen Frauen diese Spielräume zur Verfügung standen bzw. wie und warum sie jeweils spezifisch beschränkt waren«. ³⁴ *Sozialisation* schließlich führt in das weite Feld verschiedener sozialer Ordnungsverhältnisse und fragt danach, wie Individuen in unterschiedlichen Zeiten und an verschiedenen Orten »die Normen, Symbolsysteme und Wertvorstellungen sowie die an sie herangetragenen Erwartungen der Gesellschaft kennenlernen und übernehmen«. ³⁵ Die Frage der Begriffe und Konzepte spitzt sich fernerhin noch weiter zu, wenn man sie historisch (wie aktuell) jenseits der binären Geschlechterkonstruktion *männlich/weiblich* stellt. ³⁶

Vor dem Hintergrund der breiten begrifflichen Definition und dem Anspruch der historischen Tiefe sowie des interdisziplinären Zugriffs stellen methodologische Perspektiven und Zugänge auf materielle Arrangements den Ausgangspunkt dieser Publikation dar. Sie sind für die hier verhandelte thematische Fokussierung bereits von Pierre Bourdieu und Michel Foucault geprägt worden, wobei uns insbesondere deren weitere Diskussion in den Gender Studies interessiert. ³⁷ Bei aktuellen historischen Arbeiten zu Gender und Materialität fällt auf, dass sie meist mehr frauen- als geschlechtergeschichtlich ausgerichtet sind. Sie konzentrieren sich zudem vielfach auf bestimmte Epochen, sodass die Perspektive einer *Longue durée* fehlt. ³⁸ In der sozialwissenschaftlichen Debatte wiederum kommen (bildungs-)historische

34 Ebd., S. 856.

35 Ebd., S. 855.

36 So lässt sich etwa eine Kategorisierung von Personen, die nicht eindeutig als männlich oder weiblich definiert werden können, ohne Referenz auf das männliche oder weibliche Geschlecht, im Sinne eines davon unabhängigen Geschlechts, in antiken Texten nicht greifen. Vgl. hierzu Schnegg, Kordula: Von Hermaphroditen und Eunuchen. Geschlechter-Transgressionen und soziale Entgrenzungen in der römischen Antike vom 1. Jh. v. Chr. bis zum 2. Jh. n. Chr., Innsbruck: Habilitationsschrift 2016. Vgl. für die Zeitgeschichte die Beiträge im dreibändig angelegten Publikationsprojekt Rottmann, Andrea/Lücke, Martin/Gammerl, Benno (Hg.): Handbuch Queere Zeitgeschichten (Band 1: Räume), Bielefeld: transcript Verlag 2023. Vgl. zu historischen und gegenwartsbezogenen queeren Themen in der Bildungsarbeit auch die Plattform <https://www.queerhistory.de/> vom 29.09.2023.

37 Vgl. hierzu vor allem R. Dolphijn/I. van der Tuin: *New Materialism*.

38 Vgl. an aktuellen Publikationen etwa Adams, Jenny/Bradbury, Nancy Mason (Hg.): *Medieval Women and Their Objects*, Ann Arbor: University of Michigan Press 2017; Hamil-

Überlegungen zu kurz,³⁹ wie überhaupt theoretische gegenüber empirischen Arbeiten überwiegen.⁴⁰ Konkret fehlt eine Verbindung historischer Fallbeispiele mit den breiten theoretischen Diskussionen zur Innovationskraft materieller Zugänge für geschlechterwissenschaftliche Ansätze.⁴¹ Mit den Beiträgen, die wir in diesem Band versammeln, wollen wir einen ersten Schritt in die Richtung tun, die Beziehung zwischen Geschlecht und Materialität in einer langen historischen Tiefe interdisziplinär zu reflektieren. Die versammelten Aufsätze diskutieren an ihren Fallbeispielen, wie unterschiedliche Typen von historischen Quellen für eine breit angelegte Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsgeschichte nutzbar gemacht werden können. Forschungsleitend ist dabei der Blick auf Materialität und ihre Bedeutung für die soziale Strukturierung von Geschlechter- und Machtbeziehungen, die in sie jeweils eingeschrieben sind.

Die Arbeit an den Fallbeispielen erfolgte ausgehend von vier Forschungsperspektiven auf Materialität und Geschlecht: Historische Objekte werden 1) als Spuren der Handlungen betrachtet, welche historische Akteur:innen in (Geschlechter-)Strukturen oder Frames ausführten. Die (historischen) Akteur:innen werden 2) als Teilnehmende in der (Re-)Produktion dieser Strukturen aufgefasst, während materielle Arrangements 3) im weitesten Sinn selbst den Status von Akteur:innen – oder in der Latour'schen Lesart von Aktanten – haben, die in sozialen Netzwerken mit Menschen agieren und

ton, Tracy Chapman/Proctor-Tiffany, Mariah (Hg.): *Moving Women Moving Objects (400–1500)* (Maps, Spaces, Cultures 2), Leiden/Boston: Brill 2019.

- 39 Vgl. etwa Althans, Birgit/Bath, Corinna/Buessers, Jan et al. (Hg.): *Materialität: Geschlecht, Autorität, Interferenzen von Körpern und Dingen in Bildungsinstitutionen*, Opladen: Budrich 2023; Palm, Kerstin/Jähnert, Gabriele/Völker, Susanne et al. (Hg.): *Materialität/en und Geschlecht*. Beiträge zur 6. Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien e.V., Berlin: Selbstverlag 2018. Vgl. zur Beziehung zwischen Kindheit und Materialität etwa Bollig, Sabine/Alberth, Lars/Schindler, Larissa (Hg.): *Materialitäten der Kindheit. Körper – Räume – Dinge*, Wiesbaden: Springer VS 2020; Götte, Petra/Waburg, Wiebke (Hg.): *Den Dingen auf der Spur. Zum Umgang mit Gegenständen in Kindheit und Jugend*, Wiesbaden: Springer VS 2021.
- 40 Vgl. hierzu K. Späte: *Akteur-Netzwerk-Theorie*, S. 385.
- 41 Vgl. R. Dolphijn/I. van der Tuin: *New Materialism*. Vgl. zu theoretisch fundierten bildungshistorischen Überlegungen die entsprechenden Beiträge in Priem, Karin/König, Gudrun M./Casale, Rita (Hg.): *Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte* (Zeitschrift für Pädagogik 58), Weinheim/Basel: Beltz 2012.

zuweilen selbst vergeschlechtlicht werden.⁴² Das Zusammenspiel zwischen Räumen, Körpern und Objekten gilt 4) als zentral, um in verschiedenen Epochen die Beziehung zwischen Geschlecht und Materialität in Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationskontexten herauszuarbeiten.

Die Autor:innen der Beiträge schreiben aus der Perspektive der Geschichts- und Erziehungswissenschaft, der Kunstgeschichte sowie der Ethnologie und nehmen Fallstudien von der Antike bis ins 21. Jahrhundert in den Blick. Wir gehen davon aus, dass der Fokus auf Materialität sowie der breite historische Zugang Hinweise auf Wandel und Veränderung, Beharrung wie (Re-)Produktion der Konzepte von Erziehung, Bildung und Sozialisation einerseits erlauben, sowie auf Geschlecht und verwandte soziale Strukturen andererseits. Dass die Beiträge in Summe nur Anhaltspunkte hierauf geben können, ist als Aufforderung zu verstehen, das Meisternarrativ einer auf Schriftlichkeit, Männlichkeit und den Intellekt ausgerichteten Bildungsvorstellung, wie es im bürgerlichen Milieu des 19. Jahrhunderts seine Verankerung gefunden hat, mit weiteren Forschungen aufzubrechen. Denn dieses Narrativ verfestigte in der historischen Betrachtung seinen Einfluss auf die Historiografie sowohl der Bildungs- wie der Geschlechtergeschichte und ist bis heute wirksam.⁴³

Die Beiträge im Überblick

Zur Vorbereitung des Bandes fand ein erster Austausch im Rahmen der *International Standing Conference for the History of Education* (ISCHE) im Juni 2021 im Panel *Objects, Gender and Education. Materiality as a Source of Social History* statt. Es folgte daraufhin ein Onlinenetzwerktreffen zu *Gender and Materiality in the History of Education* im Februar 2022, in dem die Beitragenden erste Fassungen ihrer Fallstudien vorstellten und Fragestellungen dieses Buches gemeinsam diskutierten. Schließlich wurde im September 2022 bei der Tagung der

42 Vgl. mit Bezug zu Geschlecht K. Späte: Akteur-Netzwerk-Theorie, S. 380f.

43 Vgl. dazu Linke, Angelika: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart/Weimar: Metzler 1996; vgl. zu Nachwirkungen der lange verfestigten Vorstellungen weiblicher Bildungsfähigkeit und ihrer Grenzen sowie einer eher Männern zugeschriebenen »naturgegebenen« Intelligenzkraft« B. Rendtorff: Bildung, S. 859.

Österreichischen Gesellschaft für Geschlechterforschung zum Thema *Gender Embodiment Revisited* eine Gruppe der Beiträge präsentiert und diskutiert.

Die oben vorgestellten Ansätze zu Geschlecht und Materialität erfuhren über die Genese der Fallbeispiele im Rahmen der Diskussionen und hinsichtlich der leitenden Forschungsperspektiven eine Weiterentwicklung und Schärfung, die sich in der Akzentuierung von sieben Themenbereichen abbildete. Diese liegen nun der Gliederung der folgenden Beiträge zugrunde und heben zugleich jene Aspekte hervor, die sich in der interdisziplinären und zeitlich langen Betrachtung als besonders tragend erwiesen haben. Dabei wird bewusst keine chronologische Gliederung vorgenommen, um teleologische Narrative einer Entwicklung von der Vormoderne zur Moderne zu unterbinden und vielmehr überzeitlich wirksame Vergleiche zu ermöglichen.

Die ersten beiden Aufsätze sind dem Themenfeld *Praktiken* zugeordnet. Der Fokus auf praxeologische Ansätze erweist sich aktuell als besonders dynamisch.⁴⁴ Dem Agieren des Körpers, Handlungen wie Bewegungen kommt vermehrt Interesse nicht zuletzt im Sinne der Produktion von Wissen zu. Verkörperte Erfahrungen stehen hier im Zentrum der Betrachtung, das Bewegen im Raum, die Interaktion auch mit (virtuellen) Objekten und Welten. In den Dingen wiederum sind Handlungsangebote und Handlungsaufforderungen eingeschrieben, wie es der Begriff *Affordanz* zum Ausdruck bringt. Der Körper kann damit Erkenntnis generieren, etwa in Formen experimenteller Archäologie über das Nachvollziehen von Praktiken und Techniken, die mit (historischen) Objekten verbunden sind.⁴⁵

Katherine Anne Wilson, Mike Bird und Daryn Egan-Simon befassen sich in ihrem Aufsatz mit der Rolle, die dem Umgang mit historischen Objekten im Schulunterricht der Sekundarstufe zukommt. In einem Forschungsprojekt, das in Zusammenarbeit mit dem Grosvenor Museum in Chester im Nordwesten Englands umgesetzt worden ist, konnten echte historische Museumsobjekte in Schulen genutzt werden. Die Schüler:innen wurden eingeladen, sich

44 Vgl. etwa Hoffmann-Ocon, Andreas/de Vincenti, Andrea/Grube, Norbert (Hg.): *Praxeologie in der Historischen Bildungsforschung. Möglichkeiten und Grenzen eines Forschungsansatzes*, Bielefeld: transcript Verlag 2020, S. 139–170, <https://doi.org/10.1515/9783839453742>

45 Vgl. Reckwitz, Andreas: *Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie*, Bielefeld: transcript Verlag 2016; Schatzki, Theodore R.: »Introduction. Practice Theory«, in: Ders./Karin Knorr-Cetina/Elke von Savigny (Hg.), *The Practice Turn in Contemporary Theory*, London: Routledge 2001, S. 10–23, <https://doi.org/10.1515/9783839433454>

kreativ mit den Geschichten der Objekte und den Menschen dahinter auseinanderzusetzen. Dabei wurde aufgezeigt, welche Rolle das konkrete Agieren mit den Objekten, das Berühren, Anfassen und der Umgang damit bei der Generierung und der Vermittlung von historischem Wissen einnimmt. Ebenso konnten darüber Genderstereotype kritisch hinterfragt und aufgehoben werden, die häufig mit der Handhabung bestimmter Objekte verbunden werden. Schließlich machen die Autor:innen deutlich, dass sich über konkretes Interagieren mit Museumsobjekten die soziale Hemmschwelle, die vielfach mit dem Besuch eines Museums verbunden ist, überwinden lässt. Die Ethnologin *Klara Löffler* setzt sich in ihrem Beitrag mit der neuen Freude am Selbermachen auseinander, die sie im Fokus von Youtube-Videos untersucht. Anhand der beiden Bereiche des Strickens und des Tischlerns betrachtet sie zwei allgemein stereotyp primär weiblich bzw. männlich kodierte Handarbeits- bzw. Handwerkstätigkeiten. Eng entlang der von den Videos angebotenen visuellen Perspektiven und der verbal unterlegten Erzählungen geht Löffler der Performanz nach, die dem Selbermachen als Akt der Selbstermächtigung innewohnt, dem Understatement, das sich in der scheinbaren Mühelosigkeit der Herstellung abbildet genauso wie den Geschlechterkonstruktionen, die damit einhergehen. Während sich die Narrative des Selbermachens ähneln, unterscheiden sich besonders die räumlichen Dimensionen, die mit den jeweiligen Tätigkeiten verbunden werden. So erweist sich die häusliche Praktik des Strickens als platzsparend und im Wohnbereich angesiedelt, während das primär männlich kodierte Tischlern in Sonderräume wie Garagen ausweicht.

Themenfeld zwei ist mit dem Schlagwort *Netzwerke* überschrieben. Wie eingangs erwähnt, stehen Netzwerke nicht erst mit Bruno Latour im Mittelpunkt der Forschungen zur materiellen Kultur. Bereits das Paradigma des Gabentausches von Marcel Mauss zeigt letztlich die Rolle von Objekten in Netzwerken auf. Dabei geht es nicht allein um die Funktion von Objekten, solche sozialen Netzwerke zu knüpfen, sondern ebenso darum, Verbindungen zwischen Menschen und Objekten für Sozialisationsprozesse sichtbar zu machen. *Ruth Isser* geht in ihrem mediävistischen Beitrag auf eine grundlegende Unterscheidung zwischen Bildungswissen und Handlungswissen ein und beleuchtet die damit verbundenen Geschlechterzuweisungen, die sie mit Susanne Schul als Genderwissen adressiert. Über die Büchersammlung der Herzogin Mechthild von der Pfalz kann Isser zum einen aufzeigen, welche Rolle das Sich-Umgeben mit Büchern für die Darstellung der Bildung Mechthilds einnimmt. Mechthild schreibt sich mit ihren Büchern in ein Netzwerk der Gelehrten ihrer Zeit ein. Einer dieser Humanisten, Püterich von

Reichertshausen, der die Bibliothek der Fürstin in einem Brief schildert und lobt, verbindet sich selbst wiederum über dieses Schreiben mit Mechthild und ihrer Bibliothek, die er mit seinen Büchern in Verbindung setzt. Die Inhalte der Bücher verweisen darüber hinaus auf weitere Wissensfelder und Themen, mit denen sich beide Akteur:innen in Beziehung bringen, und bieten zugleich Erkenntnisse bezüglich des an die Buchinhalte geknüpften Genderwissens. *Kerstin Droß-Krüpe* widmet sich in ihrem Aufsatz ebenso dem Humanismus und den Netzwerken zwischen Humanisten, vorbildhaften Frauen und Bildungsinhalten, die sie an der Rezeption der antiken Figur der Semiramis festmacht. In diesem Beitrag steht gleichfalls die Materialität eines Schriftstücks, nämlich eines Briefes, im Zentrum, dem allein deshalb Körperlichkeit anhaftet, da er mit dem Körper der Schreibenden in Beziehung steht. Auch Briefe bilden Netzwerke ab, weil sie ähnlich wie Gaben Verbindungen zwischen Personen herstellen. Zudem kommt ihnen in der Bildungsgeschichte erhöhte Aufmerksamkeit zu, denn das Schreiben von Briefen wurde zumindest seit der Antike und dann über die humanistische Rezeption erneut mit Bildung in Verbindung gebracht. Letztlich haftet Briefen und ihrer Fähigkeit, Netzwerke zu schaffen, auch eine emotionale Qualität an, die sich in einem idealisierten Freundschaftsdiskurs abbildet, der Briefen seit Cicero zugesprochen wird.⁴⁶ Das Beispiel der Semiramis-Rezeption beleuchtet par excellence die Verbindung über die Epochen hinweg, von der Antike bis in die Renaissance. Ausgangspunkt des Aufsatzes bildet wieder ein Schreiben eines Humanisten, Petrarca, an eine adelige Frau, Anna von Schweidnitz, die dritte Ehefrau Karls IV. Petrarca handelt am antiken Beispiel der virilen Semiramis und der ihr gegenübergestellten Livia Drusilla, die vor allem mit Treue und Klugheit besticht, diametral gegenübergestellte Frauenbilder ab, die im Stil eines Exempels der Kaiserin als Vorbilder vorgestellt werden. Schließlich bleibt aber als Idealbild Livia bestehen, die mit traditionellen weiblichen Tugenden in Verbindung gesetzt wird.

Mit dem Thema *Wäsche* rückt im dritten Abschnitt anhand von zwei Beiträgen im Kontext von Sonderorten, Heilanstalten und Erziehungsheimen der Frühen Neuzeit und des 20. Jahrhunderts ein konkretes Spektrum an materiellen Objekten in den Fokus. Wäsche umfasst eine historisch gesehen besondere Gruppe von Objekten, die sich darüber auszeichnet, dass sie mit

46 Vgl. dazu auch Antenhofer, Christina/Müller, Mario (Hg.): *Briefe in politischer Kommunikation vom Alten Orient bis ins 20. Jahrhundert* (Schriften zur politischen Kommunikation 3), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht unipress 2008.

dem Körper in engstem Kontakt steht. Damit gehen bestimmte Tabuisierungen und Zuschreibungen einher, die diese materiellen Objekte von anderen abheben. Wäsche und Kleidung hatten historisch betrachtet durchaus Anteil am Körper und damit an den Identitätswürfen der damaligen Akteur:innen.⁴⁷ Ebenfalls lassen sich hinsichtlich des Herstellens und Verwaltens von Kleidungsstücken Geschlechterzuweisungen beobachten: So waren etwa an fürstlichen Höfen primär die Frauen damit beauftragt, die Textilien zu verwalten.⁴⁸ In den Heil- und Erziehungsanstalten des 19. und 20. Jahrhunderts kam diese Rolle der sogenannten Wäschebeschließerin zu, die die Oberhoheit über die Gebrauchstextilien der Anstalten hatte. In solche Anstalten führt der historische Beitrag von *Maria Heidegger*. Sie geht den Narrationen über Wäsche in ausgewählten Schriftquellen nach und zeigt auf, wie Bekleidung und Bettzeug mit Fürsorge, Hygiene- und Erziehungsdiskursen, Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit, Körpern, Räumen und Praktiken zusammenhängen. Den Handlungen rund um die Wäsche, ihren Markierungen und Aufbewahrungsorten kommt dabei nicht nur ein erzieherischer Wert zu, sie drücken Geschlechterdifferenz aus und stellen diese gleichsam her. Die Konzentration auf vergeschlechtlichte textile Objekte sensibilisiert aber auch für subversive Praktiken in Pflege- und Erziehungskonstellationen. Es eröffnen sich außerdem über die Wäsche Möglichkeiten, Erziehungsgeschichte als Geschichte der Körper, Emotionen und Sinneswahrnehmungen zu lesen. Um textlich überlieferte Deutungen von Kleidungsstücken im Kontext einer vergeschlechtlichten Erziehung geht es ebenso im Aufsatz von *Sabine Stange*. Sie bearbeitet schriftliche Quellen zu hessischen Erziehungsheimen Ende der 1960er Jahre – einer Zeit, zu der über Kleidung mehr Selbstbestimmung und Autonomie für die untergebrachten Jugendlichen gefordert wurde. Für Frauen verdichtete sich diese Forderung im Wunsch, Hosen tragen zu dürfen, was die Anstalt mit der Missachtung gesellschaftlicher Normen gleichsetzte,

47 Vgl. beispielsweise Groebner, Valentin: *Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Europa des Mittelalters*, München: C.H. Beck 2004; Keupp, Jan: *Die Wahl des Gewandes. Mode, Macht und Möglichkeitssinn in Gesellschaft und Politik des Mittelalters* (Mittelalter-Forschungen 33), Ostfildern: Thorbecke 2010.

48 Vgl. dazu Ahrendt, Martha Sue: *The Cultural Legacy and Patronal Stewardship of Margherita Paleologa (1510–1566), Duchess of Mantua and Marchesa of Montferrat*, PhD Thesis, Saint Louis (Missouri) 2002; C. Antenhofer: *Familienkiste*; Lambert, Bart/Wilson, Katherine Anne (Hg.): *Europe's Rich Fabric. The Consumption, Commercialisation, and Production of Luxury Textiles in Italy, the Low Countries and Neighbouring Territories (Fourteenth–Sixteenth Centuries)*, Farnham: Ashgate 2016.

wohl auch aufgrund der männlichen Konnotation des Kleidungsstücks. Hier zeigt sich, wie beide Seiten Kleidung in der Heimkritik geschlechterbezogen jeweils funktionalisierten und welche Wirkmacht dem Alltagsgegenstand Kleidung und damit der Materialität im Kontext der Erziehung zugeschrieben wurde. Ein Befund, der sich zudem in aktuellen institutionalisierten Erziehungskontexten beobachten lässt.⁴⁹

Im vierten Themenfeld steht die Materialität der *Schriften* selbst im Zentrum der Betrachtung. Die interdisziplinäre historische Forschung hat in den letzten Jahren die Bedeutung, die der materiellen Beschaffenheit von Schriftlichkeit zukommt, herausgestrichen.⁵⁰ An sich ist dies ebenfalls eines der traditionellen historischen Forschungsgebiete, denen sich die historischen Grundwissenschaften verschrieben haben. Im Zuge der neueren Forschungen zur Materialität geht es darüber hinaus um die Erkenntnisse, die sich über die materielle Beschaffenheit schriftlicher Quellen für soziale Fragestellungen gewinnen lassen, wobei auch bislang eher vernachlässigte Dokumente wie Verwaltungsakten gesteigertes Interesse erfahren.⁵¹ Im Kontext dieses Bandes interessiert aber ebenso das über Schriften vermittelte Genderwissen, das in diesen gleichsam verkörpert ist. *Andreas Oberhofer* arbeitet mittels Bittschriften aus dem 18. Jahrhundert heraus, wie insbesondere Frauen im kleinstädtischen Milieu über dieses Medium ihren Handlungsraum – gerade über klischeehafte Rollenbilder – in der Interaktion mit der städtischen Verwaltung und Obrigkeit erweitern konnten. Er fragt zudem danach, welche Auskunft die Schreiben über geschlechterspezifische (Aus-)Bildungsformen zu geben imstande sind. Einerseits ist die Bittschrift selbst Teil der schriftlichen Kultur und erlaubt Einblick darin, wer überhaupt Zugang zur Schriftlichkeit hatte.

-
- 49 Vgl. hierzu Eßer, Florian: »Heimkindheit – Verkörperte Sorge«, in: Tanja Betz/Sabine Bollig/Magdalena Joos et al. (Hg.), *Institutionalisierungen von Kindheit. Childhood studies zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft*, Weinheim: Beltz Juventa 2018, S. 213–229.
- 50 Vgl. hierzu insbesondere die Forschungen des Heidelberger SFB *Materiale Textkulturen*, vgl. etwa Meyer, Carla/Schultz, Sandra/Schneidmüller, Bernd (Hg.): *Papier im mittelalterlichen Europa. Herstellung und Gebrauch (Materiale Textkulturen 7)*, Berlin u.a.: De Gruyter 2015.
- 51 Vgl. beispielsweise mit Blick auf Inventare den Band Antenhofer, Christina (Hg.): *Inventare als Texte und Artefakte. Methodische Herangehensweisen und Herausforderungen. Inventories as Texts and Artefacts. Methodological Approaches and Challenges*, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 32 (2021) 3, <https://doi.org/10.25365/oezg-2021-32-3-1>

In ihrer Materialität wiederum war sie Voraussetzung für den performativen Akt der persönlichen Übergabe der Supplik an die Verwaltungsorgane. Andererseits wurden in den Suppliken auch Schul- und Berufsausbildung thematisiert, wenn etwa beim Stadtrat um die dafür notwendigen materiellen Grundlagen angefragt wurde. Die Schriftstücke bieten damit Zugang zu individuellen Haltungen von Schüler:innen und Auszubildenden, die im obrigkeitlichen Schriftgut kaum zugänglich sind. Verwaltungsakten ganz anderer Art untersuchen *Birgit Bütow*, *Vanessa Blaha* und *Daniela Steinberger* in Gestalt von Mündelakten, die im Rahmen der Fürsorgeerziehung von Kindern und Jugendlichen im 20. Jahrhundert entstanden sind. Es geht den Autorinnen darum, Verhältnisse von Gender in der Fürsorgeerziehung als Praktiken der Materialisierung zu fassen. Die Mündelakte als Artefakt wird damit selbst zu einem Akteur der über die Kinder und Jugendlichen verhängten fürsorgeerischen Zwangsmaßnahmen. Bütow, Blaha und Steinberger zeichnen nach, wie die Akten in einem mehrperspektivischen Prozess der Materialisierung von zeitlichen, (sozial-)räumlichen, organisationalen und erzieherischen Aspekten entstanden sind und die betreffenden Jungen und Mädchen nicht geschlechtsneutral, sondern als männliche und weibliche Leibkörper formierten, denen bestimmte Erziehungsproblematiken zugeschrieben und darauf abgestimmte erzieherische Maßnahmen auferlegt wurden.

Als Objektgruppe wird in Abschnitt fünf *Spielzeug* in den Blick genommen. Spielzeug kommt als Medium der Sozialisation, das maßgeblich mit Geschlechterrollen operiert, im Kontext der neuen Aufmerksamkeit für Materialität vermehrt Beachtung zu.⁵² Bezüge ergeben sich in diesem Themenbereich besonders zum letzten Buchabschnitt, der Performanz und dazu auch digitale Spiele analysiert. Hier aber geht es zunächst in zwei Beiträgen um materielle Sachen, die aus zweifacher Perspektive beleuchtet werden. *Daniel Deplazes* und *Jona Tomke Garz* behandeln die Rolle von aus Holz gedrechseltem Spielzeug, das in einem Schweizer Jugendheim im 20. Jahrhundert hergestellt worden ist. Das Spielzeug aus Holz wurde dabei im doppelten Sinn zur Formation der Jugendlichen eingesetzt. Zum einen diente das Handwerk der Ausbildung der Jugendlichen, für die primär manuelle Berufe und Tätigkeiten als geeignet angesehen wurden. Die Knaben und jungen Männer wurden erstens mit der Bearbeitung von Holz einem gängigen Geschlechterstereotyp

52 Vgl. etwa Kühberger, Christoph (Hg.): *Mit Geschichte spielen. Zur materiellen Kultur von Spielzeug und Spielen als Darstellung der Vergangenheit*, Bielefeld: transcript Verlag 2021, <https://doi.org/10.1515/9783839453582>

unterzogen, wie es einleitend Klara Löffler noch in aktuellen Youtube-Videos zum Selbermachen am Beispiel des Tischlerns beobachten konnte. Zweitens diene ein aus Holz geformter Knabe, die Jungenfigur *Jakobli*, die 1927 hergestellt worden ist, als regelrecht *geformtes Erziehungsobjekt*, das noch bis 1999 im Büro des Heimleiters als visuelles Erfolgszeichen der Heimerziehung ausgestellt wurde. *Christoph Kühberger* wiederum behandelt in seinem Beitrag die Rolle, die Spielzeug in Kinderzimmern gegenwärtig bei der Sozialisation in intersektionaler Perspektive zukommt. Der Fokus gilt Spielfiguren, die mit deutlicher Vergangenheitsreferenz auf das Mittelalter verweisen. Kühbergers Untersuchungen zeigen weitgehend stereotype und geschlechtersegregierende Rollenbilder, die männliche und weibliche Geschlechtervorstellungen klischeehaft festmachen. Selbst jüngere Versuche, vor allem intersektionale Aspekte über eine Verbreiterung etwa des dargestellten ethnischen Spektrums, sind letztlich weniger an der historischen Realität des Mittelalters orientiert, sondern folgen gegenwärtigen Markterfordernissen. Das dargebotene Genderrollenspektrum bleibt weiterhin konservativ. Darüber wird letztlich ein *Kanon* für Kinder generiert, der alte historiografische Narrative zementiert, in denen Frauen marginalisiert werden, Männer als militärisch überlegen auftreten und »Egalisierungsvorstellungen zu *race*« letztlich eher als »kulturelle Erinnerungsmarker« fungieren.

Kapitel sechs wendet sich mit dem *Raum* einer zentralen Kategorie der Materialität zu. Wie eingangs dargelegt wurde, haben räumliche Aspekte in einer geschlechterkritischen Perspektive insbesondere mit Bezug auf den Körper entscheidende Bedeutung. Während dem Körper eine Verortung im dreidimensionalen Raum zugewiesen wird, deutet der Leib auf die phänomenologische, jeweils individuelle Leiberfahrung hin, die mit einer Hier/Jetzt-Verortung einhergeht, welche ohne exakt messbare räumliche oder zeitliche Referenzen auskommt.⁵³ Beide Aspekte des Raums kommen in den zwei Beiträgen zur Sprache, die in diesem Abschnitt vereint sind. *Kevin Heiniger* nähert sich dem Thema über die disziplinierende Rolle des Raums in der schweizerischen Fürsorgeerziehung an. Noch in den 1970er Jahren wirkten in der Heimerziehung geschlechtsspezifisch geprägte Erziehungskonzepte, entlang derer der hausinterne Arbeitsplatz als die für weibliche und der externe als die für männliche Jugendliche vorgesehene Sphäre adressiert wurde. Paradoxerweise korrelierte diese Engführung gerade mit Reformversuchen, die an die räumlich-materielle Struktur der Heime geknüpft waren. Raum und Erziehungs-

53 Vgl. G. Lindemann: *Leiblichkeit – Körper*, S. 37.

konzepte bedingen sich demnach gegenseitig und stehen in einem reziproken Verhältnis, was die Beziehung zwischen Materialität und Geschlecht zu einem lohnenden Thema der Analyse von Wandel und Beharrung in der (Heim-)Erziehung macht. Während sich der Raum hier auf konkrete infrastrukturelle Bedingungen pädagogischer Prozesse bezieht, kommt *Sandra Neugärtner* in ihrem kunsthistorischen Beitrag durchaus der leiblichen Dimension des Themas im künstlerischen Format nahe. Sie gibt sich auf die Spuren der Werke von Sophie Taeuber-Arp und fragt nach ihrer Deutung des Selbst- und Weltverhältnisses zwischen der oft weiblich konnotierten Herstellung kunsthandwerklicher Gegenstände einerseits, und dem Ausdruck als freier Künstlerin andererseits. Parallelen ergeben sich dabei zur einleitenden Sektion der Praktiken und den dort gemachten Beobachtungen dazu, wie das Handeln an materiellen Objekten – und solche sind letztlich auch die Kunstwerke – mit leiblichen Erfahrungen einhergeht, die an einen konkreten Raum gebunden sind. Taeuber-Arps Selbstpositionierung veränderte sich durch experimentelle Tanzauführungen, die ihr ermöglichten, den konkreten Raum aufzubrechen und außerhalb der tradierten sozialen Konstruktionen und kulturellen Ideologien des Geschlechts zu stehen. Erneut zeigt sich an diesem Beispiel die geschlechterhistorisch bemerkenswerte Beobachtung, dass Frauen für ihr Handeln weniger Raum zuerkannt wurde und wird.

Das Zusammenwirken von Objekten, Körpern und Raum verbindet sich im letzten Abschnitt in der Perspektive der *Performanz*. Mit Judith Butler ist die Konstruktion von Geschlecht in besonderem Maße mit Performanz verwoben.⁵⁴ Performanz als Perspektive kulturwissenschaftlicher Forschungen allgemein hat darüber hinaus in gleicher Weise seit den 2000er Jahren an Relevanz gewonnen.⁵⁵ Während diese Perspektive implizit bei mehreren Aufsätzen des Bandes mitzudenken ist, rücken sie die zwei Beiträge des letzten Abschnitts, die zugleich einander zeitlich diametral gegenüberstehen, ins Zentrum. *Kordula Schwegg* betrachtet die Antike in ihrem Beitrag zur Sozialisation junger Römer und zu der Rolle, die dabei den Masken der Ahnen

54 Vgl. Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter (Edition Suhrkamp 2433), Sonderausgabe, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003; Dies.: *Excitable Speech. A Politics of the Performative*, New York/London: Routledge 1997.

55 Vgl. Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen* (Edition Suhrkamp 2373), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004; Martschukat, Jürgen/Patzold, Steffen (Hg.): *Geschichtswissenschaft und »performative turn«*. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit (Norm und Struktur 19), Köln u.a.: Böhlau 2003.

zukommt. Das Medium der Maske verweist auf den theatralischen Kontext der Performanz und zugleich auf das materielle Abbild eines Vorfahren als Mittler zwischen Generationen, auf die Vergänglichkeit menschlicher physischer Körper, die über deren Abbild in der Maske gleichsam verewigt werden. Einerseits werden hier über Materialität Inklusions- und Exklusionsmechanismen innerhalb der generationalen Ordnung verhandelt, andererseits erfolgt eine Stabilisierung von Erinnerung und darüber von Geschlechterverhältnissen, wie sie schon Christoph Kühberger in seinem Aufsatz am Spielzeug beobachtet hat. Ähnliche Ergebnisse erzielt die Analyse von Genderrollen in digitalen Spielen mit historischem Bezug von *Aurelia Brandenburg* und *Peter Färberböck*. Das Vorbild martialischer Männlichkeit gerinnt im Spiel zum einzigen Role Model, nachdem gleichsam ein einziges männlich codiertes Geschlechtermodell propagiert wird, das selbst weibliche Charaktere als reine Dubletten der männlichen Helden kodiert. Traditionelle Vorstellungen von Weiblichkeit werden dagegen mit Schwäche assoziiert und als zu überwindende Identitätsentwürfe dargestellt. Wie im analogen Spielzeug greift das digitale Spiel schematische stereotype Vorstellungen einer an sich ahistorisch dargestellten Vergangenheit auf. Vermeintlich historische Materialität wie bestimmte Utensilien sollen historische Authentizität suggerieren, bleiben aber Kulisse.

Insgesamt stellen *Praktiken*, *Netzwerke*, *Raum* und *Performanz* vier theoretische bzw. methodisch-methodologische Perspektivierungen dar, um das Verhältnis von Geschlecht und Materialität anhand von unterschiedlichen Typen historischer Quellen auszuloten. Mit der *Wäsche*, dem *Spielzeug* und dem historischen *Schriftgut* wiederum werden drei konkrete Materialisierungen angesprochen, die über Geschlechterkonstruktionen und -verhältnisse in Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsprozessen Auskunft zu geben imstande sind. Die vorgestellten Beispiele laden dazu ein, das Spektrum an materiellen Objekten mit den oben genannten vier Zugriffen durch weitere Untersuchungen zu erweitern.

Dank

Wir danken den Autor:innen herzlich, dass sie sich auf das interdisziplinäre Experiment dieses Buchprojektes und auf die vorausgegangenen Diskussionen eingelassen haben. Den anonymen Fachgutachter:innen danken wir für ihre Reviews zu den Beiträgen. Dank gebührt auch den Förderern der Publikation: dem Fachbereich Geschichte der Paris Lodron Universität Salzburg, dem

Dekanat der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck und dem Center Interdisziplinäre Geschlechterforschung Innsbruck. Birgit A. Rother sei für das genaue und umsichtige Lektorat gedankt, Theresa Haderer und Simon Rabensteiner für die Hilfe bei der Erstellung des Registers, Mirjam Galley vom transcript Verlag schließlich für die stets hilfsbereite Betreuung dieses Buchprojektes.

Praktiken

Handling Objects in Primary and Secondary Educational Settings

Facilitating Educational Processes and Challenging Heteronormative Gender Constructs: The Case Study of Mobility of Objects Across Boundaries 1000–1700

Katherine Anne Wilson, Mike Bird and Daryn Egan-Simon

Fig. 1: »The key to the chest that holds all of the secrets. The chest that holds the letters with the plots. The plots with the well thought out plans to overthrow the king. The plans that if they go the slightest bit wrong could end with me guilty of treason. The key that holds the letters with all my secrets, the secrets that could end my life.« Pupil, Padgate Academy, Warrington

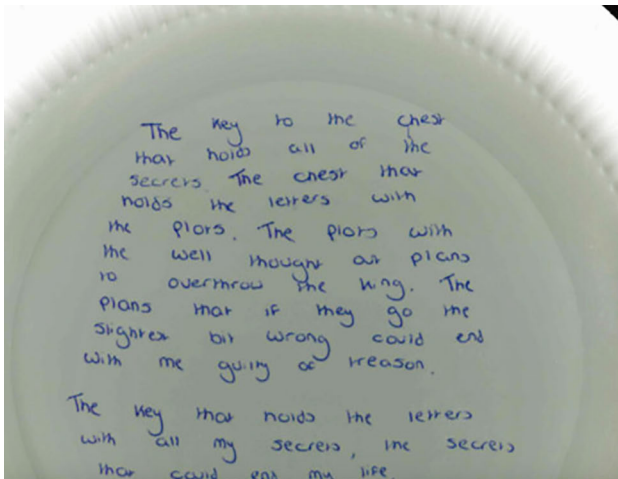


Fig. 2: »I think this is a tile and a stonemen carved it. Stoneman OR Stonelady.«
Pupil, Year 5, Oldfield School, Chester



The quotes detailing a key that unlocks the secret plot to overthrow the King, a tile that may have been carved by a man or a woman, and a much-loved broken work shoe are just some of the historical observations made by learners on paper plates from their medieval and early modern object handling sessions in schools across Cheshire, England and Flintshire, North Wales. Using a case study from a UK Arts and Humanities Research Council Funded project, *Mobility of Objects Across Boundaries 1000–1700*, this chapter seeks to investigate the way in which object handling sessions of original Museum objects in classrooms from age 6–16 for c. 400 pupils can engage students with the discipline of History and challenge hegemonic and heteronormative gender constructs in educational settings.¹

1 This work and article was made possible by the Arts and Humanities Research Council funding of a Network Grant and a grant for Follow on Funding For Impact and Engagement in 2018–2020 and 2021–2022. It involved collaboration between the department of History and Archaeology and Children and Education Services at the University of Chester. Information regarding the project can be found here: <https://mob.chester.ac.uk/> [accessed 27 October 2023].

Using Objects in Educational Settings: A History

The object handling work undertaken by the *Mobility of Objects* project draws on a long history of using objects in educational settings and reflects on debates concerning the various ways objects facilitate educational processes. During the Enlightenment, Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) conceived of a schoolroom where children held objects in their hands and responded to open-ended questions about objects to actively investigate the material object. An underpinning thesis of Pestalozzi's work was that »observation is the absolute foundation of all knowledge«.² Elizabeth Mayo's 1839 book, »Lessons on Objects: Their Origin, Nature and Uses«, advocated that student investigations must be guided by teachers' questions but not shaped by them.³ As Mayo tellingly states in the opening to her work, »One principal fault, into which Teachers are liable to fall, is that of telling too much to their pupils, who welcome the information with pleasure, but allow their minds to remain almost passive, and acquire the habit of receiving impressions from others, at a time when they ought to be gaining in strength, by an exertion of their own powers«.⁴ Following Mayo's model, the questions for each object lesson should be open-ended in nature, pushing students to engage in their own learning about the subject. In her first lesson »Glass« the questions begin from first principles. As she outlines, »Teacher: What is that which I hold in my hand [...] You have all examined this glass; what do you observe? [...] What can you say that it is?«⁵

Key to both Pestalozzi's and Mayo's object lessons were sensory experiences for learners. For Pestalozzi, learners must begin from real objects to develop their faculties of mind, perceiving the object with all their senses, seeing, hearing, touching, smelling and even tasting it.⁶ In Mayo's model lessons, the lesson started by passing an object around pupils to be examined by each individual. Every lesson then required detailed scrutiny of the object with direc-

2 Bruhlmeier, Arthur: *Head, Heart and Hand. Education in the Spirit of Pestalozzi*, Cambridge: Sophia Books 2010, p. 14.

3 Mayo, Elizabeth: *Lessons on Objects: Their Origin, Nature and Uses: For the Use of Schools and Families, Illustrated with 52 Engravings on Wood*, Haswell: Barrington and Haswell 1839.

4 *Ibid.*, p. 21.

5 *Ibid.*

6 A. Bruhlmeier: *Head, Heart and Hand*, p. 14–15.

tions from Mayo such as, »Take it in your hand and feel it.«⁷ Reflecting on the place of object lessons in nineteenth century American classrooms, Sarah Anne Carter makes the observation that educators came to hope that, »through object lessons, children would learn to derive meaning from the material world and to reason both critically and morally based on this knowledge.«⁸ For many during this period, simplistic thinking was viewed as a basis for the failures that led to the American Civil War.⁹ Thus, in nineteenth century America, the goal of an object lesson was to teach a child to think for themselves and avoid superficial reasoning. A strong tradition of using objects to facilitate learning also existed in the British Isles during the nineteenth century, but object learning became more prescriptive as the century progressed. Children learned rote »facts« about the objects to recite, parodied by the author Charles Dickens in the work »Hard Times«.¹⁰ In addition to object learning becoming no more than rote learning, contemporary commentators also considered teachers as simply unable to deliver object learning. Peter Knupfer uses the evidence of one critic of the method from 1866 who suggested, »It is too high a kind of instruction [...] it requires more available knowledge, tact and experience than most teachers can command.«¹¹

Handling Objects in Educational Settings: Engaging Learners in History

Our 2020 »Teaching History« article began a consideration on the ways that original medieval objects from Museum collections, handled by learners, could create engaging, unique and insightful learning opportunities, grounded in an

7 E. Mayo: *Lessons on Objects*, p. 23.

8 Carter, Sarah Anne: *Object Lessons: How Nineteenth-Century Americans Learned to Make Sense of the Material World*, Oxford: Oxford University Press 2018, p. 3.

9 Ibid.

10 Leighton, Mary Elizabeth/SurrIDGE, Lisa: »Object lessons: The Victorians and the Material Text/Leçons de choses: les Victoriens et le texte dans sa matérialité«, *Cahiers victoriens et édouardiens* (2016), <https://doi.org/10.4000/cve.2864>

11 Knupfer, Peter B.: »Learning to read while reading to learn: Marcius Willson's basal readers, science education and object teaching, 1860–1890«, *Paedagogica Historica* (2020), p. 1–20, p. 17, <https://doi.org/10.1080/00309230.2020.1864423>

evidential and experiential approach to »doing history«.¹² The works of philosophical and developmental psychology by John Dewey in 1899 and then Jean Piaget in 1929 support this importance of learning from experience, emphasizing that learners must reflect on the experience and undertake problem solving to apply new knowledge from actual practice through a process of experimentation.¹³ Our knowledge of the significance of the dialogue process intertwined with the haptic handling of the medieval and early modern objects by learners, is already well-established in several pedagogical studies. In 1978 L.S. Vygotsky proposed that the development of higher cognitive activity in children arose through practical activity in a social environment.¹⁴ Shawn Rowe's important work in 2002 on the role of objects in meaning making in museums, formally established how important objects were for pupils in terms of making meanings, meanings co-constructed in a group or other social situations.¹⁵ For Rowe the haptic experiences of using objects were pivotal, aiding investigative, inferential and inclusive learning in learners. Haptic experience was replicated in our classroom practice in England and North Wales, where once the medieval objects were picked up and handled by learners, an open atmosphere of engaged and spontaneous conversation ensued.

In addition, our »Teaching History« article suggested that the use of authentic museum objects in the classroom can have important consequences for the discipline of History. History is a discipline which demands detailed analysis of primary source material, critical thinking and questioning. However, in many UK schools it is perceived by learners as a potentially »difficult« subject, full of »facts« to learn. Terry Haydn's and Richard Harris's work which presented some of the disaffected perspectives of pupils on the subject of History in the UK, revealed that numerous pupils regard it as a subject of knowl-

-
- 12 Bird, Michael/Wilson, Katherine Anne/Egan-Simon, Daryn et al.: »Touching, feeling, smelling, and sensing history through objects«, *Teaching History* 181 (2020), p. 40–48.
- 13 Dewey, John: *Lectures in the Philosophy of Education*, 1899; Piaget, Jean: *The child's conception of the world*, London: Routledge 1929.
- 14 Vygotsky, Lew S.: *Mind in Society: Development of Higher Psychological Processes*, Harvard: Harvard University Press 1978.
- 15 Rowe, Shawn: »The Role of Objects in Active, Distributed Meaning-Making«, in: Scott G. Paris (ed.), *Perspectives on Object-Centred Learning in Museums*, Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates 2002, p. 19–36.

edge transmission.¹⁶ One pupil reflected, »I don't think we need it, yeah it's ok for telling stories but that is it (I think they make us do it to bore us all out of our brains)«. ¹⁷ Another surmised that History was primarily a subject, »So that you can know a bit more knowledge you don't use much«. ¹⁸ In addition, the pressure of testing and exam results at both primary and secondary levels in the UK has led teachers to question the value of »creative« activities associated with the subject. ¹⁹ Thus, we were well aware when starting to use objects in the classroom without contextual knowledge, that some pupils tend to expect or seek to offer »right answers« or »pre-processed responses« drawing from knowledge they have previously internalized. ²⁰ However, our work using authentic historical objects in classrooms presented a further issue for investigation. Was it also possible that the use of objects, particularly objects without known historical narratives, might challenge heteronormative gender constructs for pupils?

Handling Objects in Educational Settings: Construction and Gender Experiences

A significant body of work exists investigating the construction and experiences of gender, especially in the primary or pre-school classroom. Research exploring objects in relation to gender in classroom settings, has tended to focus on the ways that the material environment of the classroom constructs gender, and the ways in which this by turn establishes problematic heteronormative gender constructs or entrenches gender inequalities. ²¹ Carol Taylor's consideration of objects, bodies and space in the classroom reminds

16 Haydn, Terry/Harris, Richards: »Pupil Perspectives on the Purposes and Benefits of Studying History in High School: A View from the UK«, *Journal of Curriculum Studies* 42 (2010) 2, p. 241–261, <https://doi.org/10.1080/00220270903403189>

17 Ibid., p. 250.

18 Ibid.

19 HosackJanes, Karen: »Objects of curiosity: How old master paintings have been used in the primary classroom to provide pupils with cognitive challenge and creative agency«, *Thinking Skills and Creativity* 41 (2021), p. 1–11, p. 2, <https://doi.org/10.1016/j.tsc.2021.100861>

20 M. Bird/K.A. Wilson/D. Egan-Simon et al.: Touching, feeling, smelling, and sensing history, p. 42.

21 Martin, Adrian D.: »The Agentic Capacities of Mundane Objects for Educational Equity: Narratives of Material Engagements in a Culturally Diverse Urban Classroom«, *Educa-*

us how even the, »mundane materialities of classrooms do crucial but often unnoticed performative work in enacting gender power«. ²² The effect of objects in establishing or reinforcing this entrenched gender power should not be underestimated. Jennifer Lyttleton-Smith points out that the heteronormativity of education for all learners, »has been located as a damaging phenomenon through the rigidity of identities it supports«. ²³ To emphasise just what an important issue this should be to all educators, Lyttleton-Smith asserts how hegemony of heteronormative masculine and feminine identities in educational practice leads to »non-normative experiences, feelings and performances being ignored, invalidated by a lack of recognition, or actively discriminated against«. ²⁴ Given the critical need to break down and challenge hegemonic heteronormative gender constructs in all education settings, is it possible that handling authentic museum objects, particularly everyday objects without known historical narratives, might help to break down or challenge heteronormative constructs and provide a space of non-normative gender for learners?

The Mobility of Objects Across Boundaries 1000–1700: Case Study

To investigate these issues this chapter will use a case study undertaken as part of a UK Arts and Humanities Research Council funded network and follow-on funding for impact and engagement called *Mobility of Objects Across Boundaries 1000–1700 (MOB)*. From 2018 to 2022 the project visited 6 schools in Cheshire, England and Flintshire in North Wales to undertake object handling workshops for over 400 pupils aged 6–16. ²⁵ Our project identified the need to create sustainable handling experiences of Museum objects for schools at both

tional Research for Social Change 8 (2019), p. 86–100, <https://doi.org/10.17159/2221-4070/2018/v8i1a6>

- 22 Taylor, Carol A.: »Objects, Bodies and Space: Gender and Embodied Practices of Mat-tering in the Classroom«, *Gender and Education* 25 (2013), p. 688–703, p. 688, <https://doi.org/10.1080/09540253.2013.834864>
- 23 Lyttleton-Smith, Jennifer: »Objects of conflict: (re) configuring early childhood experi-ences of gender in the preschool classroom«, *Gender and Education* (2017), p. 655–672, p. 656, <https://doi.org/10.1080/09540253.2017.1332343>
- 24 *Ibid.*, p. 658.
- 25 <https://mob.chester.ac.uk/> and <https://gtr.ukri.org/projects?ref=AH%2FR00546X%2F1> [both accessed 27 October 2023].

primary and secondary levels, vital to the delivery of the English KS1–4 and GCSE History strands. This need was further informed by educational reports during the lifecycle of the research project which clearly demonstrated that despite the proven need for activities such as Museum visits to help narrow the disadvantage gap, UK schools were experiencing difficulties in funding enrichment experiences for their pupils.²⁶

The objects were specifically selected from the collections of the Grosvenor Museum in Chester. The Grosvenor Museum has an internationally significant, if often overlooked, collection of medieval and early modern materials drawn from significant finds taken from the city of Chester and its surrounding areas.²⁷ In the period 1000–1700, Chester was the largest port in North West England, attracting international merchants, shipping and objects from across Europe and beyond European boundaries.²⁸ The city was a hub for pilgrimage and learning through its significant religious sites at St Werburghs (later Chester Cathedral) and St John's.²⁹ The Mobility of Objects project sought to use everyday objects from the Museum's collections, and specifically targeted objects that did not have known historical narratives, identifiable owners and included objects that were fragmentary in nature.³⁰ It used five types of objects (keys, chests, shoes, tiles, ceramics), pottery, pilgrim badges and devotional tokens. The department of History and Archaeology in collaboration with the department of Children and Education Services at the University of Chester, asked PGCE History trainee teachers to develop a lesson plan to deliver the handling workshops to pupils for approximately an hour. The trainee teachers and the leaders of the project were keen to establish workshops that allowed learners enough time to handle the objects and to engage in teacher to pupil and pupil

26 Dickens, Sarah: School trips and uniform costs hitting poorest pupils, BBC News, March 2019.

27 <https://grosvenormuseum.westcheshiremuseums.co.uk/> [accessed 27 October 2023]; Griffiths, David W./Philpott, Robert A./Egan, Geoff: *Meols: The Archaeology of the North Wirral Coast: Discoveries and Observations in the 19th and 20th Centuries, with a Catalogue of Collections*, Oxford: Oxford School of Archaeology 2007.

28 Laughton, Jane: *Life in a late medieval city: Chester 1275–1520*, Oxford: Windgather Press 2008.

29 »Later medieval Chester 1230–1550: Religion, 1230–1550«, in: C.P. Lewis/A.T. Thacker (eds.), *A History of the County of Chester: Volume 5, Part 1, The City of Chester: General History and Topography*, London 2003, p. 80–89, British History Online, <http://www.british-history.ac.uk/vch/ches/vol5/pt1/pp80-89> [accessed 27 October 2023].

30 <https://mob.chester.ac.uk/> [accessed 27 October 2023].

to pupil dialogue on the objects using basic questions. The handling and conversations about the objects then acted as a scaffold to the concluding activity. Here, learners were asked to select an object with which they had made a connection, then to think about if the object was speaking, or who had owned or made the object, or where it had traveled or been used. Learners then produced a short piece of creative writing on the object.

Shawn Rowe notes how, »the museum object or text is also a ›thinking device‹, a cultural tool for generating meaning«. ³¹ But objects are even more important to the discipline of History in another way. As Serena Dyer advocates, »[...] objects are more than witnesses to history, they are autonomous agents in the creation of that history«. ³² In this way, original museum artifacts are essential tools for teachers and learners of the discipline of History. However, we would advise that it is also important that object lessons include handling, observation and discussions of the objects using questions from first principles, without provision of prior contextual knowledge to spark and develop the comprehension of learners. Thus, our object handling questions were purposely designed to force learners and educators to engage with the objects through haptic, visual and material means, before moving to engage learners with questions regarding possible uses and owners of the objects. The handling questions included: What colours/designs/pictures can you see? What does it feel like? What do you think it was made of? What do you think this is? How do you think it was used? Do you think it moved or traveled? Who do you think it belonged to? The 40 minutes or so given to the handling and discussion of the objects, both learner to learner and teacher to learner, allowed different forms of historical knowledge to arise and be discussed, relating to the material and visual forms of the objects, their manufacture, the people who may have owned them, their transformations and movements over time and places and their completeness and incompleteness as historical sources. The creative work subsequently produced by the learners on one of the objects they had connected with was a product of their haptic experiences and dialogues they had experienced during the object handling session. Space given in the classroom to dialogue while handling was crucial. As Sophie Woodward reveals, »How people talk about things is a way to create and extend meaningful relationships

31 S. Rowe: *The Role of Objects*, p. 28.

32 Dyer, Serena: »State of the Field: Material Culture«, *History* 106 (2021), p. 282–292, p. 285, <https://doi.org/10.1111/1468-229X.13104>

towards things – as language can then ›define‹ and ›recast‹ material culture«. ³³ For Robin Alexander, »talk matters« in the classroom and dialogic teaching is good for students and teachers and is more than just, »classroom talk«. ³⁴ As Alexander reflects, dialogic teaching »[...] makes the processes in which they are jointly engaged more visible [...] explicitly valuing evidence and mutuality above supposition and gamesmanship«. ³⁵

Two key educational processes related to pupil development in the discipline of History emerged in our object handling work. The first relates to connecting and developing historical knowledge for learners, the second in allowing pupils to develop their historical inferences through creative work driven by the objects. Our methodological analysis for this chapter of the c. 300 creative works produced by pupils ages 6–16 in Oldfield School, Padgate Academy Warrington and Bishop's School, Chester in object handling sessions is purposely qualitative in nature, seeking to draw out key themes addressed by the pupils in terms of historical issues and in relation to gendered constructs. Thus, our work in this chapter is not intended as a definitive conclusion, but rather as a starting point for researchers to continue to investigate the potential of authentic object handling sessions in classrooms relating to the facilitation of educational processes for the subject of History and in challenging heteronormative gender constructs.

Handling Objects in Educational Settings: Status and Power

Many of the students in the Year 7–9 groups from Padgate Academy, Warrington, used the non-elite historical objects to reflect on their contextual knowledge of status and power relations during the medieval period, particularly situating the objects with peasant, working class or impoverished individuals in the period. We see learners using material culture as »evidence of past lived ex-

-
- 33 Woodward, Sophie: »Object interviews, material imaginings and ›unsettling‹ methods: interdisciplinary approaches to understanding materials and material culture«, *Qualitative Research* 16 (2016), p. 359–374, p. 362, <https://doi.org/10.1177/1468794115589647>
- 34 Alexander, Robin: *A Dialogic Teaching Companion*, Oxon: Routledge 2020, p. 1, <https://doi.org/10.4324/9781351040143-1>
- 35 *Ibid.*, p. 1–3.

periences«. ³⁶ One creative work describes, »The Freeman is working, on a hot summer's day, the merchants are lurking, trying to earn their pay. The King was wearing a pin. It was like a sword. The badge took away his sin. It was from the Lord.« Here we are neatly presented with the learner's application of their knowledge of some of the key social groups from the medieval period. Social groups were also brought to the fore in the work of one Year 9 learner. They used a medieval key to suggest that, »this key would have been of great importance to someone in the employment of the Lord of Frodsham«.

Other plates considered the conditions or the stories of working individuals from their handling of the objects. One learner wrote, »I am a working class man and this ring belongs to me. It is my wedding ring which has been passed down through generations. I wear it everyday as a symbol of my marriage, but I also like wearing it because it suggests I have quite a bit of money.« Another pupil from the same year group reflects on the story of a shoe relating to an individual named Harry. The narrative on the plate relates, »Harry was a working class man who worked as a labourer at the iron works. He worked hard to support his family, but poverty meant he could only afford one pair of shoes for all occasions. When they eventually broke, his wife stitched them up, he had too much pride to go out in broken shoes.« For others the handling of a key prompted sobering reflections of impoverished lives. One learner described, »This key belonged to a mother of five children, she tried to look after them on her own and her husband had died during war. They were a very poor family and she didn't work and the family was relying on the older son who worked everyday to at least be able to buy some food once a week. The key was a key to a old left behind house which had a hidden room where her husband left some money for his family so that they can use it when they have financial problems.«

Interestingly, younger learners from Year 3–6 in Oldfield Primary, Chester were also prompted to reflect on status from their handling and discussion of the objects, frequently ascribing the ownership or use of the objects to »rich« or »poor« people in the past. One Year 6 plate labeled its drawing of the fourteenth century St Peter's spoon from Rome, with the inscription, »I think this is a tea-spoon which belonged to someone very important and wealthy«. Another Year 6 learner's suggestion from handling a key was that, »The key is very rusty and it probably belonged to someone who was rich enough to have his/her house

36 Gaskell, Ivan/Carter, Sarah Anne: *The Oxford Handbook of History and Material Culture*, Oxford: Oxford University Press 2020, <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199341764.001.0001>

locked up. It could have also belonged to a King.« The plates of several Year 3 pupils were also inspired by the medieval keys. One learner had chosen to illustrate a stick figure with the identification »rich person« holding a »gold key« to open a door to a »soldier graveyard« while another learner from the same year wrote beside their drawing of a key, »Castle Door Key. To a bedroom for a visiting king.«

Many learners used their handling and discussion of a range of medieval keys to reflect on asymmetrical power relations in the Middle Ages, particularly the relationship between elites and individuals further down the social scale. One Year 7 learner chose to imagine themselves writing a memoir, noting, »Dear Diary, I finally got the position of a jail guard. The king himself trusted me with the jail key. I have a very dangerous criminal in the cell and I have to make sure no-one goes in or out of the cell.« However, in this learner's reflection the jailor has only acquired their jailor status through possession of the key and thus danger still lurks in their newly acquired position. The learner adds ominously, »The key is very heavy and when I finish my night it will be given to the other guard. The guard before me got executed for helping a criminal escape.« Allusions to asymmetrical power relations from the handling and discussion of the medieval objects was also present in a plate of a Year 4 learner. They chose to write beside their drawing of a key, »This key used to be shiny. Maybe it could be for a cell in a castle.« For another Year 5 learner, inequalities in the past were again brought to the fore by the medieval keys, observing, »I think the key was a key that might of opened maybe a [an] old dungeon which kept slaves or prisoners in«.

Handling Objects in Educational Settings: Mobility of Objects

In other plates we see learners drawing on their historical context and knowledge regarding the movement of objects for spiritual journeys and the personal meaning these objects held for their owners. In one Year 8 learners' beautifully written circular reflection, we are presented with the journey of a pilgrim badge. This plate recounts, »The pilgrim's badge belonged to a religious man called Edward Beckett. He went on a pilgrim[age] around the world to very religious places that he could afford to travel to. He went on pilgrim[ages] to symbolize how much he believed in God and he wore this badge everywhere with him. He had it on a necklace with a leather strap and the writing symbolises his belief in God. On the journey he met many people who had similar

badges however his was very unique because of the writing. When he got to the end of his journey he threw his badge into the sea for it to be kept forever.« In other works by learners we see both the knowledge of, and the reflection on, medieval spiritual journeys to effect alleviation from pain and suffering. One plate presents the hope that travels to obtain a gourd full of holy water will effect a miracle from the pestilence. The plate recounts, »For many miles I have travelled to obtain a gourd for Saint Thomas Beckett's holy water to cure my only son. He has been struck down with the fever and may soon perish, but with the intervention of the Martyred Archbishop of Canterbury, hopefully, he will be saved!« Alongside the intricate drawing of a medieval pilgrim brooch, one Year 5 pupil posited that, »I think this is a badge that shoun [showed] people that they traveled to a holy place«.

What is evident from the work of the learners above is the value that creative work can have for the discipline of History in terms of developing historical connections and inferences. As Karen Hosack Janes makes clear, while it is acknowledged by many educators how valuable it is to give learners the freedom to explore and experiment with ideas, *how* this is undertaken in educational settings is »not universally accepted or clearly understood«. ³⁷ In fact, one study that considered teachers' perceptions of creativity, »found that behaviors such as ›taking chances‹ or ›being impulsive‹ and ›autonomous‹ were thought by some teachers to be ›undesirable‹«. ³⁸ Interestingly, creative work was considered by many teachers to be entirely separate from »project based activities«, »research«, »enquiry based activities« and »challenge based activities«. ³⁹ When the *Mobility of Objects* project held a teacher workshop to design the sustainable teaching resources for the Object Boxes of Museum artifacts to be loaned to schools in 2021, we found a similar perception existed regarding the creative paper plate work after the handling and discussion session for some of the secondary teachers, a perception that interestingly was not present for the primary teachers in attendance. However, beginning from first principles, from primary evidence, is *fundamental* to the discipline of History and is exactly what established historians do from a variety of evidence types. As Laurel Thatcher Ulrich makes clear, »When used as primary sources, artifacts can transform, rather than merely illustrate our understanding of broad his-

37 K. Hosack Janes: *Objects of Curiosity*, p. 1.

38 *Ibid.*, p. 2.

39 *Ibid.*

torical processes«. ⁴⁰ Other professional historians also advocate for a return to first principles when using objects in historical work. Ivan Gaskell and Sarah Anne Carter emphasise, »[...] the successful use of material culture in history depends on testing such sources-material things of many kinds – not as illustrations to picture already developed arguments about the past – but as key evidence«. ⁴¹ Objects as History has important consequences for the discipline in the future, opening up global connections and de-centering national narratives if we simply give, »[...] the force of things more due«. ⁴² Thus, asking school learners to closely investigate original historical artifacts from first principles and produce creative work on an object they established a connection with, in the manner the *Mobility of Objects* project has sought, establishes for learners the fundamental research tools of the History discipline.

Handling Objects in Educational Settings: Challenging Gender Constructs

Serena Dyer reveals a further strength of using material culture for the discipline of History lies in, »its ability to look beyond the restrictions imposed by the white, patriarchal and class based systems which have shaped written sources«. ⁴³ Indeed, the strength of material culture to challenge these constructs lies in the fact that there is no single way of engaging with material culture, and that objects can be used to construct multiple meanings and constructs. ⁴⁴ Handling sessions with authentic museum objects for learners may provide crucial places in education settings to challenge hegemonic heteronormative gender constructs in learners, which become especially ingrained as learners grow older. In the work undertaken by the learners from Year 3 to Year 9 we see plenty of evidence of hegemonic heteronormative gender constructs which reinforces Jennifer Lyttleton-Smith's and Carol Taylor's points of how

40 Ulrich, Laurel Thatcher: »Objects in the Classroom«, Magazine of History 17 (2003), p. 57–59, p. 58, <https://doi.org/10.1093/maghis/17.4.57>

41 I. Gaskell/S.A. Carter: The Oxford Handbook of History and Material Culture, p. 3.

42 Bennett, Jane: Vibrant Matter. A Political Ecology of Things, Durham (NC): Duke University Press 2010, <https://doi.org/10.2307/j.ctv111jh6w>

43 S. Dyer: State of the Field, p. 287.

44 Richardson, Catherine/Hamling, Tara/Gaimster, David R.M.: The Routledge handbook of material culture in early modern Europe, Oxon: Routledge 2016, p. 4, <https://doi.org/10.4324/9781315613161>

quickly they become fixed for learners, objects and spaces in educational settings.

For example in some of the learner's plates, we see the gendered assumption that men in the medieval past would work to support women and that women were unable to support themselves, despite plenty of evidence from the medieval period of working women in all social groups across Western Europe.⁴⁵ If we return to the Year 9 learner's plate which tells the story of Harry, »[...] a working class man who worked as a labourer at the iron works. He worked hard to support his family, but poverty meant he could only afford one pair of shoes for all occasions. When they eventually broke, his wife stitched them up, he had too much pride to go out in broken shoes.« In this narrative, we observe that Harry's wife remains unnamed, assigned to the role of the repair of Harry's shoes. The patriarchal role of familial provider reoccurs in another Year 9 plate which notes, »He owned this shoe for most of his life working, walking on that shoe all day. He walked in fields and the town. The man who owned this shoe was a tall man who was very bulky/stocky and had a family to look after [...].« The gendered construct that women stayed at home while men were »active« emerges in one Year 8's creative observation regarding the manufacture of a medieval tile. The learner asserts, »I think the tile was used to decorate a church/important building because of mainly the patterns and it's clear that someone took time so it was probably for an important building. I think it was made out of brick with some sort of like polish or maybe lead for the indents because it has the look of a really pressed down pencil. I think probably a man made it because they used to do more brickwork and women would make clothing and were generally stay at home mums [...].«

In other plates, the makers of the objects are assigned to male, rather than female individuals, especially where there is an imagined blacksmith. One plate observes, »The blacksmith's key was no ordinary key, he found the key in Royal gardens where he was doing some work on a king's sword«. In addition,

45 Goldberg, P.J.P.: *Women, Work, and Life Cycle in a Medieval Economy: Women in York and Yorkshire c. 1300–1520*, Oxford: Oxford University Press 1992; Bennett, Judith M.: *Ale, Beer, and Brewsters in England: Women's Work in a Changing World 1300–1600*, Oxford: Oxford University Press 1999; Howell, Martha C.: *Women, Production, and Patriarchy in Late Medieval Cities*, Chicago: University of Chicago Press 1990; Wilson, Katherine A.: »Women Suppliers of Medieval Courts: Materially Constructing Social Relations« (forthcoming).

when the learners imagine a wealthy or rich individual as the owner of the object, the owner is most commonly ascribed to a male, rather than a female figure. As several learners note when reflecting on the medieval keys, »[...] not any average person would have a key but a rich man would have this to unlock a safe under-ground in the dungeon« and, »This key was used to open a box full of jewelry and gold. It was used by a wealthy man and he kept his gold box in Chester castle and only he knew where it was.« A further reflection on the handling and discussion of a coin observes, »The wealthy man, beaming, held up his new silver coin, wondering what to spend it on [...]«. Only a very few of the plates consider women as wealthy during the medieval period based on their handling and discussion of the objects. One exception to this gendered assumption arises in the plate of a Year 4 learner who has drawn the figure of a woman holding a key to open the chest. Inscribed beside the picture is, »This is a rich person opening a chest with all her goods in the chest [...]«.

However, importantly the majority of the creative writings on the objects by learners demonstrate little evidence of gender constructs. The use of the pronouns »he« and »she« are often absent when pupils connected an object to an individual, instead the use of »I« dominates the reflective work on the plates. Several of these works were related to the pilgrim and devotional tokens handled and discussed by the learners. One Year 9 learner noted, »We have all been given our badges today, mine is small yet detailed and will remind me of my purpose throughout my long journey. I have pinned it to my sleeve so I can always see it.« Another reflection recounted, »After travelling for weeks, I finally reached Walsingham, the sight of the church. As I pinned my new pilgrim badge I felt pride and happiness. It was extremely shiny with small intricate writing that said ›Jesus of Nazareth‹. All the walking was worth it. When I got home people stared at it with jealousy. I had a deep fear of losing it as it was so precious and meaningful.«

Learners also chose to use the term »someone« rather than gendered pronouns in their creative work undertaken after the handling and discussion of the objects. One Year 10 learner, considering the pilgrim spoon from St Peter's Cathedral in Rome, reflected on the manufacturer and owner of the object, and did so in this gender-neutral way. This learner posits, »The person who created this, is very dedicated and must have been a specialist in making detailed pieces of work, the spoon must have belonged to someone important as this could have been expensive. It's in good quality considering they are 800–900 years old. It's an unusual design [...]«. Another learner in Year 4 also chose to use this term, drawing a gender-neutral figure making a pot with the inscription be-

low the image of, »This picture is of someone making a pot out of clay«. Other learners used the name of the object and the term »someone« rather than a gendered pronoun to drive their creative work. One Year 8 learner noted, »The key is rusty. The key is old. The key is important to someone. The key must be used to open a chest or a box. It must have been to hold something important to someone.« For another Year 3 learner writing on the medieval shoes and reflecting on the individual who manufactured them it was simply enough to say, »I think these shoes belong to a shoe maker«. For many of the younger learners, their objective was to label the space they felt was connected with the objects they chose to write about or illustrate. One Year 3 learner wrote »old key to open castle« another labeled, »The key of the old castle, this key is for the castle of Chester«. In others, the materials and haptic properties of the objects came to the fore. A Year 4 plate observed of a medieval tile, »feels heavy, sandstone, part of a picture of a gravestone, rich family owner«. Another plate from the same year group also focused on the material properties of a key, noting, »rusty, scratch marks, ust [used] to be red, unknown mechanism, sticky«.

For other learners who had handled and discussed the objects, the story of the object dominates in their written narrative without gender constructions. One Year 6 learner describes, »The broken, old key which unlocked a precious oak chest, was stored far, far away in an unknown place«. In addition, when gender is present in the work of the learners, the story of the object still tends to take precedence in the narrative. A Year 9 learner's story is titled »Concealment« and told from the key's perspective. It relates, »It's dark in here. Quiet. I don't get to leave this drawer much anymore. I remember a world of light and heat. Being shaped by rough and clumsy hands. The responsibility of the smith's apprentice. He stretched the metal a little too much. That was ok. It's a world of beauty and flaws out there. Not since I crossed hands, found what I was actually for. Concealing perfectly shaped parchment for stranger's eyes. Hiding the key to a lock to the true secret. The nervous traits of a small nervous man. Moving from the dark wood of the drawer to the dark leather of a pouch for a short while. Opening. Locking. Back to the drawer. I miss the heat.« Another plate from a Year 4 learner also suggests to us that the handling and discourse around the objects may have occasionally prompted learners to rethink their gendered assumptions. In this plate we have a detailed drawing of the medieval lion tile. The note from the learner states, »I think this is a tile and a stoneman carved it«. Then below this note we find a picture of two individuals with the label on the first, »stoneman« the word »OR« »stonelady«.

Conclusion

Why was it that pupils tended to avoid the use of gendered pronouns when they were asked to select an object they had connected with and produce a drawing of the persons, processes or life of the object? The questions from first principles that drove the handling and discursive sessions with the objects were purposely gender neutral, thus helping to create spaces where hegemonic heteronormative gender constructs were not automatically foregrounded. These questions forced learners to engage first with the basic material properties of the objects, what they could touch, see and smell, before they were then able to move on to consider the broader historical contexts for the objects. The creative work undertaken and produced by the learners from Years 3–10 was also underpinned by critical historical questioning and purposeful and cumulative dialogic interactions.

Therefore, the importance of using original museum objects in classrooms cannot be underestimated. Museum objects in classrooms, from whatever period, can provide innovations in educational processes for learners and educators in the discipline of History and spaces to break down or challenge hegemonic heteronormative gender constructs. The experience of bringing in authentic museum objects for learners to handle and work on positions children as social agents and meaning makers in the classroom. Learners themselves become co-constructors of historical knowledge along with their teachers, which can help turn the discipline of History away from any perception of simply being a subject of knowledge transfer and learning of facts.⁴⁶ As Timothy Carroll, Antonia Walford and Shireen Wallon posit, »[...] objects have biographies, but they can also produce futures [...]«, and using authentic historical objects in the classroom can ensure that History as a subject in schools and thus as a discipline, has a long, innovative and inclusive future.⁴⁷

46 Khoja, Nazeeha: »Situating Children's Voices: Considering the Context When Conducting Research with Young Children«, *Children and Society* 30, p. 314–323, <https://doi.org/10.1111/chso.12143>

47 Carroll, Timothy/Walford, Antonia/Walton, Shireen (eds.): *Lineages and Advancements in Material Culture Studies*, Oxon: Routledge 2021, <https://doi.org/10.4324/9781003085867>

So geht das. Youtube-Videos als Medien des Selbermachens

Klara Löffler

Die selbstverständliche Präsenz und Nutzung von Tutorials, Vlogs und Podcasts zum Selbermachen auf der Plattform Youtube lässt oft übersehen, dass sich hier bedeutsame gesellschaftliche Verschiebungen abzeichnen. Denn immer mehr Menschen trauen sich zu, ihre Fertigkeiten und ihr Wissen im Umgang mit Materialien, Dingen und Werkzeugen anderen in Youtube-Videos vorzuführen und diese auch zum Selbermachen anzuleiten. Wie sich diese Akte der Selbstermächtigung in den Rahmungen des Mediums und in dessen Infrastruktur konkretisieren, wird im Folgenden entlang von Beispielen in zwei, nach wie vor deutlich geschlechtlich codierten, Handlungsfeldern diskutiert: am Handarbeiten mit Holz und mit Wolle.

Es ist ein dichtes Gewebe starker, mehr oder weniger fundierter Thesen, das unterschiedlichste Phänomene und Formen von Handarbeit und Heimwerken umgibt, egal ob diese für alltägliche Notwendigkeiten des privaten Haushaltes oder für Freizeitvergnügen und Eigenzeit stehen. Auf der einen Seite findet seit den 1970er Jahren ein deutlicher Wandel in der Perspektivierung von Praktiken des Selbermachens insbesondere der textilen Handarbeit von Frauen statt, werden Tätigkeiten im Bereich textilen Handarbeitens als subversiv und künstlerisch, partizipatorisch und nachhaltig gedeutet und als Ausdruck weiblicher Agency gelesen und aufgewertet.¹ In Kontrast dazu stehen Thesen, die zeitgenössische Praktiken dieses Selbermachens und der

1 Vgl. Langreiter, Nikola: »Zur politischen Indienstnahme und zu (post-)feministischen Debatten zu Aktivitäten im Bereich textiler Handarbeit«, in: Dies./Klara Löffler (Hg.), Selbermachen. Diskurse und Praktiken des »Do it Yourself«, Bielefeld: transcript Verlag 2017, S. 329–345, <https://doi.org/10.1515/9783839433508-001>

damit verbundenen Geschäftsmodelle als eine fundamentale Retraditionalisierung insbesondere jüngerer Frauen und Mütter diskutieren.²

Angesichts solcher immer auch widersprüchlichen Aufladungen und Hierarchisierungen unterschiedlicher Formen des Selbermachens schlage ich vor, einen Schritt zurückzugehen. Es ist der Blick auf Neben- und Hinterbühnen, der in Bezug auf die Frage nach der Einübung in Geschlechterkonstruktionen über Praktiken des Lehrens und des Erlernens des Selbermachens besonders lohnenswert ist. Dabei waren schon in der Geschichte des Selbermachens verschiedenste Formen »impliziter wie expliziter Pädagogik«³ eng verwoben. Forschungen im historischen Längsschnitt des 20. Jahrhunderts wie diejenigen von Reinhild Kreis und Jonathan Voges zeigen, dass in unterschiedlichsten politischen, ökonomischen und sozialen Konstellationen das Selbermachen, ob aus Notwendigkeiten heraus oder aus Freude und Vergnügen am Tun, ein zentrales Feld des Erlernens von Geschlechterkonstruktionen war und ist.⁴

Heute vermischen sich analoge mit digitalen Varianten des Lehrens, Zeigens und Erlernens von Informationen und Wissen, von Kompetenzen und Fertigkeiten des Selbermachens. Ich konzentriere mich im Folgenden zunächst auf das Format Tutorial, wie es als Selbstproduktion über die Plattform Youtube in stetig steigender Anzahl und in enormer Vielfalt veröffentlicht wird. Dabei ist eine Kategorisierung als »Format« nur eine Hilfskonstruktion, ist doch zumeist von Mischformen auszugehen, die sich zwischen der expliziten Geste der Vermittlung von Wissen über das Vorführen von Handhabungen mit dem Ziel einer Problemlösung – dem Tutorial – und Formen des am Alltag und an der Lebensgeschichte orientierten Erzählens über das Selbermachen und andere Begebenheiten – dem Vlog oder Podcast – bewegen.

Tutorials sind als grundsätzlich informelle und dynamische Varianten der Wissensvermittlung zum Umgang und zum Herstellen von Dingen besonders in Hinblick darauf interessant, ob und inwieweit hier Konstruktionen von

2 Vgl. dazu unter anderem Duffy, Brooke Erin: (Not) Getting Paid to Do What You Love: Gender, Social Media, and Aspirational Work, New Haven: Yale University Press 2017.

3 Alkemeyer, Thomas: »Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik«, in: Ders./Gunilla Budde/Dagmar Freist (Hg.), Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld: transcript Verlag 2013, S. 33–68, hier S. 57–61, <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839419922.33>

4 Kreis, Reinhild: Selbermachen: Eine andere Geschichte des Konsumzeitalters. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag 2020, S. 511–520; Voges, Jonathan: »Selbst ist der Mann«. Do-it-Yourself und Heimwerken in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen: Wallstein Verlag 2017, S. 221–264, <https://doi.org/10.5771/9783835341845>

Weiblichkeit und Männlichkeit reproduziert oder auch durchkreuzt werden. Speziell in Tutorials, in denen Handfertigkeiten zum Zweck der Nachahmung und des Erlernens vorgeführt werden, wird praktisches Wissen nicht nur über Wort und Bild, sondern zudem immer über Gesten vermittelt, die für die Körperlichkeit jeder Kommunikation stehen. Im Fall von praktischem, verkörperlichem Wissen, das uns nicht selten an die Grenzen der sprachlichen wie der bildlichen Darstellbarkeit bringt, sind Gesten als Ausdrucksform von besonderer Bedeutung. Inspiriert durch die Phänomenologie von Vilem Flusser, der innerhalb der »Gesten des Machens«⁵ zwischen dem Herstellen, dem Untersuchen und dem Erzeugen unterscheidet und die Hände als Werkzeuge des Denkens diskutiert, setze ich bei den Gesten des Zeigens, Vormachens und Teilens an. In dieser Perspektive nähere ich mich den Eigenarten und Funktionsweisen von Youtube-Tutorials und deren Variation in Podcasts und Vlogs, vor allem aber den Positionierungen derer Produzent:innen in, zwischen oder auch außerhalb binärer Geschlechterkonstruktionen.

Thomas Alkemeyer definiert mit Rekurs auf Hilge Landweer das Zeigen als »mehrstellige soziale Praktik«.⁶ Mit dem Begriff der Geste ist die Performativität von Praktiken des Zeigens, die auf ein Gelingen zielen, in den Vordergrund gerückt. Und wie in anderen, mehr oder weniger deutlich als didaktisch deklarierten Situationen ist es das Zusammenspiel von Gesten, also Bewegungsabläufen mit verbalen und visualisierenden Beiträgen, die den Erfolg einer Vermittlung sichern (sollen). Je mehr es um Handhabungen geht, die durch Übung zu Selbstverständlichkeiten werden, desto mehr steigt die Bedeutung der Gesten in der Vermittlung dieser Handhabungen. Larissa Schindler, die sich am Beispiel von Kampfsportarten mit der körperlichen Vermittlung von Wissen beschäftigt, ergänzt hier Michael Polanyis viel zitiertes Diktum vom »impliziten Wissen« um einen entscheidenden Punkt: »Wir *zeigen* durch unser Tun wesentlich mehr als wir sagen können.«⁷

5 Flusser, Vilem: *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*, Düsseldorf/Bensheim: Bollmann Verlag 1991, S. 61–87.

6 Alkemeyer, Thomas: »Bewegen und Mitbewegen. Zeigen und Sich-Zeigen-Lassen als soziale Körperpraxis«, in: Robert Schmidt/Wiebke-Marie Stock/Jörg Volbers (Hg.), *Zeigen. Dimensionen einer Grundtätigkeit*, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2011, S. 44–72, S. 45.

7 Schindler, Larissa: »Teaching by Doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen«, in: Reiner Keller/Michael Meuser (Hg.), *Körperwissen. Über die Renaissance des Körperlichen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2011, S. 335–350, hier S. 346, htt ps://doi.org/10.1007/978-3-531-92719-0_16

Als »vollständiger Kommunikationsakt«⁸ ist das Zeigen außerdem immer ein Akt des »Sich-zu-sehen-Gebens«.⁹ Auf diese Dimension fokussieren nicht wenige Forschungen zum Gebrauch digitaler Medien; demnach bestimmen Selbstthematizierungen die Formen und Inhalte in sozialen Medien. Das Zeigen und Vormachen praktischer Fertigkeiten und praktischen Wissens wird hier ebenfalls vorrangig als Ausdrucksform von Subjektivierungen und – im Sinne Michel Foucaults – von Technologien des Selbst mit nicht selten kritischem Unterton diskutiert. In der entgegengesetzten Perspektive, die in der Euphorie über die Entwicklung sozialer Medien ihren Ausgangspunkt hat, werden soziale Medien als ideale Räume von Partizipation und Konnektivität untersucht. Derartig einseitige Perspektivierungen zeigen sich auch in der aktuellen Forschungsliteratur zu sozialen Medien und Plattformen.

Es sind vor allem Fragen zum Zusammenspiel zwischen Praktiken des Selbermachens, deren Medialisierung in Youtube-Produktionen und Genderkonstruktionen in jeweils spezifischen Figurationen zwischen Selbstthematizierung und Partizipation, denen ich entlang zweier ausgewählter Fälle nachgehen möchte. Damit bewege ich mich zwischen einer explorativen und einer exemplarischen Vorgangsweise und lege Wert darauf, offen für die Spezifik des individuellen Falls zu bleiben und gleichzeitig Ideen für allgemeine Muster zu entwickeln. Ausgangspunkt meiner Überlegungen waren zunächst breit gestreute Beobachtungen im Bereich von Tutorials zum textilen Handarbeiten und zu Holzarbeiten, die auf private Interessen – als Strickerin und als gelernte Tischlerin – zurückgehen. Im Kontext meiner Forschungen zu Praktiken im Bereich materieller und medialer Kulturen systematisierte ich diese Sichtungen in den letzten Jahren und konzentrierte mich auf deutschsprachige Tutorials von Anbieter:innen, die einen gewissen Grad an Etablierung (durch mehr als 10.000 Abonnent:innen) und an Kontinuität (über fünf Jahre regelmäßiges Hochladen von Content im Bereich des Selbermachens) erreicht haben. Die zunächst zufällige Auswahl erwies sich als besonders spannend, da beide Tätig-

8 Landweer, Hilge: »Zeigen, Sich-zeigen und Sehen-lassen. Evolutionstheoretische Untersuchungen zu geteilter Intentionalität in phänomenologischer Sicht«, in: Karen van den Berg/Hans-Ulrich Gumbrecht (Hg.), *Politik des Zeigens*, München: Wilhelm Fink Verlag 2010, S. 29–58, hier S. 38, https://doi.org/10.30965/9783846750568_004

9 Wenk, Silke: »Praktiken des Zu-sehen-Gebens aus der Perspektive der Studien zur visuellen Kultur«, in: T. Alkemeyer/G. Budde/D. Freist, *Selbst-Bildungen*, S. 275–290, hier S. 278, <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839419922.275>

keitsfelder, vor allem aber deren Werkstoffe – Textiles und Hölzer – in hohem Maß durch binäre Zuschreibungen aufgeladen sind.¹⁰

Das Vergleichen potenziell ungleicher Fälle war in der Arbeit mit den Youtube-Videos ein wichtiger Schritt der Verfremdung, um die Perspektive auf die jeweiligen Gesten und Performanzen des Zeigens und Vormachens zu erweitern. Entstanden sind so Momentaufnahmen aus einem sehr dynamischen und diversen Feld der Mediengebräuche rund um das Selbermachen. Es ist sozusagen ein Text auf Probe, der das Ziel hat, allzu starke Plausibilitäten zu hinterfragen, wie sie sich gerade im Hinblick auf Befragungen von Geschlechterkonstruktionen abzeichnen, und zu neuen Sichtungen und Lektüren von Praktiken rund um das Selbermachen anzuregen.

In den Rahmungen einer Service-Plattform

Auf den ersten Blick scheint alles in bekannter und bewährter Manier geordnet: Die Frauen bieten Tutorials zu Textilarbeiten an, zum Stricken, Häkeln, Weben, Färben etc., die Männer zu Holzarbeiten rund um das Wohnen. Es gibt Ausnahmen von Männern, die Tutorials in textiler Handarbeit und von Frauen, die solche zu Holzarbeiten anbieten, doch bilden sich im Angebot von Tutorials zu Techniken und Herstellung von Dingen im Textil- bzw. im Holzbereich (noch) deutlich klassische Geschlechterordnungen ab, unabhängig davon, ob diese Anleitungen nun von Personen jüngerer oder älterer Jahrgänge hochgeladen werden.

Gleichwohl ähneln sich diese Videoproduktionen in signifikanten Punkten. In beiden Bereichen wird sowohl Nützliches als auch Dekoratives zum Gegenstand der Anleitung: vom Topflappen bis zum Lace-Tuch, vom Beistelltisch bis zur Holzskulptur. Tutorials zu zeitaufwendigeren und anspruchsvolleren Arbeiten, wie die Konstruktion eines Pullovers oder eines Kleiderschranks, werden tendenziell von Personen angeboten, die mit Selbstbezeichnungen wie »Strickdesignerin« oder »Holzdesigner« auf ihren höheren Grad an Erfahrung

10 Vgl. Jürjens, Kira: »Poetologie des Textilen«, in: Dies. (Hg.), *Der Stoff der Stoffe. Textile Innenräume in der Literatur des 19. Jahrhunderts*, Göttingen: Böhlau Köln 2021, S. 18–32, <https://doi.org/10.7788/9783412520861.18>; May, Sarah: »Holz. Ökonomien, Politiken, kulturwissenschaftliche Potentiale«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 114 (2018), S. 236–258.

und an Professionalität verweisen. Das Gros, egal, ob männlicher oder weiblicher Anbieter, positioniert sich eher auf derselben Ebene wie das potenzielle Publikum. Dies reflektieren die Einordnungen des Schwierigkeitsgrades von Anleitungen, über die Youtuber:innen die Voraussetzungen definieren, die gezeigten Techniken zu erlernen. So niederschwellig der Zugang zu Youtube ist, so niederschwellig sollte auch der zu Tutorials sein. Immer sind die Arbeitsschritte »einfach« und sogar »schnell« zu bewältigen. Hinter solchen Behauptungen steht das Versprechen ›Du kannst das auch!‹ – nicht unähnlich einer Heimwerkerdidaktik, wie sie in den 1950er und 1960er Jahren in speziellen Printmedien als eine sozusagen frühe Form von Empowerment Einzug gehalten hat.¹¹

Wer auch immer ein Video ankündigt und dessen Gegenstand vorstellt, spricht in beiden Feldern von einem »Projekt«. Genauso gebrauchen diejenigen, die in Forschungsgesprächen über ihr Selbermachen berichten, diesen Begriff, wenn sie über ihr eigenes Tun erzählen, über vergangene und vor allem über zukünftige Projekte. Gerade Letzteres, die Planungen, können sich in Haushalten – wie eine Forscherinnengruppe um Elizabeth Shove feststellt – als ein nie endender Prozess und als zentrales Thema alltäglicher Interaktionen erweisen.¹²

Nicht wenige entwickeln im Laufe der Jahre und bei steigender Resonanz ein weit gefächertes und immer wieder modifiziertes Ensemble von Formaten auf ihrem Kanal. Die Bandbreite reicht von Tutorials, der funktional kompakten Anleitung von zehn bis 15 Minuten, bis hin zu Podcasts bzw. Vlogs von bis zu 120 Minuten, in denen ausführlich über den Alltag des Selbermachens, aber auch über Ereignisse und Erfahrungen darüber hinaus geplaudert wird. Die Benennungen der jeweiligen Kanäle sind im Vergleich zu Youtube-Produktionen anderer Themenfelder eher unspektakulär: Es werden Vornamen oder Spitznamen eingesetzt, zudem finden sich mehr oder weniger pffiffige Anspielungen wie »Männerhöhle«¹³ oder »Maschenjedöns«.¹⁴ Ein aufwendiges und

11 Vgl. J. Voges: *Selbst ist der Mann*, S. 184–191.

12 Vgl. Shove, Elizabeth/Watson, Matthew/Hand, Martin et al.: *The Design of Everyday Life*, Oxford/New York: Berg 2007, S. 61, <https://doi.org/10.5040/9781474293679>

13 *Männerhöhle*: <https://www.youtube.com/c/MännerhöhleDIY/> vom 03.05.2023.

14 *Maschenjedöns Design*: https://www.youtube.com/channel/UChLabk1AyCQ0x1B9hae7k_g/ vom 03.05.2023.

selbstbewusstes Branding eines »Marketized Self«,¹⁵ das nach Sarah Garrett und Arlie Hochschild mittlerweile alle Lebensbereiche der Gegenwart durchdrungen habe, betreiben im deutschsprachigen DIY-Bereich nur wenige.

Das Herstellen und Hochladen von Videos genauso wie das Selbermachen unterschiedlicher Dinge in speziellen Techniken sind intensiv vorangetriebene Projekte. Die meisten bemühen sich um Regelmäßigkeit innerhalb dieser Formate – bei längeren Intervallen sind wortreiche Entschuldigungen und Erklärungen die Regel. Bei DIY-Youtuber:innen im Feld der textilen Handarbeit ebenso wie in dem der Holzarbeiten ist ein typischer Stichtag der Freitag. Als Ende der Arbeitswoche markiert dieser Wochentag den Beginn des Wochenendes und damit von Zeit- und Freiräumen des Selbermachens innerhalb, aber auch jenseits von Alltagsverpflichtungen.

Diese Homemade-Produktionen erweisen sich als zunehmend professionell: Entgegen der gängigen Bilder von eher dürftigen und peinlichen Youtube-Filmchen »haben sich Youtuber:innen in den letzten Jahren enorm professionalisiert, sowohl formal, etwa was die Kameratechnik angeht, als auch strukturell, beim Etablieren und Bedienen von Formaten«. ¹⁶ Das Verfertigen eines Videos, der Aufwand und die Mühen jeder Aufzeichnung, dergleichen die Tücken des Hochladens werden allenfalls – und hier eher von Frauen – in Nebensätzen erwähnt. Wie Tiziana Terranova in ihrem grundlegenden Text feststellt, ist dies typisch für eine digitale Ökonomie: »The digital economy is an important area of experimentation with value and free cultural/affective labor [...] forms of labour we do not immediately recognize as such.«¹⁷

Die Technologie und die Werkzeuge des Videomachens sind Selbstverständlichkeiten – jedenfalls geben sich die meisten routiniert und abgeklärt. Die paradoxe Situation, dass die Einzelnen nicht nur ihre technischen Geräte und deren Features bedienen müssen, sondern genauso die technischen Infrastrukturen und Regularien der sogenannten Serviceleistung Youtube beherrschen müssen, bleibt ausgeblendet. Das Portal selbst und dessen schnell wechselnde Politiken zwischen Einschränkung und Ermöglichung

15 Hochschild, Arlie Russell/Garett, Sarah: »The Personalized Market and the Marketized Self«, in: Arlie Russell Hochschild (Hg.): *So How's the Family? And other Essays*, Berkeley: University of California Press 2013, S. 93–110.

16 Kohout, Annekathrin: »Youtube-Formate zwischen Professionalität und Dilettantismus«, in: *POP. Kultur und Kritik* 11 (2017), S. 66–71, S. 69, <https://doi.org/10.14361/pop-2017-0210>

17 Terranova, Tiziana: »Free Labor. Producing Culture for the Digital Economy«, in: *Social Text* 18 (2000), S. 33–60, hier S. 38, https://doi.org/10.1215/01642472-18-2_63-33

des Hochladens werden selten thematisiert, nicht diskutiert und kaum kritisiert, obwohl Änderungen in den Geschäftsbedingungen gerade die kleinen Anbieter:innen von Videoproduktionen vor erhebliche Probleme stellen.

Oft erst auf Nachfrage der User:innen gehen Youtuber:innen auf die ökonomische Seite ihrer Praktiken des Hochladens von Videos ein, etwa auf einen eigenen Onlinehandel mit Werkstoffen, Werkzeugen, Anleitungen. Eine Romantisierung dieser Variante einer Nischenökonomie, wie sie auf den Plattformen Ebay und Etsy unter dem Mantra »Do what you love«¹⁸ mehr als Vergnügen denn als Arbeit und Investition propagiert wird, findet hier selten statt. Auch die großen Versprechungen einer reichhaltigen Ratgeberliteratur unter dem Motto »Make Money on Youtube. How You can use Youtube to make easy passive income!«¹⁹ scheinen nicht unbedingt zu verfangen. In den meisten Videos wird zwar Werbung und Eigenwerbung betrieben, doch eher zurückhaltend – womöglich auch, weil man registriert hat, dass Werbung auf Youtube bei den meisten Nutzer:innen nicht sonderlich beliebt ist: »The online audience is not fond of advertising.«²⁰ So wenig wie das eigene Geschäftsmodell, so wenig wird das Geschäftsmodell von Youtube zum Thema gemacht. Diese wie andere Plattformen fungieren »nicht einfach als koordinierende Intermediäre, die lediglich neutrale (technische) Vermittlungsleistungen anbieten, sondern als regelsetzende und -durchsetzende Akteure«.²¹ Doch bleiben derartige Abhängigkeiten und Schief lagen ausgeblendet.

-
- 18 B. Duffy: (Not) Getting Paid; vgl. auch White, Michele: »Working eBay and ETSY. Selling Stay-at-Home Mothers«, in: Dies. (Hg.), *Producing Women. The Internet, Traditional Femininity, Queerness, and Creativity*, New York: Routledge 2015, S. 33–64.
- 19 Robbins, Ben: *Make Money on Youtube. How you can use YouTube to make easy passive income!*, La Vergne (Tennessee): Ingram Publishing 2020.
- 20 Strangelove, Michael: *Watching YouTube. Extraordinary Videos by Ordinary People*, Toronto: Toronto University Press 2020, S. 6.
- 21 Dolata, Ulrich/Schrape, Jan-Felix: »Plattform-Architekturen. Stukturation und Koordination von Plattformunternehmen im Internet«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 74 (2022), S. 11–34, hier S. 21, <https://doi.org/10.1007/s11577-022-00826-7>

Die reine Lehre – und anderes. Tutorials und Podcasts zu textiler Handarbeit

Youtube-Kanäle, sowohl im Bereich der textilen Handarbeit als auch in demjenigen der Holzarbeit, umfassen ein vielfältiges Angebot. Tutorials sind jene Formate in diesen Ensembles, die am deutlichsten auf die Darstellung der Fertigung von Dingen unterschiedlichster Art fokussieren. Im Kanal »Claudetta Crochet«²² stehen Tutorials im Mittelpunkt. Seit 2016 lädt unter diesem Titel eine weibliche Person unterschiedlichste Tutorials zu Projekten in der Technik des Häkelns hoch. Im September 2022 verzeichnete Youtube 553.000 Abonnements dieses Kanals. In der »Kanalinfo«, die wie bei vielen im Bereich der textilen Techniken auch in diesem Kanal sehr knappgehalten ist, stellt Claudetta das Häkeln als ihr »liebstes Hobby« vor und formuliert ihr Ziel: »...ich hoffe meine Videos helfen euch neue Ideen und Techniken ganz leicht umzusetzen!!«²³ Hier werden zudem die Links zu jenen sozialen Medien aufgelistet, die von der Betreiberin des Kanals außerdem bespielt werden. Die »Playlists« geben schließlich einen Überblick über alle, bis dato 409 Videos des Kanals, versehen mit Titelbild, Datum und Länge des jeweiligen Videos. Demnach erscheinen in regelmäßiger Folge Anleitungen für Babysachen und Dekoratives zu den Festen im Jahreslauf, für Accessoires jeder Art, vor allem aber für Tücher. Die Videos können bis zu 30 Minuten lang sein, Claudetta bietet aber auch kurze Videos an, in denen sie Details der Häkeltechnik vorführt.

Das Intro zu allen Videos des Kanals ist einfach aufgebaut: Vor einer Strichzeichnung der Utensilien des Häkelns und Strickens wird der Schriftzug des Kanaltitels eingeblendet, das Ganze zurückhaltend unterlegt mit wenigen Takten einer sanften Melodie. Nach Sekunden wechselt das Video zu Bildern des jeweiligen fertigen Projekts, das aus unterschiedlichen Perspektiven gezeigt wird. In diese Bilderfolge hinein begrüßt Claudetta die Zuseher:innen als alte Bekannte mit »Hallo, ihr Lieben«. Wie schon in der Kanalinfo betont sie, wie »einfach« dieses Projekt zu bewältigen sei; »und wie genau das funktioniert, das zeige ich Euch jetzt«.²⁴

Zunächst werden Material und Werkzeuge vorgestellt; dabei wird vorausgesetzt, dass auch die Zuseher:innen diese Dinge zuhause für sich bereitlegen:

22 Claudetta Crochet: <https://youtube.com/c/ClaudettaCrochet/videos> vom 03.05.2023; im Folgenden spreche ich der Einfachheit halber von Claudetta.

23 Ebd.

24 Vgl. ebd.

Von der Wolle über die Schere bis zur Nadel zum Vernähen des fertigen Projekts sollte alles griffbereit sein. Hier platziert Claudetta zudem die Hinweise auf ihre Bezugsquellen wie auch auf ihren Etsy-Shop,²⁵ über den sie schriftliche Anleitungen zu den gezeigten Projekten verkauft. Im Umgang Claudettas mit dem Material fällt auf, dass sie hier vor allem die ästhetische Dimension der Farbigkeit der Wolle hervorhebt, kaum aber jene Aspekte anspricht, wie sie heute auf den Webseiten der Hersteller und Anbieter von Wolle in aufwendigen Erläuterungen zu Herkunft, Herstellung, Nachhaltigkeit und spezifischer Garnqualität erklärt und von Käufer:innen nachgefragt werden.

Schon die ersten Sequenzen dieser Tutorials sind auf das Wesentliche reduziert: Zu sehen sind die Hände, die Sprecherin ist nur zu hören. Der Raum des Geschehens ist neutralisiert, die Hände agieren vor einer weißen Fläche. Die Inszenierung von Konzentration ist perfekt. Die Bewegungen der Hände führen die Techniken und deren Handgriffe zergliedert und verlangsamt vor. Die Hände dürfen sich durchaus auch einmal vertun, korrigieren und wiederholen. Die Finger zupfen, fassen nach, zählen. Nur über die Hände vermittelt sich eine Ahnung der haptischen Qualitäten von Material, Werkzeug und ganz allgemein eines Tuns, das für die meisten zumal aufgrund dieser sensorischen Qualitäten so attraktiv ist. Doch betont Jürgen Streeck zu Recht: »Human hands are *enculturated hands*.«²⁶ Das gilt umso mehr für Gesten und Handgriffe in Kontexten, in denen handwerkliche Praktiken gelehrt und gelernt werden sollen. Es sind ikonisch (gewordene) Gesten.

In dem Unterfangen, ein für Claudetta selbst in Praktiken routinisiertes Wissen in eine Darstellung für Personen zu übersetzen, für die dieses Wissen und Tun (noch) nicht routinisiert ist, verlässt sich Claudetta nicht auf die Anschaulichkeit der Zeigegesten der Hände. Wie viele andere Youtuber:innen in Tutorials zum Häkeln, Stricken, Sticken etc. kombiniert sie Bilder mit Stimme und Schrift. Die Stimme begleitet die Hände und deren Gesten nicht nur, sie leitet sie. Dabei verbalisiert die Stimme im Tonfall eines prononcierten, geduldigen Erklärens bis hin zum kleinsten Detail des Hantierens mit Material und Werkzeug, wie »wir« hier vorgehen sollten. Die Stimme kommentiert

25 Claudettas Etsy-Shop: <https://www.etsy.com/de/shop/ClaudettaCrochetShop/> vom 03.05.2023.

26 Streeck, Jürgen: »Praxeology of Gesture«, in: Cornelia Müller/Alan Cienki/Ellen Fricke et al. (Hg.), *Body – Language – Communication* 1 (2012), S. 674–688, hier S. 678, <https://doi.org/10.1515/9783110261318.674>

und stellt richtig, verweist mit jedem Arbeitsschritt auf die korrekte Anfertigung: »So sieht das jetzt aus.« Sie setzt voraus, dass den Zusehenden spezifische Grundlagen und Begrifflichkeiten des Fachjargons geläufig sind. Die Stimme ist es, die dazu auffordert, jeden Schritt nachzuvollziehen, und die dazu anhält, auch in Kleinigkeiten genau zu sein. Wie schon in Anrede und Ankündigung zeigen sich in den mündlichen Erläuterungen des Vorgehens Routinen des Wortgebrauchs, die sich oftmals wortgleich auch bei anderen Youtuber:innen dieser textilen Handarbeiten finden und an denen sich eine stetige Professionalisierung dieser Performanzen abzeichnet.

Mit der Stimme baut die Youtuberin Autorität auf – dazu mag auch beitragen, dass sie als Person gesichts- und alterslos bleibt. Nur über die gepflegten und in jedem Video andersfarbig lackierten Fingernägel, nicht über die Stimme wird die Sprecherin als Individuum vorstellbar. Auch wenn Claudetta das Wir immer wieder sprachlich beschwört und vor allem das gemeinsame und zeitgleiche Tun auf Augenhöhe betont, so relativiert dies ihre Autorität nicht. Bis zur kurzen Verabschiedung am Ende des Videos bleibt sie die Person, die anleitet.

Wie Claudetta konzentrieren sich nicht wenige Youtuber:innen auf diese reduzierte Form des Tutorials. Sie folgen, so lässt sich zumindest vermuten, den Modellen und Blogs zum Beispiel von Wollherstellern, die grundsätzlich auf dieses Konzept setzen und im internationalen Kontext die gesprochene Sprache durch Schriftzeilen ersetzen. Nimmt man die Charakterisierung Flussers zu Gesten des Machens zum Maßstab, so stellen diese Tutorials ein Vormachen dar, das auf die exakte Befolgung der Arbeitsschritte setzt, und weniger ein Machen, das gerade der Neugier unserer Hände, dem Untersuchen und Herstellen, Raum gibt.²⁷

Doch zeigt sich in anderen Kanälen dieses Bereichs des Selbermachens, dass sich neben diesen Versionen von Tutorials zunehmend weitere Formate etablieren konnten, allen voran die von vielen dieser Youtuber:innen sogenannten Podcasts. Bisweilen verschieben sich innerhalb der jeweiligen Playlists die Proportionen gänzlich und Podcasts bilden im Laufe der Geschichte eines Kanals den Schwerpunkt. Diese Podcasts lassen sich als Ergänzung und Gegenentwurf verstehen. Denn in diesen, nicht selten über eine Stunde dauernden, Videos erzählen die Einzelnen ausführlich über das eigene Tun, über das Vorankommen in Projekten, das Steckenbleiben, das Improvisieren und auch über das Scheitern an Projekten und an hochgesteckten Zielen.

27 Vgl. V. Flusser: Gesten, S. 69, S. 75.

In einem gänzlich anders aufgebauten Setting geht es da um das Selbermachen: Die Person hat sich mitten in einer Szenerie der Gemütlichkeit positioniert: Die Youtuber:in sitzt auf einem Sofa, umgeben von Projekten in unterschiedlichen Stadien der Fertigung, gerahmt von Regalen mit allerlei Wolle und sonstigen schönen Dingen. Die Zuseher:innen des Videos werden zum Gegenüber, das dazu aufgefordert wird, es sich »mit einem Käffchen« (wahlweise mit einem *café*) gemütlich zu machen. Dieses Besprechen und das damit verbundene Vorzeigen einzelner Projekte ist geprägt vom Erzählen über Erlebnisse und Erfahrungen des Selbermachens, von Ambitionen und vom Stolz über das Erreichte, von Erinnerungen über die Anfänge und die Aneignung dieser Fertigkeiten, die sie der Großmutter verdanken. Diese Referenz ist ein wiederkehrendes Motiv nicht nur in den genannten Videos, sondern auch in einschlägigen Blogs und Printmedien.²⁸

Es ist nicht nur ein Erzählen über die Lust am Tun, sondern darüber hinaus ein Witzeln über diese Lust und dieses Tun, die die besondere Tonlage der Podcasts ausmacht. Es wird über die eigene, überbordende Kauflust berichtet, über das unermüdliche Horten von Wolle und über die verborgenen Wolllager,²⁹ über die aussichtslosen Versuche, ein Wollfasten durchzuhalten, über die vielen »UFOs« (unfertige Objekte) und »UGHs« (unförmige, hässliche Ergebnisse), die irgendwo seit Jahren herumliegen. Diese eher selbstbewusste Ironisierung und Konsumkritik hindert die Einzelnen nicht daran, in ihrem Kanal Unboxing-Videos hochzuladen, in denen sie ihren Konsum und das Auspacken, womöglich in Echtzeit, mit Zuseher:innen zelebrieren.

Während Tutorials – wie im oben skizzierten Beispiel – zwar in leichtem Ton, aber doch ernsthaft und mit pädagogischem Ehrgeiz den Zweck verfolgen, Wissen und Fertigkeiten zu vermitteln, stellen Podcasts derselben Person das Selbermachen als Freiraum und Eigenzeit in den Mittelpunkt. Im Stil nahe an Tagebüchern und Blogs³⁰ und mit unterschiedlichsten Themen in lockerer Reihung wollen die Einzelnen sich und andere in einer Runde unterhalten, die man über Kommentare, Mails, Facebook-Gruppen oder auch analo-

28 Vgl. R. Kreis: Selbermachen, S. 357, S. 424.

29 Vgl. Stalp, Marybeth/Winge, Theresa: »My collection is bigger than yours. Tales from the handcrafters stash«, in: Home Cultures 5 (2008), S. 197–218, <https://doi.org/10.2752/174063108X333182>

30 Vgl. Walker Rettberg, Jill: »Online Diaries and Blogs«, in: Batsheva Ben-Amos/Dan Ben-Amos (Hg.), The Diary. The Epic of Everyday Life, Bloomington (Indiana): Indiana University Press 2020, S. 411–424, <https://doi.org/10.2307/j.ctvxcrxgp.28>

ge Kontakte bei Kursen und Wollfesten kennt und immer wieder namentlich im Podcast anspricht. Die hier erzählten Geschichten des Scheiterns, des Aufschiebens und des Aufgebens sind Geschichten, die vergemeinschaften: Den Podcaster:innen geht es, so erfahren ihre Zuseher:innen, wie allen anderen. Diese Podcasts sind sowohl Ausdrucksform von Subjektivierung als auch von digitaler Vergemeinschaftung, wie sie als Varianten der »kleinen Formen der Beteiligung durch Medien«³¹ diskutiert werden und wie sie sich in analogen Zirkeln verdichten.

Unter anderem eine Anleitung. Vlogs zu Holzarbeiten

Derartige Tutorials, Podcasts und Vlogs haben eine eigene Handschrift und Geschichte, gleichzeitig spiegeln sich darin allgemeine Trends und Entwicklungen. Über die Jahre lässt sich im Bereich von textilen Handarbeiten wie von Holzarbeiten eine Verschiebung beobachten. Das sozusagen pädagogische Projekt tritt zunehmend in den Hintergrund. Ob als Tutorial, Vlog oder Podcast benannt, alle diese Videos sollen unterhaltsam sein. Dazu orientieren sich die einzelnen Youtuber:innen vielfach an amerikanischen und britischen Formaten, aber auch an Konzepten von Firmen und Anbietern von Materialien und Werkzeugen. Charakteristisch ist der muntere Ton dieser Produktionen. Hier mischen sich Elemente, die über die eigene Person, die Umstände und die Aktivitäten des Selbermachens erzählen, mit Elementen, die das Vorführen der Arbeiten an einem spezifischen Projekt begleiten und erläutern. Diese Verknüpfung, teilweise Überlagerung zeigt sich besonders an Vlogs im Bereich Holzarbeiten.

»Andys Werkstatt«,³² ein Youtube-Kanal, der seit 2009 existiert und bislang 106.000 Abonnements verzeichnet, kann beispielhaft für dieses Modell stehen. In den Playlists des Kanals werden im September 2022 461 Videos aufgeführt; die Bandbreite der Themen und Serien zum Holzbau reicht von größeren Projekten wie Möbelbau über Kleinteile wie Lampen, von Renovierungs-

31 Hepp, Andreas/Pfadenhauer, Michaela: »Mediatisierte Partizipation? Kleine Formen der Beteiligung jenseits von Medienlogik«, in: Friedrich Krotz/Cathrin Despotović/Merle-Marie Kruse (Hg.), Die Mediatisierung sozialer Welten. Medien Kultur Kommunikation, Wiesbaden: Springer Fachmedien 2014, S. 235–262, hier S. 247, https://doi.org/10.1007/978-3-658-04077-2_11

32 Andys Werkstatt: <https://www.youtube.com/c/AndysWerkstatt/> vom 03.05.2023.

arbeiten bis hin zu allerlei dekorativen Dingen wie Stifthaltern, Dosen etc. aus Holz. Unter diesem Kanaltitel werden darüber hinaus Videos zu Gartenarbeiten, Terrassenbau, Metallarbeiten sowie zu Equipment für diverse Hobbies angeboten. Einen besonders großen Anteil in dieser Auflistung machen Videos aus, die sich mit der Werkstatt des Protagonisten, mit Werkzeugen, Besuchen von Firmen und von Messen beschäftigen. Wie bei sehr vielen Kanälen aus diesem Bereich des Selbermachens ist der Kanalinfo ein Kanaltrailer beigefügt. In beiden Formen der Selbstbeschreibung positioniert sich Andy als Teil einer DIY-Community: »Hallo, meine Lieben. Ihr seid auch Heimwerker und wollt viel selber bauen – dann seid ihr auf meinem Kanal genau richtig.«³³ Gleichzeitig verweisen bereits die in den Kanalinfos aufgeführten Verlinkungen, besonders aber die ausführlichen Hinweise in den Beschreibungen zu den einzelnen Videos zu Herstellern, zu Geschäftspartnern und zur verwendeten Software auf einen anderen Status: auf den des Profis im handwerklichen wie im ökonomischen Sinn.

Diese doppelte Identität bestimmt schon das Intro zu den jeweiligen Videos: Andy begrüßt kurz, es folgen nach dem Kanallogo in Tattoo-Ästhetik kurz getaktete Szenen der Arbeit mit Holz an unterschiedlichen Maschinen, unterlegt mit einem temporeichen Musikstück. Am Ende dieses Einstiegs kommt wieder Andy in seiner Werkstatt ins Bild und kündigt das jeweilige Projekt an. Wie in jedem seiner Videos und wie in einem großen Teil der von mir beobachteten deutschsprachigen Videos zu Holzarbeiten werden die Schritte des Materialzuschnitts an den einzelnen Maschinen im Schnelldurchlauf ohne Kommentar gezeigt. Die Kamera ist auf das reibungslose Zusammenspiel, besser gesagt auf das Funktionieren von Händen und Maschinen ausgerichtet. Nicht immer wendet der Youtuber die entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen an Kreissäge, Hobelmaschine, Fräse an – was von Zuseher:innen prompt moniert wird.

Erst nach diesen kurzen Sequenzen der Vorbereitung des Materials geht Andy daran, Vorhaben und Vorgehen zu erläutern. Damit ändern sich Takt und Ton des Videos. Wie in seinem Trailer, wo er betont »Natürlich passieren hier auch Fehler, aber die zeige ich hier auch«,³⁴ wirken seine Erläuterungen wie lautes Nachdenken, in das er reale Zuhörer:innen (seine Kamerafrau zum Beispiel), aber auch sein Youtube-Publikum einbezieht: »Wir haben uns überlegt ...« Und: Er wisse selbst noch nicht ganz genau, wie vorzugehen sei, er lasse

33 Ebd.

34 Ebd.

sich überraschen. »Learning by Doing« ist ein von Andy vielfach zitiertes Motto und Korrekturen gehören zum Programm. Der Perfektion im Schnelldurchlauf steht also die Betonung des Nichtperfekten gegenüber. Dabei distanziert sich Andy in der Beschreibung seiner Videos systematisch davon, mit einem Video eine Anleitung geben zu wollen: »Das Video ist kein Lehrvideo und soll nicht zum Nachmachen aufrufen!« Eine solche Warnung dürfte zudem juristische Hintergründe haben; ein sogenannter »Haftungsausschluss« fehlt ebenfalls nicht, der insbesondere in Bezug auf die sehr unfallträchtige Arbeit mit Maschinen der Holzverarbeitung üblich ist.

Verfolgt man die einzelnen Projekte des Youtubers, so stellen die Maschinen die besondere Herausforderung für den Heimwerker dar, weniger das Material Holz, obwohl Andy, was dessen Bearbeitung anlangt, anspruchsvolle Hölzer wie Eiche und Kirsche verwendet. In seiner Serie »Wie geht das«, in der er Details von Techniken zeigt, steht der richtige Umgang mit Tischkreissäge etc. im Mittelpunkt, mit traditionellen Werkzeugen wie Handhobel und Stechbeitel hantiert er eher selten. Nicht nur Andy, der einen Zweitkanal (»Werkzeug-Test«)³⁵ betreibt, sondern auch Youtuber, die sich als Einsteiger vorstellen und erst kurz einen Kanal bespielen, stellen in speziellen Serien ihres Kanals ihre Maschinen vor und diskutieren Möglichkeiten, die Arbeit an diesen Maschinen zu verbessern. Dabei erzählen viele – wie Andy – freimütig von ihrer Lust am Konsum: »Die war im Angebot, konnte ich jetzt nicht Nein sagen ...« Wie in vielen anderen Feldern des Konsums klingen auch hier »Gebrauchswertphantasien«³⁶ im Zusammenhang der Neuanschaffungen an.

In Andys Videos wie im größten Teil der Youtube-Produktionen zu Holzarbeiten sind die eigene Werkstatt und deren Einrichtung Gegenstand und Schauplatz zugleich. Videos zur optimalen Werkstatteinrichtung sowie Werkstatttours gehören zu den Standards dieser Youtuber. Analog zum Selbermachen von Dingen und zur Optimierung von Maschinen ist auch die Werkstatt *work in progress*. Die Wände sind die Kulisse: Wie im Baumarkt sind hier komplette Sätze unterschiedlichster Werkzeuge ästhetisch angeordnet und griffbereit. In der bestens organisierten und aufgeräumten Werkstatt ist

35 Andys »Werkzeug Test«-Kanal: <https://www.andys-werkstatt.de/werkzeug-test/> vom 12.05.2023.

36 Graßkamp, Walter: »Das Entgegenkommen der Dinge. Versuch über den Gebrauchswert«, in: Ders. (Hg.), Konsumglück. Die Ware Erlösung, München: C.H. Beck 2000, S. 31–45, hier S. 39.

auf wenigen Quadratmetern ein Maschinenpark installiert, der in Schreinerbetrieben ganze Maschinenhallen beansprucht. Dadurch verstärkt sich bei Andy ebenso wie bei vielen anderen der Eindruck von »Mancaves«³⁷ (»Männerhöhlen«), wie sie mit der gleichnamigen amerikanischen TV-Serie³⁸ populär wurden. Manche zitieren dieses (Vor-)Bild sogar in ihrem Kanaltitel.

Wie sich in der Geschichte dieses Selbermachens zeigt, waren es die steigenden Einkommen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die solche Räume ermöglichten,³⁹ doch gab es immer Räume am Rande des Wohnens, die auch Mietern zur Verfügung standen und von diesen umgenutzt werden konnten. Im Einfamilienhausbau der Gegenwart beanspruchen Garagen einen immer größeren Anteil an der Gesamtquadratmeterzahl des bebauten Grundes. Zumal die Garage schon immer mehr war und ist als nur Werkstatt und Lagerraum⁴⁰ – als »place of invention, a kind of alternative studio«⁴¹ ist sie zum legendären Raum genialer Ideen geworden.

Auch bei Andy ist die Werkstatt in einer Garage oder in einem Keller untergebracht. Zwar sägt, schleift etc. Andy fallweise in Wohnräumen, sogar in Schlafzimmern, in der Regel aber wird in der Werkstatt gedreht, hierhin werden Mitstreiter eingeladen. Die Werkstatt ist gleichermaßen Hinterbühne, eine ganz eigene, geschützte Zone, und Vorderbühne, auf der das Selbermachen vor Publikum inszeniert wird. Andy stellt seine Werkstatt als einen Raum des Ausprobierens, Improvisierens, Machens vor. Dies wird besonders deutlich in jenen Sequenzen der Vlogs, in denen er an Werkstücken einzelne Handgriffe ausführt, unzufrieden mit dem Ergebnis Lösungen verwirft und neue Anläufe nimmt. Das Rasonieren und Korrigieren seines Vorgehens mögen Stilmittel sein, so wie »das Amateurhafte eine wichtige Strategie in den Sozialen Medien [ist]«. ⁴² Andys Tun aber steht für die »Geste des Begreifens«⁴³ und macht an-

37 Moisiso, Risto/Beruchashvili, Mariam: »Mancaves and masculinity«, in: *Journal of Consumer Culture* 3 (2016) 16, S. 656–676, hier S. 659, <https://doi.org/10.1177/1469540515453712>

38 »Man Caves«, Magnolia Network, 2007–2016.

39 Vgl. J. Voges: *Selbst ist der Mann*, S. 44–54.

40 Vgl. R. Moisiso/M. Beruchashvili: *Mancaves*.

41 Busch, Akiko: *Geography of Home. Writings on where we live*, New York: Princeton Architectural Press 1999, S. 148.

42 A. Kohout: *Youtube-Formate*, S. 70.

43 V. Flusser: *Gesten*, S. 67.

schaulich, »wie sehr der Prozess unseres Denkens von unseren Händen durch die Geste des Machens [...] geformt ist«. ⁴⁴

In Relationen gesehen

Vergleichbar mit Podcasts von Youtuber:innen im Bereich textiler Handarbeit sind Andys Präsentationen seiner Projekte in erster Linie Einladungen zum Selbermachen in Eigenzeit, zu Formen der »eigensinnige[n] Zeithandhabung«, ⁴⁵ die nicht effektiv sein und mit anderen synchronisiert werden müssen. Tutorials wie jene von Claudetta stehen für die Verbindlichkeit des Richtigmachens, Podcasts und Vlogs wie diejenigen von Andy dagegen für die Unverbindlichkeit von Projekten, die jetzt oder auch in einer mehr oder wenigen fernen Zukunft verwirklicht werden können.

Viele der Youtuber:innen verbinden mit ihren Videoproduktionen ökonomische Interessen, im Bereich von Holzarbeiten werden diese offensiv vertreten, im textilen Bereich vergleichsweise defensiv. Gleichzeitig sind die oben skizzierten Podcasts und Vlogs Medien der – im mehrfachen Sinne – Unterhaltung. Projekte wie Videos sollen Spaß machen, sollen alle Beteiligten unterhalten. Vergnügen, das vermitteln die meisten Protagonist:innen in entspannter Atmosphäre, macht allein schon das Planen, aber auch das Lernen und Aneignen von Techniken. Die hohen Töne von Kreativität, Originalität und Authentizität werden selten angeschlagen, eher wird das eigene Tun ironisiert und relativiert.

Das Ergebnis – ob Video oder Projekt – muss nicht perfekt sein. Die meisten dieser Videoproduktionen sind ambitioniert, nicht nur was die gezeigten Projekte, sondern auch was Aufbau und Inhalt der Videos anlangt, dennoch sind es zumeist pragmatische Lösungen, die hochgeladen werden. Anleitungen und Hinweise, wie dies zu bewerkstelligen ist, liefern wiederum Youtube-Tutorials. Das ermuntert viele, die zunächst als Zuseher:innen den einzelnen Youtuber:innen folgen, ihrerseits ihr Tun und dessen Ergebnisse in den Öffentlichkeiten sozialer Medien zu präsentieren. Unterscheidungen wie diejenigen zwischen Produzent:innen und Nutzer:innen von derartigen Videoproduktionen relativieren sich schon aus diesem Grund.

44 Ebd., S. 62.

45 Camper, Michael/Hühn, Helmut: Was sind Ästhetische Eigenzeiten? Hannover: Wehrhahn Verlag 2014, S. 25.

Alle diese Praktiken des Selbermachens von Videos wie von Dingen, ob »hedonized« oder »hedonizing technologies«,⁴⁶ wollen geteilt werden. Es geht in und bei diesen Videoproduktionen, wie allgemein bei sozialen Medien, immer auch darum, sich mit anderen über die Lust am Machen auszutauschen und digital im Netz ebenso wie lokal bei Treffen und in Gruppen Kontakte zu knüpfen und zu unterhalten. Die Adressierung eines Publikums Gleichgesinnter widerspricht nicht der Ausrichtung der Praktiken des Selbermachens am nächsten sozialen Umfeld eines Haushalts und an den Notwendigkeiten und Möglichkeiten des kontinuierlichen Verbesserns und Ausstaffierens des Wohnens.⁴⁷ Dieses »Project of Home«⁴⁸ kann in bestimmten Situationen und Phasen der Lebensführung genauso im Mittelpunkt des Selbermachens stehen.

Steven M. Gelber betont in seiner Geschichte der Entwicklung einer »Domestic Masculinity« in der US-amerikanischen Mittelklasse, welche Bedeutung das Selbermachen im und für den Haushalt im Verlauf des letzten Jahrhunderts für die Identität von Männern gewann.⁴⁹ Schon mit der Elektrifizierung der Haushalte, vor allem aber mit der Digitalisierung des Alltags sind die männlichen Mitglieder eines Haushalts zunehmend gefragt und gefordert.⁵⁰ Zwar mit leicht ironischem Unterton, doch letztendlich als Selbstverständlichkeit erzählen viele Youtuber davon, dass Idee und Auftrag zu einem Projekt von Frau oder Freundin stamme. Sowohl aufwendigere als auch schnellere Projekte der Holzarbeit sind oftmals beides: Freizeitbeschäftigung in Eigenzeit und gleichzeitig Haushaltstätigkeit und Beziehungsarbeit. Mit diesem Selbermachen stellen sich nicht wenige in eine Familientradition: Wie von der Großmutter wird auch vom Großvater – ob in Podcasts und Vlogs, ob in Interviews

-
- 46 Maines, Rachel: *Hedonizing Technologies: Paths to Pleasure in Hobbies and Leisure*, Baltimore: John Hopkins University Press 2009, S. 9.
- 47 Vgl. E. Shove et al.: *The Design of Everyday Life*, S. 41–67.
- 48 Pink, Sarah/Leder Mackley, Kerstin/Morosanu, Roxana et al.: *Making Homes. Ethnography and Design*, London u.a.: Bloomsbury Publishing Plc. 2017, S. 27–31.
- 49 Vgl. Gelber, Steven M.: »Do-It-Yourself: Constructing, Repairing and Maintaining Domestic Masculinity«, in: *American Quarterly* 49 (1997) 1, S. 66–112, <https://doi.org/10.1353/aq.1997.0007>; vgl. dazu in Fortführung von Gelbers Thesen Moisiso, Risto/Arnould, Eric J./Gentry, James W.: »Productive Consumption in the Class-Mediated Construction of Domestic Masculinity. Do-It-Yourself (DIY) Home Improvement in Men's Identity Work«, in: *Journal of Consumer Research* 40 (2013), S. 298–316, <https://doi.org/10.1086/670238>
- 50 Vgl. Löffler, Klara: »Reparieren und Instandhalten, Basteln und Entdecken. Eine ethnographische Annäherung«, in: *Technikgeschichte* 3 (2012) 79, S. 273–289, <https://doi.org/10.5771/0040-117X-2012-3-273>

– erzählt, der einem Techniken und Fertigkeiten beigebracht hat, und bekräftigen so die Selbstverständlichkeit dieses Tuns.

Im *home improvement* zeichnen sich Dynamiken ab, die durch die »individuellen Produktionen des Familialen«⁵¹ vorangetrieben werden. Angela McRobbie diagnostiziert in der Gegenwart eine Steigerung dieser Ausrichtung an der Familie. Sie sieht diese als Ausdruck einer neuerlichen moralischen Ökonomie des Familiären unter neoliberalen Regimen mit entsprechenden Folgen eines »New Multi-Mediated Maternalism«.⁵² Wie im Gebrauch des Begriffs *domesticity* – auf wen auch immer dieser im Detail gemünzt ist – zeigt sich in McRobbies Befund das Problem, dass die jeweils anderen, die an Familienprojekt und Haushalt beteiligt sind, ausgeklammert bleiben. In Forschungen aber, die sich mit den Alltagspraktiken in der sozialen Dimension von Haushalten beschäftigen,⁵³ erweisen sich die Rhythmen der Lebensführung und die Organisation der Arbeitsteilung als volatil und können stark variieren. Damit ist immer wieder aufs Neue die Frage zu stellen, von wem in welcher Lebenslage welche Praktiken des Selbermachens als notwendige Routinen des Haushaltes organisiert und bewältigt und/oder in Eigenzeiten und Eigenräumen gepflegt werden (können).⁵⁴

Erst beim genauen Blick auf individuelle Mikropolitiken in Verknüpfung mit sozialen Relationen fallen Verschiebungen und Verlagerungen in den jeweiligen Praktiken des Selbermachens auf. So gibt es eine wachsende Gruppe von Frauen unterschiedlichen Alters, mit oder ohne zu versorgenden Kindern, die keineswegs in erster Linie an der Verschönerung des Heims arbeiten, sondern die vor allem für sich selbst stricken und dieses textile Handarbeiten in verschiedenen Öffentlichkeiten in Foren und Cafés praktizieren und kommunizieren, die sich auch die Zeit nehmen, zu Workshops und Wollmessen zu reisen. Im Vergleich zu den beiden oben an konkreten Fällen skizzierten Bereichen des Selbermachens und den damit verbundenen Aktivitäten entsteht

51 Kaufmann, Jean-Claude: *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit*, Konstanz: UVK Universitätsverlag 1997, S. 66–73.

52 McRobbie, Angela: »Feminism and the New Multi-Mediated Maternalism«, in: Dies. (Hg.), *Feminism and the Politics of »Resilience«*. Essays on Gender, Media and the End of Welfare, Cambridge: Polity Press 2020, S. 12–41.

53 Zum Beispiel J.-C. Kaufmann: *Mit Leib und Seele*; S. Pink et al.: *Making Homes*; E. Shove et al.: *The Design of Every Day Life*.

54 Vgl. Löffler, Klara: »Bei Bedarf und nach Lust und Laune. Das Selbermachen in den Relationen der Lebensführung«, in: N. Langreiter/K. Löffler: *Selbermachen*, S. 309–327, h <https://doi.org/10.1515/9783839433508-015>

bisweilen der Eindruck, dass Frauen mit ihren weitgehend mobilen Projekten des Selbermachens im Bereich textiler Handarbeit größere Freiräume genießen als Männer, die sich mit Holzarbeiten beschäftigen und deutlicher standortgebunden sind.

Nicht die umfassenden, griffigen Thesen sind da gefragt – etwa zur Widerständigkeit dieser Strickerinnen –, sondern die beharrliche Nachfrage dazu, welche Konstellationen und Arrangements hinter diesen Praktiken stehen, inwieweit diese Selbstverständlichkeiten oder/und Ausnahmen etc. sind. Die Beobachtung, dass Frauen stricken und dass sich Männer mit Holzarbeiten beschäftigen, sollte nicht dazu verführen, diese Verteilung als traditionelle Orientierung und Ausdruck herkömmlicher Geschlechterordnungen zu bewerten. Vielmehr sollte das konkrete Wie dieses Selbermachens im Mittelpunkt stehen, das Tun, Erledigen und/oder Pflegen, das mediale Vermitteln, Zeigen und/oder Machen in den materiellen und räumlichen Rahmungen ebenso wie in den Spielräumen und den sozialen und biografischen Konstellationen der jeweils an einem Haushalt Beteiligten.

Netzwerke

Mechthild von der Pfalz und die Bücher

Materialität, Geschlecht, Wissen und Macht als Konstruktionsparameter einer Fürstin im *Ehrenbrief* des Jacob Püterich von Reichertshausen (1462)

Ruth Isser

Einleitung

Die Frage nach Geschlecht spielt in mittelalterlicher Literatur in vielfältiger Weise eine Rolle und ist eng mit der Materialität von Büchern verbunden. Die Regulierung von Wissensinhalten und -zugängen und die damit verbundenen Restriktionen bei der Weitergabe und Aneignung von Wissen stellen einen zentralen gesellschaftlichen Differenzierungsmechanismus dar, der in engem Zusammenhang mit Geschlechterordnungen zu sehen ist. Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der Verflechtung der Kategorien *Geschlecht* und *Macht* sowie der Wissensformierung über Materialität, insbesondere über Bücher. Im Zentrum stehen die (erschriebene) Materialität von Büchern und Bibliotheken, aber auch die Materialität von verkörpertem Wissen.¹ Neben der Materialität von Objekten und der Materialität von Wissen spielen auch die Kategorien *Geschlecht*, unverkörpertes Wissen² und *Macht* wesentliche Rollen. Vor dem Hintergrund der genannten Kategorien wird im Vorliegenden auf die Konstruktion Mechthilds von der Pfalz (1419–1482) über ihre Büchersammlung, die im sogenannten *Ehrenbrief* des Püterich von Reichertshausen überliefert ist,

1 Genaueres dazu im folgenden Abschnitt »Zu den Leitbegriffen des Themenbands«. Siehe dazu auch Ebeling, Knut: »Das Materialitäts-Apriori. Vom Wissen des Materials in Alain Resnais' ›Toute la mémoire du monde‹«, in: Kathrin Busch/Christina Dörfling/Kathrin Peters et al. (Hg.), *Wessen Wissen? Materialität und Situiertheit in den Künsten*: Paderborn: Wilhelm Fink 2018, S. 45–60, hier S. 53, https://doi.org/10.30965/9783846763476_005

2 Vgl. ebd., S. 53.

eingegangen. Dafür wird in einem ersten Schritt der Fokus auf (weiblichen) Buchbesitz gelegt, um den umfassenden Blick auf die Wechselbeziehung von Geschlecht, Materialität, Bildung und Macht freizulegen. In einem zweiten Schritt wird die über den *Ehrenbrief* überlieferte Büchersammlung Mechtilds mit Perspektive auf Geschlechter-, Bildungs- und Handlungswissen in Augenschein genommen und damit zusammenhängend die Konstruktion der Fürstin im literarischen Brief behandelt. Das in der Literatur vermittelte geschlechtsspezifische Wissen und Nichtwissen transportiert Normen und Werte in spezifischen kulturellen und historischen Kontexten. Der Beitrag will daher zeigen, dass das in fiktionalen mittelalterlichen Texten präsentierte Geschlechterwissen sowohl als Produkt von als auch als Grundlage zur Weitergabe sozialer Strukturen, die Geschlechterverhältnisse konstruieren, gesehen werden kann. Am Anfang der Ausführungen möchte ich zunächst das Verständnis von und den Zugang zu *Materialität* thematisieren und mit den Kategorien Geschlecht, Wissen und Macht in Beziehung setzen.

Zu den Leitbegriffen des Themenbands: Materialität, Geschlecht, Wissen und Macht

Wie lässt sich das Verhältnis zwischen Materialität, Wissen, Geschlecht und Macht beschreiben? Gegenstand dieses Aufsatzes ist eine Bibliothek, die zwar nicht physisch, aber doch durch Worte überliefert bzw. erschrieben ist und einen Ort materiell-schriftlichen Wissens darstellt, der über verkörpertes und unverkörpertes Wissen greifbar wird.

Verkörpertes und unverkörpertes Wissen

Die Materialität einer Bibliothek ist gleichzeitig auch die Materialität von Wissen.³ Materialität ist nicht nur Träger von Wissen, sondern auch selbst Wissen. Das Material hat einen Eigenwert und ein Eigenwissen, welches sich unter anderem über die Ausstattung von Büchern zeigt.⁴ Besonders im Mittelalter ist dieser Zusammenhang augenscheinlich und mit den Kategorien *Geschlecht* und *Macht* stark verbunden. Der Zugang zu Bildung und damit im Wesentlichen zu Büchern unterschied sich je nach Geschlecht und Stand. Im Mittelalter

3 Vgl. ebd., S. 47.

4 Vgl. ebd., S. 53.

wurden Bücher zudem in mühsamer Handarbeit hergestellt. Sie vereinen harte, zeitaufwendige Arbeit mit wertvollen Materialien. Sichtbar wird das durch die Ausstattung von Büchern, die nicht nur Informationen zur Wichtigkeit des Inhalts liefert, sondern auch zur Bedeutsamkeit der Auftraggeber:innen oder der Beschenkten. Form und Inhalt hängen damit in gleicher Weise zusammen wie Materialität und die dahinterstehenden Personen, was der Medientheoretiker Knut Ebeling *verkörpertes Wissen* nennt.

Unter *unverkörperten Wissen* versteht Ebeling vermittelte Inhalte. Darin spiegeln sich auch die über die Inhalte transportierten Diskurse, die sich über die Konzepte des Geschlechter-, Handlungs- und Bildungswissen fassen lassen. Nach der Literaturwissenschaftlerin Susanne Schul überliefern Texte über das beinhaltete Wissen eben auch Geschlecht.⁵ Gender wird vor diesem Hintergrund als eine Kategorie verstanden, die Wissensdispositionen spezifiziert und kulturgeschichtlich geprägtes Genderwissen diskursiv produziert. Geschlechterwissen wird so interpretiert, dass es neben den Zuschreibungen von Praktiken, Eigenschaften und Positionen an eine Geschlechtergruppe auch geschlechtsspezifische Verhaltensmöglichkeiten und Machtressourcen einschränkt. Damit verbunden sind fiktionale Narrationen Teil einer diskursiven Wissensvermittlung und -gestaltung sowie Träger spezifischer Wissenssysteme, die unterschiedliche Entwürfe von Genderwissen präsentieren und statusgeprägte Wertesysteme verarbeiten. Dieser Ansatz eröffnet die Möglichkeit, ungewöhnliche Wissenskombinationen zu schaffen, soziale Grenzen zu überschreiten und unterschiedliche Wissenskonzepte zu erproben.⁶ Für diesen Beitrag werden die Überlegungen Schuls zu Genderwissen kombiniert mit den von Martin Kintzinger geprägten Kategorien des Bildungs- und Handlungswissens. Darunter werden zum einen literale Bildung und zum anderen die Sozialisation in die standesspezifischen und zeitgebundenen Verhaltensnormen verstanden,⁷ die sich auch über Bücher und Literatur fassen lassen.

5 Vgl. Schul, Susanne: »frouwen-Wissen – herren-Wissen? ›Geschlecht‹ als Kategorie des Wissens in mittelhochdeutschen Narrationen«, in: Andreas Grandt/Mireille Schnyder/Jürgen Wolf (Hg.), *Buchkultur und Wissensvermittlung in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin/Boston: De Gruyter 2011, S. 183–201, <https://doi.org/10.1515/9783110268799.183>

6 Vgl. ebd.

7 Vgl. Kintzinger, Martin: *Wissen wird Macht. Bildung im Mittelalter*, Ostfildern: Thorbecke 2007, S. 181.

Materialität und Netzwerke

Die Wirkung von Büchern wird neben ihrer *primären Aufgabe* der Kommunikation, der Speicherung und des Austauschs von Informationen auch über eine sekundäre *uneigentliche* Funktion entfaltet. Bücher als materiell fassbare Gegenstände sind genauso Teil symbolischer Handlungen und Inszenierungen von Lebenswelten.⁸ So war es nicht vordergründig notwendig, die in Besitz genommenen Bücher zu lesen: Bestimmte Intentionen wie eben das Verfügen über Wissen oder Macht konnten auch über den bloßen Besitz und die Zurschaustellung von Büchern vermittelt werden.⁹ Daneben stellte das Sich-Umgeben mit Gelehrten und mit gelehrter Bildung einen politischen Akt dar, der zur Konstruktion von Netzwerken beitrug, wie Oren Margolis aufgezeigt hat. Dazu zählte auch das Austauschen von Kunst und Büchern zwischen den Höfen.¹⁰ Dadurch wirkten Bücher »in ihrer Materialität als sichtbar gewordene Netzwerke und Bindungen«. ¹¹ Materielle Geschenke, Briefe oder auch immaterielle Güter wie schöpferische Leistungen und Widmungen banden die Schenkenden an die Beschenkten.¹² So wirkte in diesem Kontext der *Ehrenbrief* durch sein materielles Vorhandensein sowie durch seinen immateriellen Inhalt als Intensivierung bzw. Aktivierung und als Sichtbarmachung von Netzwerken zwischen der Fürstin, dem Autor und den literarisch tätigen sowie interessierten Personen in Mechthilds Umfeld, die über den Brief und die darin genannten Buchtitel fassbar werden.

Macht über Ordnung

Püterichs Bücherinventare vermitteln Einblicke in unterschiedliche Wissenskategorien und Netzwerke. Gleichzeitig verweisen seine Listen aber auch auf

-
- 8 Vgl. Rautenberg, Ursula/Titel, Volker (Hg.): Das Buch in der Alltagskultur. Eine Annäherung an zeichenhaften Buchgebrauch und die Medialität des Buches (Alles Buch. Studien der Erlanger Buchwissenschaft, Band XV), Erlangen/Nürnberg: Buchwissenschaft 2005, S. 5.
- 9 Vgl. dazu Margolis, Oren: The Politics of Culture in Quattrocento Europe. René of Anjou in Italy, Oxford: University Press 2016, S. 16–20, <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198769323.001.0001>
- 10 Vgl. ebd., S. 9f.
- 11 Antenhofer, Christina: Die Familienkiste. Mensch-Objekt-Beziehungen im Mittelalter und in der Renaissance, Ostfildern: Thorbecke 2022, S. 161.
- 12 Vgl. ebd., S. 157.

Machtstrukturen. In Bibliotheken wird Wissen geordnet.¹³ Ordnung bedeutet immer auch Auswahl und damit Machtausübung. Auch Püterich ordnete, wählte aus und bewertete in seinem Verzeichnis von Mechthilds Büchern. Er beleuchtete ausgewählte Werke der Fürstin und damit wird deren (erschriebene) Materialität sichtbar. Das Unerwähnte bleibt weiterhin unsichtbar. Püterich gab den Büchern eine funktionale Reihenfolge, wie er es auch bei seiner eigenen Sammlung tat, und bewertete damit deren Qualität und Wichtigkeit. Über die Reihenfolge der Nennung der Bibliotheken und deren innere Strukturierung erschließen sich hierarchische Ordnungen im sozialen Gefälle zwischen Püterich und Mechthild. An dieser Stelle verbindet Püterichs Bücherliste die Kategorien *Macht*, *Materialität* und *Wissen*.

Buchbesitz im Mittelalter

Die Herstellung von Codizes und Texten war im Mittelalter mit mühsamer Handarbeit verbunden. Dabei wirkten die unterschiedlichsten Handwerke zusammen. So mussten zum Beispiel Tierhäute zu Pergament verarbeitet oder später Papier aus Lumpen hergestellt werden. Auch das Schreiben von Büchern war ein beschwerliches Unterfangen und konnte je nach Auftrag mehrere Jahre in Anspruch nehmen. In dieser Hinsicht vereinten mittelalterliche Codizes harte, zeitaufwendige Arbeit mit wertvollen Materialien. Bücher waren also nicht nur kostbar, sondern auch sehr teuer.¹⁴

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass nicht jede:r Zugang zu Büchern hatte oder sich diese leisten konnte. Ebenso stellt sich die Frage, welche Bücher in Besitz genommen wurden und warum. Inhalt einer typischen Adelsbibliothek des 15. Jahrhunderts waren religiöse Texte, Fachliteratur wie Kräuterbücher oder Werke zur Jagd, Unterhaltungsliteratur sowie Werke zur Erziehung und Bildung.¹⁵ Über den tatsächlichen Umfang einer mittelalterlichen Bibliothek kann nur spekuliert werden, da davon auszugehen ist, dass

13 Vgl. K. Ebeling: Materialitäts-Apriori, S. 48f.

14 Vgl. dazu Trost, Vera: Skriptorium. Die Buchherstellung im Mittelalter, Stuttgart: Belsler Verlag 1991.

15 Vgl. Spieß, Karl-Heinz: »Zum Gebrauch von Literatur im spätmittelalterlichen Adel«, in: Ingrid Kasten/Werner Paravicini/René Pérennec (Hg.), Kultureller Austausch und Literaturgeschichte im Mittelalter, Kolloquium im Deutschen Historischen Institut Paris 16. bis 18.03.1995, Sigmaringen: Thorbecke 1998, S. 86–101, hier S. 93; Müsegades, Benjamin: »Fürstlicher Buchbesitz im spätmittelalterlichen Reich – Überlegungen zu

ein großer Teil der Werke heute nicht mehr erhalten ist.¹⁶ Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts lag der statistische Durchschnitt einer Privatbibliothek aus dem Hochadel bei etwa 43 Bänden und beim Niederadel bei etwa 30 Bänden. Mechthild und Püterich, die sich mit Sammlungen von 94 und 164 Titeln hervorheben, können somit als herausragende Büchersammler:innen ihrer Zeit und ihres Stands betrachtet werden.¹⁷

Die Funktion von Bibliotheken und Büchersammlungen wird in der Forschung unterschiedlich erörtert. Hierbei tauchen Zwecke wie *representatio, memoria* und Identitätsbildung genauso auf wie Interesse und Familientradition.¹⁸ Auch die Frage, ob die Adelligen ihre Bücher überhaupt gelesen haben und ob vor diesem Hintergrund Rückschlüsse auf deren Bildung gemacht werden dürfen, wird diskutiert. Darüber hinaus vermittelten Privatbibliotheken die durch Erziehung und Zeitgeist getragenen Bildungswerte und Bildungsinhalte.¹⁹

Der Zugang zu Bildung, und damit im Wesentlichen zu Büchern, unterschied sich je nach Geschlecht und Klasse enorm. Die begrenzte Verfügbarkeit von Büchern vor dem Zeitalter des Buchdrucks machte den Buchbesitz exklusiv und zu einer einzigartigen Quelle der Bildung in Bezug auf die Wissensgebiete, die die Bücher repräsentierten. So gab es auch Gattungen, die speziell für Frauen gedacht waren. Zu nennen sind hier pädagogische Schriften oder an Frauen gerichtete Lehrgedichte.²⁰ Bereits im *Sachsenspiegel* ist die Rede von

einem Forschungsproblem«, in: Herzog August Bibliothek (Hg.), *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 39, Wolfenbüttel: Harrassowitz 2014, S. 29–48, hier S. 42f.

- 16 Vgl. B. Müsegades: *Fürstlicher Buchbesitz*, S. 33.
- 17 Vgl. Fürbeth, Frank: »Der Bücherkatalog des Jakob Püterich von Reichertshausen im Kontext spätmittelalterlicher Adelsbibliotheken. Ordnungsprinzipien und Literaturkritik«, in: Andreas Speer/Lars Reuke, *Die Bibliothek – The Library – La Bibliothèque. Denkräume und Wissensordnungen*, Berlin/Boston: De Gruyter 2020, S. 457–482, hier S. 470, <https://doi.org/10.1515/9783110700503-024>
- 18 Vgl. Arnold, Werner: »Die Erforschung von Adelsbibliotheken«, in: Horst Meyer (Hg.), *Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 31, Wolfenbüttel: Harrassowitz 2006, S. 35–45, hier S. 35.
- 19 Vgl. Gleixner, Ulrike: »Die lesende Fürstin. Büchersammeln als lebenslange Bildungspraxis«, in: Juliane Jacobi/Jean Luc le Cam/Hans-Ulrich Musolff (Hg.), *Vormoderne Bildungsgänge, Selbst- und Fremdbeschreibung in der Frühen Neuzeit*, Köln u.a. 2010, S. 207–223, hier S. 210, <https://doi.org/10.7788/boehlau.9783412213008.207>
- 20 Vgl. Cramer, Thomas: *Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter*, München: dtv 2000, S. 43ff.

vor allem religiös-erbaulichen Büchern, die Frauen lesen sollten.²¹ Auch in der mittelalterlichen Unterhaltungsliteratur finden sich normative und ideale Vorstellungen über die Bildung und Erziehung von Frauen. Insofern spielte die Geschlechterfrage in der mittelalterlichen Literatur in vielfältiger Weise eine Rolle und ist mit der Materialität der Bücher stark verbunden. Bücher können als Indikator für Bildung und Literatur kann als Spiegel der Bildung gesehen werden. Zugleich zeigen sie über die geschlechtsspezifischen Gattungen und die darin vermittelten Erziehungsideale, dass Bildung im Mittelalter für Männer etwas anderes bedeutete als für Frauen. Sie machen unterschiedliche Bildungswege und den damit einhergehenden Zugang zu (ausgewählter) Literatur und Literalität sichtbar, was wiederum veranschaulicht, dass Geschlecht über Bildung und Erziehung bzw. über Buchbesitz und Literatur diskursiv und performativ konstruiert wird.

Mechthild und die Bücher

Mechthild von der Pfalz (1419–1482), Tochter des Kurfürsten Ludwig III. (1378–1436) und der Gräfin Matilda (Mechthild) von Savoyen-Achaja (1390–1438), war eine kurpfälzische Fürstin und durch ihre 1436 geschlossene Heirat mit Ludwig I. von Württemberg (1412–1450) Gräfin von Württemberg. 1452 erhielt sie, durch ihre Heirat mit Erzherzog Albrecht VI. von Österreich (1418–1463), den Titel Erzherzogin von Österreich.²²

Mechthild ist bekannt als eine herausragende Persönlichkeit des Spätmittelalters und steht in enger Verbindung mit der frühhumanistischen Bildungs-

21 Vgl. Herweg, Mathias: »Weibliches Mäzenatentum zwischen dynastischer Bestimmung, politischem Kalkül und höfischer Memoria«, in: Wolfgang Haubrichs/Patricia Oster (Hg.), *Zwischen Herrschaft und Kunst. Fürstliche und adlige Frauen im Zeitalter Elisabeths von Nassau-Saarbrücken* (14.–16. Jh.), Saarbrücken: SDV 2013, S. 223–243, hier S. 225.

22 Vgl. Kruska, Renate: *Mechthild von der Pfalz. Im Spannungsfeld von Geschichte und Literatur*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1989, S. 1; Stievermann, Dieter: »Mechthild (Matilde)«, in: *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* (Hg.), *Neue Deutsche Biographie. Maly – Melancthon*, Band 16, Berlin: Duncker & Humblot 1990, S. 580ff.

bewegung nördlich der Alpen. Darüber hinaus gilt sie als Mäzenin von Kunst und Literatur des 15. Jahrhunderts.²³

1463, nach dem Tod ihres zweiten Mannes Albrecht VI., ließ sich Mechthild an ihrem Hof in Rottenburg am Neckar nieder. Viele Dichter, aber auch Gelehrte, Maler und Bildhauer haben sich zu dieser Zeit in Rottenburg versammelt und ihre Werke Mechthild gewidmet.²⁴ Aufgrund dieser Widmungen geht die Forschung vielfach davon aus, dass Mechthilds Hof ein kulturelles Zentrum war. Vor allem das literarische Schaffen von Hermann von Sachsenheim (um 1366/1369–1458), Niklas von Wyle (um 1410–1479) und Jacob Püterich von Reichertshausen (1400–1469) lässt diese Vermutung zu.²⁵

Von besonderem Interesse für diesen Aufsatz ist Jacob Püterich von Reichertshausen. Er stammte aus dem Münchner Stadtadel und stand als Hofbeamter im Dienst der bayerischen Herzöge.²⁶ Nur ein einziges seiner literarischen Werke ist bis heute überliefert: der *Ehrenbrief*, den er im Jahr 1462 Mechthild gewidmet hat.²⁷ Darin kommentiert Püterich in den Versen 91 bis 145 Mechthilds Interesse an Literatur, ihre Bibliothek und seine eigene Büchersammlung.

-
- 23 Vgl. Classen, Albrecht: »Women in Fifteenth-Century Literature. Protagonists (Melusine), Poets (Elisabeth von Nassau-Saarbrücken), and Patrons (Mechthild von Österreich)«, in: James Hardin/Jörg Jungmayr (Hg.), *Der Buchstab tödt – der Geist macht lebendig*, Band 1, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1992, S. 431–457, hier S. 447.
- 24 Vgl. ebd., S. 447.
- 25 Christine Wand-Wittkowski sieht in der Interpretation von Mechthilds Hof eine Konstruktion der rezenten Forschung, die sich nicht so ohne Weiteres belegen lasse. Vgl. dazu Wand-Wittkowski, Christine: »Pfalzgräfin Mechthild und ihr literarischer Zirkel. Ein Irrtum der Mediävistik«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 30 (2005), S. 1–27, hier S. 2, <https://doi.org/10.1515/IASL.2005.1.1>
- 26 Vgl. Grubmüller, Klaus: »Püterichs ›Ehrenbrief‹«, in: KulturStiftung der Länder/Bayerische Staatsbibliothek (Hg.), *Jacob Püterich von Reichertshausen. Der Ehrenbrief Cgm 9220*, München: Großbuchbinderei Spinner 1999.
- 27 Vgl. Karnein, Alfred: »Mechthild von der Pfalz as Patroness. Aspects of Female Patronage in the Early Renaissance«, in: *Medievalia et Humanistica* 22 (1995), S. 141–170, hier S. 153.

Die Konstruktion Mechthilds im *Ehrenbrief* über (un-)verkörpertes Wissen

Der *Ehrenbrief* ist heute lediglich in zwei erhaltenen Handschriften überliefert.²⁸ Bei beiden handelt es sich um Abschriften aus dem 16. Jahrhundert. In welcher Form bzw. ob Mechthild die Widmung je erhalten hat, ist unbekannt. Dennoch lässt die prachtvolle Aufmachung der Abschriften vermuten, dass auch das zeitgenössische Exemplar die Bedeutsamkeit Mechthilds verinnerlichte und mit dem enthaltenen unverkörpernten Wissen und den damit zusammenhängenden Funktionen korrelierte.

Püterich selbst nannte im Brief einige Gründe für das Verfassen seines Werks. Erstens wollte er damit Mechthild ehren. Insbesondere, da sie sich nicht persönlich kannten (Str. 2). Zweitens beabsichtigte er, ihr die bayerische Adelsgesellschaft vorzustellen und diese damit gleichzeitig für die Nachwelt zu bewahren. Schlussendlich zielte der Brief in einem Nachtrag darauf ab, einen Büchertausch einzuleiten (Str. 95). Aus diesem Grund führte Püterich einige Titel aus seiner eigenen Bibliothek (164 Werke) an sowie einzelne aus Mechthilds Sammlung. Als Basis habe Mechthild Püterich eine Liste ihrer 94 Bücher zukommen lassen. 23 davon listete er per Titel auf,²⁹ da ihm diese unbekannt waren:³⁰

- 1.–5. *Fünfe Lanzelunt* (fünf Prosa-Lancelot-Romane)
6. *Floramunt* (deutsche Übersetzung des *Florimont* des Aimée von Darennes)
7. *Flordamor* (von Ulrich Füetrer in sein Sammelwerk über die Ritter der Tafelrunde aufgenommen: *Das Buch der Abenteuer*)

28 Lange Zeit war als einzige erhaltene Überlieferung dieses Briefs nur die Handschrift Cgm 9220 (Ende 16. Jahrhundert) bekannt, die in der Staatsbibliothek München aufbewahrt wird. Dank Klaus Graf wissen wir nun von einer Zweitüberlieferung, die wohl als Vorlage für die Münchner Handschrift gedient haben könnte: Trenbach-Chronik: Ehrenbrief, St. Pölten, Landesarchiv, HS StA 0327 (1550–1624). Vgl. dazu Graf, Klaus: »Fiktion und Geschichte. Die angebliche Chronik Wenzel Grubers, Greisenklage, Johann Hollands Turnierreime und eine Zweitüberlieferung von Jakob Püterichs Ehrenbrief in der Trenbach-Chronik (1590)«, in: *Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte* (28.02.2015), <http://mittelalter.hypotheses.org/5283> vom 12.05.2023.

29 In den Strophen 98 und 99.

30 Vgl. Classen, Albrecht: »Püterich von Reichertshausen, Jacob (ca. 1400–1467)«, in: John M. Jeep (Hg.), *Medieval Germany: An Encyclopedia*, New York/London: Garland Publishing 2001, S. 632.

8. und 9. *Malagis und Reinolt* (*Malagis und Reinolt von Montelban*, niederländische Romane)
10. *Minpurg* (*Minneburg*, eine deutsche Minneallegorie)
11. *Morein* (*Die Mörin* des Hermann von Sachsenheim)
12. *Khatarein von Serins* (*Gaistlicher Rosengart*; deutsche Übersetzung der auf Latein verfassten Legende der heiligen Katharina von Siena des Raimundus de Vineis)
13. *Grisel* (Heirich Steinhöwels *Griseldis*)
14. *Melusin* (*Melusine* von Thüring von Ringoltingen)
- 15.–16. *Statschreibers püechlein* (*Translazen* Nr. 1 und 3 des Niklas von Wyle)
17. *Wenden Wilhalbm* (*Wilhelm von Wenden* des Ulrich von Etzenbach)
18. *Pantes Galcies* (deutsche Übersetzung des französischen Romans *Ponthus et la belle Sidoine*)
19. *Tuckthales* (deutsche Übersetzung der *Visio Tundali*)
20. *Margreth von Lünburg* (niederländischer Roman, der später als *Die Kinder von Limburg* von Johannes von Soest ins Deutsche übertragen wurde)
21. *Enegelandte die Khungin* (möglicherweise *Die Königstochter von Frankreich* des Hans von Bühel)
22. *Harpeine* (*Graf Herpin* der Elisabeth von Nassau-Saarbrücken)
23. *Lewen vatter* (wahrscheinlich ein verballhornter Titel/verderbt)³¹

Nahezu alle diese Titel gehörten der modernen zeitgenössischen, volkssprachigen Literatur an. Püterich nannte in seiner Bibliothek im Vergleich dazu vor allem höfische Romane aus dem 13. Jahrhundert, historiografische Werke und einzelne geistliche Titel. Als das kunstvollste Werk bezeichnete er dabei Albrecht von Scharfenbergs *Jüngerer Titurel*, den er für ein Werk des Wolfram von Eschenbach hielt.³² Bei aller Differenz der beiden Sammlungen ist doch bemerkenswert, dass Püterich 71 Titel aus Mechthilds Bibliothek scheinbar bekannt waren. Umgekehrt erachtete er 126 seiner eigenen Bücher Mechthild gegenüber nicht für weiter erwähnenswert. Möglicherweise glichen sich die Sammlungen in dieser Schnittmenge.³³

Über die literarische Neigung, die die beiden verband, demonstrierte Püterich eine Überwindung jeglicher Standesunterschiede und stellte sich mit

31 Vgl. Behrend, Fritz/Wolkan, Rudolf (Hg.): *Der Ehrenbrief des Püterich von Reichertshausen*, Weimar: Gesellschaft der Bibliophilen 1920, S. 35.

32 Vgl. A. Classen: Püterich, S. 632.

33 Vgl. F. Fürbeth: *Bücherkatalog*, S. 467.

Mechthild auf dieselbe Stufe.³⁴ Die Exklusivität von Büchern wurde durch Püterich bewusst als Statuskennzeichen eingesetzt, um sich als Teil einer privilegierten sozialen Gruppe auszuweisen.³⁵

Gleichzeitig muss bedacht werden, dass Püterichs *Ehrenbrief* nicht so ohne Weiteres als Tatsachenbericht gelesen werden darf. Der Brief war kein *privates* Dokument zwischen Mechthild und Püterich, sondern ein literarisches Werk für die breite Öffentlichkeit. Ein weiterer Grund für die Bestandsaufnahme ist also die Informationsvermittlung an Leser:innen und Zuhörer:innen über die beiden großen Bibliotheken. Insofern ist die Inszenierung von Püterich und Mechthild über das verkörperte wie unverkörpernte Wissen ein wesentlicher Bestandteil des Briefes und des Inventars. Außerdem ist anzumerken, dass Püterich seinen Brief auf eine besondere Weise geschrieben hat. Er verwendete als Reimschema die sogenannte Titurel-Strophe. Die ausgefeilte Sprache zeugt – wiederum – von Repräsentation. Püterich stellte sich selbst als großen Dichter dar, aber er zeigte auch die Größe Mechthilds, weil er ihre stilistische Kompetenz betonte (Str. 75). Außerdem demonstrierte Püterich sein Wissen über die literarische Tradition, denn zu dieser Zeit war es bereits üblich, in Prosa zu schreiben.³⁶ Mit der Titurel-Strophe ehrte er gleichsam Wolfram von Eschenbach, den er fälschlicherweise für den Verfasser des *Jüngeren Titurel* hielt und als Meister der deutschen Dichtkunst bezeichnete (Str. 100). Daneben präsentierte er aber eben auch die eigene Könnerschaft durch die – seiner Meinung nach – höchste Dichtungsform.³⁷

Püterich inszenierte über seinen *Ehrenbrief* sein eigenes Bildungs- und Handlungswissen, indem er zeigte, dass er in der Lage war, poetisch hochwertig zu dichten und dabei die standesgemäßen Verhaltensnormen einzuhalten. Der Brief überträgt die Wissenskategorien besonders über die Bücher auch auf Mechthild. Die genannten Titel vermitteln über ihren Inhalt Normen und Ideale weiblichen Bildungs- und Handlungswissens. Die *Visio Tundali* kann vor diesem Hintergrund als spiritueller Lehrtext gelesen werden. Die *Legende der*

34 Vgl. ebd., S. 464.

35 Vgl. Rischer, Christelrose: Literarische Rezeption und kulturelles Selbstverständnis in der deutschen Literatur der »Ritterrenaissance« des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zu Ulrich Füetters »Buch der Abenteuer« und dem »Ehrenbrief« des Jakob Püterich von Reichertshausen, Stuttgart u.a.: Kohlhammer 1973, S. 93.

36 Vgl. T. Cramer: Geschichte, S. 69; Wehli, Max: Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, Stuttgart: Reclam 1997, S. 812.

37 Vgl. F. Fürbeth: Bücherkatalog, S. 476.

Heiligen Katharina von Siena hat möglicherweise Vorbildcharakter eingenommen; hierin mischen sich Bildungs-, Handlungs- und Geschlechterwissen. Andere Titel verweisen mehr auf repräsentative Verhaltensweisen, Legitimation von Herrschaft, Machterwerb oder Formen des Zusammenlebens am Hof, was besonders auf spezifisches Handlungswissen hindeutet, welches aber immer auch geschlechtlich geprägt ist. Zu nennen sind in diesem Bereich *Melusine*, *Pontus und Sidonia*, *Herpin* und *Königstochter von Frankreich*. Für den deutschsprachigen Raum wird die *Minneburg* als die literarisch bedeutendste Minneallegorie angesehen. Die Minneallegorie stellt eine Variation der Minnerede dar. Die Hofgesellschaft wurde unter diesem Genre in den belehrenden Diskurs miteinbezogen und konnte es umgekehrt als Mittel literarischer Selbstdarstellung funktionalisieren.³⁸ Der Zweck der Wertevermittlung spiegelt sich in diesem Werk also besonders und wirkt auf Mechthild über die Wissenskategorien zurück. Die Sammlung selbst listet auch Bücher auf, in denen Mechthild als literarische Figur auftaucht. Dazu zählen *Die Mörin* des Hermann von Sachsenheim und die ausgewählten *Translazen* des Niklas von Wyle, der vor allem den Intellekt der Fürstin ehrt und sie als Ideal einer Renaissancefürstin darstellt.³⁹ Über diese Werke erhalten wir in besonderem Maß Vorstellungen von Idealen, die sich über die auf Mechthild übertragenen Wissenskategorien zeigen.

Auch innerhalb des *Ehrenbriefs* wird Mechthild über ein ihr zugesprochenes Bildungswissen konstruiert. Dieses zeigt sich im Buchbesitz, im Interesse an Literatur sowie in der ihr nachgesagten Kompetenz, Qualität beurteilen zu können (Str. 75). Gleichzeitig betont dieses Bildungswissen auch ein inhärentes standesgebundenes Genderwissen. Mechthilds mögliche Rolle als hochgestellte Mäzenin, in der sich ihr Zugang zu Büchern von demjenigen Püterichs unterschied, ergab sich nicht nur über die Widmung, die ihr mit dem Brief zukam, oder über die Ausstattung und Aufmachung des Werks, sondern auch über ihr gewidmete Werke, die sich in ihrer Sammlung befanden. Über die

38 Vgl. T. Cramer: *Geschichte*, S. 43ff.

39 Vgl. Bamberger, Gudrun/Robert, Jörg: »Mechthilds »Museum« – Renaissance und Ritterromantik im deutschen Südwesten«, in: Erwin Frauenknecht/Peter Rückert (Hg.), *Mechthild (1419–1482) im Spiegel der Zeit. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung*, Stuttgart: 2019, S. 39–47, hier S. 44f. Diese Konstruktionen gilt es genauer in Augenschein zu nehmen, was allerdings dem Umfang dieses Beitrags nicht entspricht. Siehe dazu mein Dissertationsprojekt »Buchbesitz und Bildung adeliger Frauen im Spätmittelalter«.

Nennung ihr gewidmeter Titel betonte Püterich Mechthilds Rolle als Förderin der Künste und verband damit möglicherweise Hoffnungen potenzieller Gönnerschaft ihm selbst gegenüber. Fürbeth vermutet hinter Püterichs Widmung den Versuch, Mechthild als Unterstützerin für seinen sozialen Aufstieg in den turnierfähigen Adel Bayerns zu gewinnen. Um an dieses Ziel zu gelangen, wählte Püterich elaboriertes Lob und die demonstrative Herausstreichung ihrer ähnlichen literarischen Neigung.⁴⁰

Mechthild erscheint im *Ehrenbrief* über die unterschiedlichen Wissenskategorien in vielfacher Weise als konstruierte Person. Die materielle Erscheinung der Widmung – zumindest jene der Abschriften aus dem 16. Jahrhundert – verweist auf Mechthilds Stand und Funktion im literarischen Feld. Die Aufmachung ist exklusiv und die Überlieferung von nur zwei Handschriften lässt auf ein ausgewähltes Lesepublikum schließen. Über das unverkörpernte Wissen wird Mechthild besonders mit literaler Bildung in Zusammenhang gebracht. Geschlechtsspezifisches Handlungswissen wird vor allem durch genannte Buchtitel auf die Fürstin übertragen sowie über die ihr entgegengebrachten Hoffnungen auf (literarische) Förderung.

Materialität und Netzwerkbildung

Der *Ehrenbrief* zeugt über sein verkörpertes Wissen sowie über zahlreiche Spuren im Inhalt von literarischen Netzwerken und Beziehungssystemen durch den Austausch materieller Güter. Gleichzeitig bildet sich ab, wie sich Püterich und Mechthild über ihren Buchbesitz in die Bildungsbewegung einschrieben sowie sich als Teil der aristokratischen bzw. gelehrten Elite präsentierten.

Durch Gaben und Gegengaben wurden im Besonderen Beziehungen zwischen den Schenkenden und den Beschenkten aktiviert sowie Gegenleistungen erwirkt.⁴¹ Dabei folgte ein Gabentausch im Idealfall den Neigungen der Beschenkten oder zumindest den gesellschaftlichen Normvorstellungen der Zeit und erzielte dadurch den Erhalt guter Beziehungen oder hatte die Aktivie-

40 Vgl. F. Fürbeth: *Bücherkatalog*, S. 464.

41 Zum Konzept spätmittelalterlicher (Bücher-)Geschenke: Ewert, Ulf C./Hirschbiegel, Jan: »Gabe und Gegengabe. Das Erscheinungsbild einer Sonderform höfischer Repräsentation am Beispiel des französisch-burgundischen Gabentausches zum neuen Jahr 1400«, in: *VSWG: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 87 (2000), S. 5–37.

rung solcher zum Ziel.⁴² Ansätze eines Gabentauschs finden sich auch in Püterichs *Ehrenbrief*. Bereits vor dessen Entstehung haben sich Fürstin und Autor Buchverzeichnisse zukommen lassen, aus denen dann im Brief einzelne Titel zitiert werden. Mechthilds Liste habe Erasmus von Tor⁴³ überbracht und dabei Püterich mehrfach darauf hingewiesen, den *Ehrenbrief* endlich fertigzustellen (Str. 96). Diesem Abschnitt zufolge erwartete Mechthild Püterichs Werk und hat zumindest durch ihre Liste auch Einfluss auf den Inhalt des Briefs genommen.

Die beiden Verzeichnisse bilden nicht den einzigen Austausch zwischen der Fürstin und dem Autor ab. In Strophe 86 verwies Püterich darauf, Mechthild weitere vier Lieder und drei Reden übersandt zu haben. Diese Texte sind leider nicht erhalten, ebenso wenig wie die beiden Bücherlisten. Über diese Geschenke erhoffte sich Püterich als Lohn, wie er schrieb, Mechthild als *amie* während des kommenden Karnevals.⁴⁴ Auch wenn es sich bei diesem Wunsch – hier folge ich Schul⁴⁵ – um eine der Minnetopik geschuldete Überschreitung sozialer Grenzen handelt, denn Mechthild ist ihrem Rang nach für Püterich unerreichbar, zeigt sich hier doch die logische Konsequenz Verbindung stiftender Gegengaben. In Strophe 89 wies Püterich darauf hin, in Rom ein Paar Schuhe für die Fürstin gekauft zu haben. Auch mit diesem symbolisch aufgeladenen Geschenk und der damit zusammenhängenden Verwendung rhetorischer Konventionen des Minnesangs werden soziale Grenzen überschritten, versinnbildlicht es doch den Ausdruck erotischer Liebe.⁴⁶ Am Beispiel des *Ehrenbriefs* zeigt sich die in der Literatur gelegene Möglichkeit grenzüberschreitender zwischenmenschlicher Interaktionen, wie sie außerhalb literarischer Texte nicht möglich wären. Gleichzeitig wird sichtbar, dass

42 Vgl. Thaller, Anja: »Zur Buchkultur am spätmittelalterlichen württembergischen Hof. Buchbesitz und literarische Interessen der Margarethe von Savoyen (1420–1479) im Spiegel ihrer Briefe«, in: Nigel F. Palmer/Peter Rückert/Sigrid Hirbodian (Hg.), Württemberg als Kulturlandschaft. Literatur und Buchkultur an Klöstern und Höfen im späteren Mittelalter (Kulturtopographie des alemannischen Raums 12), Berlin/Boston: De Gruyter 2023, S. 67–109, hier S. 83, <https://doi.org/10.1515/9783110778281-005>

43 Stadtrichter zu München und ab 1462 herzoglicher Kammermeister; vgl. F. Behrend/R. Wolkan: *Ehrenbrief*, S. 35.

44 Vgl. A. Karnein: *Mechthild*, S. 154.

45 Zum Konzept der Überschreitung sozialer Grenzziehungen in der Literatur vgl. S. Schul: *frouwen-Wissen*, S. 183–201.

46 Vgl. Anm. 49 in A. Karnein: *Mechthild*, S. 168 und »Schuh«, in: Butzer, Günther/Jacob, Joachim (Hg.): *Metzler Lexikon literarischer Symbole*, Stuttgart: Springer 2021, S. 564f.

Geschenke mit Hoffnungen auf Gegengaben – hier möglicherweise in Form von Förderung – zusammenhängen.

Zuletzt zielt die Widmung auch auf einen weiteren materiellen Austausch ab: auf die gegenseitige Leihgabe von Büchern. Darüber erhoffte sich Püterich Zugang zu Mechthilds Bibliothek sowie zu jener ihres Vaters (Str. 95).

Mit dem textintern aufgeführten Gabentausch zwischen Mechthild und Püterich sind die Hinweise auf Netzwerkbildung durch die Weitergabe von Büchern, Texten und Geschenken im Brief aber noch nicht erschöpft. Über die Nennung von Mechthilds Buchbesitz wird der Blick auf weitere Widmungen freigelegt, wie die genannten Werke des Niklas von Wyle und Hermann von Sachsenheim beweisen. Mechthild stand also auch mit diesen beiden Autoren in materiellem Austausch.

Einzelne weitere Titel sind zusätzlich auf einer anderen Ebene interessant. *Lanzelot* hebe ich hier hervor, da bekannt ist, dass auch Eleonore von Schottland (um 1433–1480) Interesse an diesem Stoff hatte.⁴⁷ Die Forschung vermutet hinter ihrem Exemplar die Prosafassung von Ulrich Füetrer.⁴⁸ Dieser stand in engem Kontakt zu Püterich,⁴⁹ womit sich eine doppelte Verbindung zu Mechthild ergibt. Der Linguist Kurt Nyholm vermutete sogar, dass Füetrer durch die Vermittlung Püterichs die *Lanzelot*-Versionen Mechthilds als Vorlage für seine Prosafassung heranziehen konnte.⁵⁰ Eine weitere Verbindung ergibt sich über Heinrich Steinhöwel, von dem nicht nur Mechthild einen Text in ihrer Sammlung hatte, sondern eben auch Eleonore eine Widmung erhalten hat: die deutsche Übersetzung Boccaccios *De claris mulieribus*. Eleonore war aber nicht nur als Empfängerin Teil freundschaftlicher Netzwerke. 1454 schenkte sie Johann von Bayern (1437–1463) ein »hefftel«, dessen Form leider unbekannt ist.⁵¹ Eine Verbindung Eleonores mit Mechthild ist darüber hinaus über einen Brief⁵²

47 Das Schreiben Herzog Albrechts IV. von Bayern-München (1447–1508) an Eleonore, in dem er die Fürstin darum bat, den Roman alsbald wieder zurückzuschicken, ist heute leider verschollen.

48 Vgl. Hahn, Reinhard: »Hof und höfische Literatur in Innsbruck zur Zeit Herzog Sigmunds des Münzreichen (1427–1496)«, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 18 (1988) 70, S. 95–110, hier S. 102.

49 Vgl. Brunner, Horst: Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Stuttgart: Reclam 2010, S. 333.

50 Vgl. dazu Nyholm, Kurt: »Das höfische Epos im Zeitalter des Humanismus«, in: Neuphilologische Mitteilungen 66 (1965) 3, S. 297–313, hier S. 299.

51 Tiroler Landesarchiv (TLA) Raitbuch (RB) o, fol. 38r.

52 TLA A–7, 03.11.1477.

aus dem Tiroler Landesarchiv dokumentiert. Darin bedankte sich Mechthild für übersandte Zirbelnüsse und schickte als Gegengabe eine Blume an Eleonore. Zusätzlich steht das Werk *Pontus und Sidonia* in Verbindung mit Eleonore, da ihr die Übersetzung ins Deutsche zugeschrieben wird.⁵³ *Graf Herpin* wurde dagegen von Elisabeth von Nassau-Saarbrücken (um 1395–1456) übersetzt und in Prosa übertragen. Hier zeigt sich abermalig ein Titel, bei dem eine Leserin zur Schreiberin wurde, was das Interesse für die beinhalteten Stoffe bei einem weiblichen Publikum bestärkte. Dieses Interesse bestätigt sich zusätzlich über die Bibliothek Margarethes von Savoyen (1420–1479), Mechtilds Schwägerin. Auch in deren Sammlung tauchen die Prosaromane *Herpin* und *Pontus und Sidonia* auf.⁵⁴ Gleichzeitig wurde auch ihr eine *Translaze* des Niklas von Wyle gewidmet.⁵⁵ Zudem ist der Kontakt zwischen den beiden Frauen – nicht zuletzt über Gaben – anhand eines Briefwechsels nachgewiesen.⁵⁶ In diesem bat Margarethe Mechthild, für ihren Kaplan ein »welsches« Buch zu besorgen. Die herausgegriffenen Titel scheinen damit nicht nur unter einem weiblichen Lesepublikum zirkuliert zu haben, welches mit Mechthild in Verbindung stand, sondern Mechthild hatte wohl auch die Rolle einer Literaturvermittlerin inne.⁵⁷

Margarethe von Rodemachern (1426–1490), die Tochter Elisabeths von Nassau-Saarbrücken, verfügte wiederum – Mechthild gleich – über die Vita der Katharina von Siena und vermachte diese dem Klarissenkonvent St. Agnes in Trier.⁵⁸ Eine Verbindung zu Mechthild ist hier nur indirekt sichtbar, allerdings zeigt das Beispiel, dass genannte Titel aus ihrer Sammlung auch bei anderen adeligen Frauen Gefallen gefunden haben sowie über diese verbreitet worden sind.

-
- 53 Vgl. Marburger Repertorium zur Übersetzungsliteratur im deutschen Frühhumanismus (MRFH) 0460, <https://mrfh.de/0460> vom 12.05.2023.
- 54 Vgl. A. Thaller: Buchkultur, S. 92.
- 55 Vgl. MRFH 1660, <http://mrfh.de/1660> vom 12.05.2023.
- 56 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 602 Nr. 260, Bl. 2–6; vgl. dazu Rückert, Peter/Mersiowsky, Mark/Bickhoff, Nicole (Hg.): Briefe aus dem Spätmittelalter, Stuttgart: Kohlhammer 2015; Thaller, Anja: »Mechthild von der Pfalz und Margarethe von Savoyen – zwei Fürstinnen im Spiegel ihrer Korrespondenz«, in: E. Frauenknecht/P. Rückert: Mechthild, S. 63.
- 57 Vgl. A. Thaller: Buchkultur, S. 90.
- 58 Vgl. Brückner, Undine: »Verschriftlichte Laienfrömmigkeit. Die Andachts- und Gebetshandschriften der Margarethe von Rodemachern und der Dorothea von Hof«, in: W. Haubrichs/P. Oster: Herrschaft, S. 181–201, hier S. 194.

Mit dem gezeigten Gabentausch werden übergreifende Netzwerke Mechthilds deutlich. Jenes zu Püterich eröffnet sich über schriftliche Hinweise in seinem Werk. Aus dem *Ehrenbrief* werden zudem Verbindungen zu anderen Autor:innen sichtbar, die wiederum mit diversen Höfen und Adelligen in Kontakt standen, mit denen auch Mechthild interagierte. Die Fürstin umgab sich mit den Gelehrten und nahm dabei gleichzeitig Einfluss auf deren Schöpfungen. So taucht sie bei Püterich, Sachsenheim und Wyle in den ihr gewidmeten Werken als literarische Figur auf. In der 16. *Translaze* berichtete Wyle gar davon, dass Mechthild ihn zu einer Seneca-Übersetzung angeregt habe. Mechthild übertrug also auch ihre eigenen Interessen auf die Gelehrten.⁵⁹ Über die aus dem *Ehrenbrief* extrahierten (literarischen) Netzwerke wird weiterhin deutlich, dass die Titel aus Mechthilds Bibliothek auch in den Sammlungen anderer adeliger Frauen aus ihrem Umfeld kursierten und von diesen über Autorschaft oder Stiftungen verbreitet wurden. Genauso taucht die Fürstin in der Rolle als Förderin und Literaturvermittlerin auf.

Macht und Ordnung

Schlussendlich liefert der *Ehrenbrief* über mehrere Ebenen auch Einblicke in Machtverhältnisse. Der Brief spricht mit seiner stilisierten Form und mit seiner feierlichen Sprache von der hierarchischen Beziehung zwischen Püterich und Mechthild. Ganz allgemein inszenierte sich Püterich über bekannte Topoi des Frauenpreises mit der dazugehörigen Selbsterniedrigung als standesmäßig unterlegen.⁶⁰ Bei der Nennung der Bibliotheken gestand er Mechthild in der Reihenfolge den ersten Platz zu. Das könnte mit Mechthilds hierarchisch höherer Stellung zusammenhängen. Aber auch Püterich selbst zeigte ein starkes Selbstbewusstsein. So brauchte er mit 17 Strophen viel mehr Platz, um seine eigenen Bücher aufzuzählen und inszenierte sich damit als herausragender Büchersammler. Mechthild räumte er zwei Strophen ein. Von seinen insgesamt 164 Werken wählte er 38 aus, die er mit Namen und Autoren beschrieb (Str. 100–116). Püterich zählte an dieser Stelle seine Bücher nicht nur auf, sondern betonte dabei auch seine Fähigkeit, die Qualität der Texte im Allgemeinen zu beurteilen. Er stellte sich selbst als Experten auf diesem Gebiet dar. Gleichzeitig erlaubte er Mechthild einen Blick in seine Bibliothek, die er ihr zum Tausch anbot. Die detailliertere Beschreibung lag möglicherweise an der

59 Vgl. G. Bamberger/J. Robert: *Musenhof*, S. 44f.

60 Vgl. F. Fürbeth: *Bücherkatalog*, S. 463.

gewünschten Selbstinszenierung, aber auch am Informationsgehalt, den Püterich der Fürstin vermitteln wollte. Immerhin wollte er ihr seine Bücher für den Tausch »schmackhaft« machen. Mechthilds eigene Bücher musste Püterich ihr gegenüber hingegen nicht tiefergehend beschreiben, da ihr diese bekannt waren. Vermutlich war es ihm auch gar nicht so ohne Weiteres möglich, näher ins Detail zu gehen, da ihm Titel wie Inhalt unbekannt waren. Dennoch war der Brief wohl grundsätzlich für ein breiteres Publikum gedacht. Insofern sticht die unterschiedliche Gewichtung – auch im Hinblick auf die standespezifischen Unterschiede – ins Auge.

Die Ordnung, die Püterich den Büchern Mechthilds gab, beurteilt und bewertet die Werke ebenfalls. Da uns die ursprüngliche Liste, die Mechthild Püterich übersandt hat, nicht überliefert ist,⁶¹ kann nicht abgeglichen werden, ob sich die Reihenfolge deckt. Püterich erklärte, dass er nur jene Werke nennen werde, die er selbst nicht kenne (Str. 97). Daraufhin startete er mit den fünf *Lanzelot*-Romanen, wo er wiederum anmerkte, dass er nur einen solchen Roman besitze. Zumindest den Stoff schien er also durchaus gekannt zu haben. Worin sich die Romane unterscheiden, ist die Ausführung. Püterich hatte den *Lanzelet* des Ulrich von Zatzikhoven, wohingegen Mechthild wohl eine Prosafassung⁶² besessen hat. Bei Püterichs Aufzählung seiner eigenen Bibliothek stand *Lanzelot* immerhin an neunter Stelle (Str. 102) und wurde unter den besonders hervorgehobenen Werken eingereiht. Die Reihung auf Platz eins in Mechthilds Sammlung darf somit als Wertschätzung dem Werk gegenüber, oder als besondere Verwunderung darüber, dass Püterich diese Fassung nicht kannte, interpretiert werden. Die anderen Titel wurden unkommentiert aneinandergereiht. Püterich ließ also anhand der Ordnung des Inventars neben seiner Verwunderung über ihm unbekannte Titel auch seinen eigenen Buchgeschmack durchscheinen. Dass Püterich die Bücherlisten und dabei vor allem seine eigene funktional geordnet hat, betont der Philologe Frank Fürbeth. Püterich selbst entschuldigte sich in Strophe 117 dafür, die weltlichen Bücher an erste Stelle zu setzen und die geistlichen Werke nur nachzureihen. Eine traditionelle Hierarchisierung von Buchbesitz scheint ihm damit bekannt gewesen zu sein. Fürbeth streicht heraus, dass Püterich nicht nach Inhalt, sondern

61 Es ist auch nicht sichergestellt, dass diese Liste überhaupt je existiert hat.

62 Möglicherweise stellen die Heidelberger Handschriften 91, 92 und 147 Abschriften des Werks dar (Cod. Pal. germ. 91; 92; 147), wie Scherer vermutet. Vgl. dazu Scherer, Wilhelm: Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wichram von Colmar. Eine Kritik, Strassburg: Trübner 1877, S. 16–20, hier S. 16.

nach der zugrunde liegenden Könnerschaft bzw. Kunstfertigkeit der Autoren sortiert habe.⁶³ Die Expertise der Beurteilung gesteht sich Püterich zu.

Fazit

Nach Auswertung der Bücherliste können mehrere Kategorien von Wissen herauskristallisiert werden. Diese sind nicht immer strikt voneinander getrennt, sondern ergänzen sich gegenseitig. Bereits die Anzahl und Aktualität der Werke sowie die Sprache, in der sie verfasst sind, erlauben Rückschlüsse zum Bildungs- und Handlungswissen Mechthilds und ihrer (literarischen) Netzwerke. Die genannten Titel sind allesamt volkssprachige Werke: deutsche Werke, deutsche Übersetzungen lateinischer und französischer Texte sowie niederländische Schriften. Vor diesem Hintergrund lässt sich vermuten, dass Mechthild an der zeitgenössischen Übersetzungsliteratur interessiert war und diese womöglich sogar befeuert hat. So haben womöglich ihre niederländischen Werke als Vorlage für deutsche Übersetzungen gedient.⁶⁴ Gleichzeitig zeigt sich aber auch Mechthilds Interesse am französischen und niederländischen Literaturmarkt sowie Sprach- und Kulturraum und an Texten des italienischen Humanismus. Zudem wurden Mechthild mehrere der genannten Werke direkt gewidmet. Darüber sind Rückschlüsse zu ihrer Rolle und somit zu ihrem Handlungswissen in der Literaturszene als potenzielle Auftraggeberin, Förderin bzw. Mäzenin oder gar Literaturvermittlerin möglich. Über die Inhalte erhalten wir vor allem Einblicke in potenzielles Handlungswissen und in damit zusammenhängendes Geschlechterwissen. Religiöse Frömmigkeitsideale und Normen des Zusammenlebens am Hof sowie adelig-repräsentative Verhaltensweisen stechen hier hervor. Besonders die Titel, in denen Mechthild als literarische Figur auftaucht, wie ja auch im *Ehrenbrief* selbst, sind diesbezüglich von Interesse und müssen noch einer gesonderten Analyse unterzogen werden.

Die Funktion der Sammlung wie auch des *Ehrenbriefs* erstreckt sich über mehrere Bereiche. Die Inszenierung Mechthilds und Püterichs steht dabei ne-

63 Vgl. F. Fürbeth: Buchbesitz, S. 476.

64 Vgl. dazu Duijvestijn Bob: »Niederländische Dichtung in der Privatbücherei der Pfalzgräfin Mechthild (1418/19–1482)«, in: Elly Cockx-Indestege/Frans Hendrickx (Hg.), Opstellen voor dr. Jan Deschamps ter gelegenheid van zijn zeventigste verjaardag (Miscellanea Neerlandica 2), Peeters: Leuven 1987, S. 251–261, hier S. 254f.

ben der Aktivierung und Festigung von Netzwerken über den Austausch von Gaben im Vordergrund. Durch die Kontaktaufnahme Püterichs mit Mechthild anhand des Briefs zeigt sich besonders stark das von Schul definierte Genderwissen. Soziale Grenzen werden hier mehrfach überschritten und gleichzeitig Normen und Ideale in Form von Hoffnungen der Fürstin gegenüber vermittelt. Gleichzeitig bediente sich Püterich in seinem Werk diverser Machtstrukturen und wechselte dabei zwischen der Herstellung hierarchischer Distanz und Nähe.

Über die genannten Buchtitel wird gleichsam der Blick freigelegt auf Literatur, die sich vermehrt in Bibliotheken von Frauen befand und die von diesen über Autorschaft, Stiftungen und Geschenke verbreitet wurde. Die Kontakte zwischen den Höfen lassen sich aber nicht nur über die Buchtitel greifen, sondern auch über die Autoren, die als verbindungstiftende *Scharniere* wirkten, die Fürstinnen als Gelehrte umgaben und deren literarische Interessen aufnahmen.

Semiramis als vorbildhafte Frau in Petrarca's *familiarium rerum liber*¹

Kerstin Droß-Krüpe

1 Einleitende Bemerkungen

Material Culture Studies haben in den Geschichts- und Altertumswissenschaften seit Mitte der 1980er Jahre zunehmend Konjunktur.² Im Zuge dieser Entwicklung interessiert immer stärker auch der materiale Aspekt von Texten, ein Themenfeld, das etwa durch den an der Universität Heidelberg ansässigen Sonderforschungsbereich 933, kurz SFB 933, *Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften* aufgegriffen und weiterentwickelt wurde und wird. Hier knüpft der vorliegende Beitrag an, der sich in einer Mikrostudie der Antikenrezeption in einem Brief des Protohumanisten Francesco Petrarca widmet und sich dabei dem Phänomen der Materialität auf mehreren Ebenen nähert. Zum einen wird der Schriftträger als Artefakt, also als körperliches Objekt und damit mobiler Träger von Information, in den Blick genommen, zum anderen wird der Beschreibung einer zentralen antiken Gestalt innerhalb des Textes, der babylonischen Königin Semiramis, besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Petrarca stellt gerade die sehr wechselhaft memorierte und rezipierte Semiramis als weibliches Vorbild ins Zentrum seines Briefes – und damit eine Figur, deren Erinnern in besonderem Maße mit Materialität verbunden ist, da die antiken Erzählungen über sie vor allem auf die von ihr verantworteten Bauten sowie auf ihr Haar und ihre Kleidung fokussieren. Der Beitrag wird zunächst auf Briefe als körperliche

1 Antike Autoren und ihre Werke sowie altertumswissenschaftliche Lexika werden im Folgenden nach DNP 3 (1997), S. XII–XXXVI abgekürzt.

2 Vgl. Appadurai, Arjun (Hg.): *The social life of things. Commodities in cultural perspective*, Cambridge 1986; Miller, Daniel (Hg.): *Material cultures. Why some things matter*, Chicago 1998; Miller, Daniel (Hg.): *Materiality*, Durham/London 2005.

Objekte eingehen und dann, ausgehend vom konkreten Beispiel von Petrarca's Brief, Erinnerungsbausteine zur babylonischen Königin Semiramis thematisieren und dabei besonders auf die Aspekte der Darstellung abheben, die Bezüge zur Materialität aufweisen.

2 Antike Epistolografie und ihr Nachleben – Briefe als Informationsträger und Materialisierung von Literatur

Die Bedeutung von privatem Schriftverkehr für das menschliche Miteinander in einer vordigitalen Welt als Macht-, Bindungs- und Bildungsmittel ist wohl kaum überzubewerten. Autor:in und Empfänger:in werden auf diesem Wege miteinander verbunden, wie etwa Franz Kafka in einem Brief an seinen Schulfreund Oskar Pollak formulierte: »Wenn man einander schreibt, ist man wie durch ein Seil verbunden, hört man auf, ist das Seil zerrissen, auch wenn es nur ein Bindfaden war [...].« (Prag, 20.12.1903)³ Briefe sind fast so alt wie die Erfindung der Schrift und sie sind zu allen Zeiten Ausdrucksformen von konkreter Körperlichkeit, da sie als Dokumente und somit physische Träger von schriftlichen Texten diese materiell fassbar machen: »Allein auf Dokumenten schlagen sich Texte nieder.«⁴ Sie sind im Folgenden aufgefasst als Autografen mit ephemeren Charakter, wobei »[d]as Material [...] die Abwesenheit des bzw. der Briefschreibenden zu kompensieren«⁵ vermag. Durch ihren stofflichen Gehalt sind Briefe also gleichzeitig konkrete Objekte und Träger von Informationen, aber eben auch Ausdruck von sozialen Praktiken und Diskursen sowie sozialer Beziehungen mit all ihren Nuancen, wie Kafka es umreißt. Katrin Henzel betont ebenfalls, dass bei Briefen die »Materialität nicht ohne weiteres getrennt von inhaltlichen Aspekten des Briefs und seiner Funktion gesehen werden«⁶ könne – ein Brief und sein Inhalt bilden als unabhängig von ihren räumlichen oder zeitlichen Entstehungskontexten stets eine Einheit.

3 Brod, Max (Hg.): Franz Kafka, Briefe 1902–1924, Frankfurt a.M. 1975, S. 22.

4 Gabler, Hans Walter: Wider die Autorzentriertheit in der Edition, *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* 2012, S. 317, <https://doi.org/10.46500/83531228-008>

5 Ebd.

6 Henzel, Katrin: »Materialität des Briefes«, in: Matthews-Schlinzig, Marie Isabel/Schuster, Jörg/Steinbrink, Gesa et al. (Hg.), *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, Band 1, Berlin/Boston 2020, S. 223, <https://doi.org/10.1515/9783110376531-013>

All dies ist dabei kein modernes Phänomen. Bereits in der antiken Welt besaßen Briefe zentrale Bedeutung, waren sie doch – wie überhaupt in der gesamten Vormoderne – die einzige Möglichkeit zur direkten Kommunikation zwischen räumlich zum Teil weit voneinander entfernten Personen. Wie intensiv der briefliche Austausch gerade in der römischen Kaiserzeit gewesen ist, zeigen etwa die vielen Hunderte auf Papyrus und Ostraka erhaltenen Privat-, Geschäfts- und Amtsbriefe aus dem kaiserzeitlichen Ägypten, die einen unmittelbaren Einblick in die Alltagswelt der beteiligten Personen bieten – sowohl durch ihren Inhalt als auch durch ihre Materialität.⁷ Auch wenn in der antiken Welt intensiv brieflich kommuniziert wurde, war diese Kommunikation nicht durchgehend mit einem materiellen Objekt verbunden. Im 5. Jahrhundert v. Chr. taucht in den literarischen Quellen (Hdt. 4,10 oder ebenso Thuk. 8,45) der Begriff *ἐπιστολή* auf, der von dem griechischen Verb *ἐπιστέλλειν* – »zuschicken« – abstammt und somit wortwörtlich »etwas Übersandtes« bedeutet. Hier ist das semantische Spektrum des Begriffs noch breit und nicht zwingend an eine materielle Form gebunden.⁸ Das, was übersandt wird, ist also noch nicht an eine bestimmte Form gebunden, es kann sich um schriftlich Fixiertes oder aber auch um lediglich verbal Kommuniziertes handeln. Erst in der lateinischen Sprache wird die Materialität des Übersandten von Belang – darin ist nur noch das geschriebene Wort durch den Begriff *epistula* abgedeckt (Georges I 2438). Eine *epistula* bzw. ihr griechisches Pendant *ἐπιστολή* ist ab jetzt eine kurze schriftliche Nachricht, die als Autograf an eine bestimmte, sich an einem anderen Ort aufhaltende Person abgefasst wurde.⁹ So heißt es in einem Schreiben des M. Tullius Cicero (106–43) an C. Curio aus der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. (Cic. Fam. 2,4,1; Übers. Helmut Kasten):

»Epistularum genera multa esse non ignoras, sed unum illud certissimum, cuius causa inventa res ipsa est, ut certiores faceremus absentis, si quid esset, quod eos scire aut nostra aut ipsorum interesset. [...] Reliqua sunt epistularum genera duo, quae me magno opere delectant, unum familiare et iocosum, alterum severum et grave.

7 Vgl. zu Papyrusbriefen etwa Winter, John Garrett: *Life and Letters in the Papyri*, Ann Arbor 1933 oder, Patrick, Reinard: *Kommunikation und Ökonomie: Untersuchungen zu den privaten Papyrusbriefen aus dem kaiserzeitlichen Ägypten*, 2 Bände, Rahden (Westf.) 2016 (Pharos 32), vgl. hierin zur semantischen Entwicklung S. 58.

8 Vgl. LSJ, s.v. *ἐπιστολή*, S. 660.

9 Vgl. Hier. 3,1 oder Ambr. 7,48,1.

Wie Du weißt, gibt es viele Gattungen von Briefen, und eine von ihnen ist unstrittig die, um derentwillen die Sache überhaupt erfunden ist: um jemandem in der Ferne Nachricht zukommen zu lassen, wenn es etwas gibt, was man den Betreffenden wissen lassen will oder dieser selbst wissen möchte. [...] Bleiben noch zwei weitere Gattungen von Briefen, die mir an sich rechte Freude machen: einmal die vertraulichen, scherzhaften, sodann die ernstesten, gesetzten.«

Die Funktion von Briefen umreißt Cicero ganz ähnlich auch seinem Bruder Quintus (102–43) gegenüber (Cic. Q. fr. 1,1,37; Übers. Helmut Kasten):

»[...] [Q]uod est epistulae proprium, ut is ad quem scribitur de iis rebus quas ignorat certior fiat.

[...] [A]ber das, was der Hauptzweck eines Briefes ist, daß der Empfänger Dinge, die er nicht weiß, erfährt, das glaube ich nicht außer acht lassen zu sollen.«¹⁰

Die Briefe des Cicero leiten zu einer anderen Form der antiken Epistolografie über, die für spätere Epochen vorbildhaft werden sollte. Bereits die Antike kennt die Briefliteratur, d.h. die systematische Sammlung und Überarbeitung von Briefen für eine Veröffentlichung. Die römische Briefliteratur,¹¹ als deren prominentester Vertreter Cicero gilt, bildet eine eigene Literaturform, die »bewusst sprachlich inszeniert wurde, ein weites Publikum unterhalten und prägen sollte und keine antike Alltäglichkeit spiegelte«. ¹² Einerseits erlauben

10 Ähnlich ebenfalls Hier. 29,1, der an dieser Stelle aber auch auf den edukativen Aspekt von Briefen verweist.

11 Siehe auch die Zusammenstellung von Briefen bei Zeiner-Carmichael, Noelle K.: Roman Letters. An Anthology, New York 2013. Unter den jüngeren Sammelbänden zur antiken Briefliteratur sind außerdem zu nennen: Morrello, Ruth/Morrison, Andrew D. (Hg.): Ancient Letters: Classical and Late Antique Epistolography, Oxford 2007; Desmulliez, Janine/Hoet-van Cauwenberghe, Christine/Jolivet, Jean-Christophe (Hg.): L'étude des correspondances dans le monde romain de l'Antiquité classique à l'Antiquité tardive. Permanences et mutations, Lille 2010; Vox, Onofrio: Lettere, mimesi, retorica. Studi sull'epistolografia letteraria greca di età imperiale e tardo antica, Lecce 2013 (Satura 12). Als prominente Vertreter antiker Briefliteratur wären weiterhin Sallust, Horaz und der jüngere Plinius oder auch die Briefe des Paulus oder die sogenannten Sokratikerbriefe zu erwähnen; zu Letztgenannten Sykutris, Joannis: s.v. Sokratikerbriefe, RE Suppl. V, Sp. 981–987.

12 P. Reinard: Kommunikation, S. 60.

diese literarischen Briefe also Einblicke in vielfältige sozial-, kultur- und wirtschaftshistorische Belange der jeweiligen Zeit, andererseits sind diese aber auch Produkte gezielter Selbstinszenierung ihrer Verfasser. Sie sind also einerseits noch immer Kommunikationsform und Kommunikationsmedium (und dies – anders als die dokumentarischen Briefe – vor allem unter Männern), nun aber mit einem öffentlichen Charakter und gleichzeitig als eine literarische Gattung voller rhetorischer Finesse – beides steht in einem Bedeutungszusammenhang.¹³ Diese Sammlungen berauben den Brief seines ephemeren Charakters und seiner haptischen Eigenschaften, lösen aber seine Materialität ebenso wenig auf wie die Einheit von Materialität und Inhalt. Briefliteratur ist somit in besonderem Maße ebenso Zeugnis für den Stand der Bildung in ihrer Abfassungszeit, sie besitzt neben der Demonstration von Intellekt und sprachlicher Gewandtheit klar edukative Absichten und illustriert die existierenden personellen Netzwerke. Dies gilt genauso für die Briefsammlungen späterer Epochen, die sich die antiken Konvolute zum Vorbild nahmen. Insbesondere die Überlieferung von Ciceros Briefcorpus *Ad familiares*, die von einigen der prominentesten Namen des Tre- und Quattrocento vorangetrieben wurde, aber auch dessen Briefsammlungen *ad Quintum fratrem* und *ad M. Brutum* waren es, die den Protohumanisten Francesco Petrarca (1304–1374) zur Nachahmung angeregt haben.¹⁴ Petrarca sammelte und überarbeitete nach dem Vorbild des römischen Freundschaftsbriefes 350 von ihm abgefasste Briefe für eine Veröffentlichung, die in der Zeit zwischen 1325 und 1366 entstanden sind. Seiner Briefsammlung gab Petrarca, in Anlehnung an Ciceros *epistulae ad familiares*, den Titel *familiarium rerum liber*.¹⁵

-
- 13 Vgl. Kasper, Norman/Kittlmann, Jana/Strobel, Jochen et al.: »Geschichte und Geschichtlichkeit des Briefs«, in: Dies. (Hg.), *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*, Berlin/Boston 2021, S. 4, <https://doi.org/10.1515/9783110712568>
- 14 Vgl. Widmer, Berthe (Hg.): *Francesco Petrarca, Familiaria*. Bücher der Vertraulichkeiten, Berlin u.a. 2009, Band 1, S. 9* und auch Voigt, Georg: *Die handschriftliche Überlieferung von Ciceros Briefen*. Verhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1879, S. 41–44 und S. 51–56 sowie Schmidt, Peter L.: »Die Rezeption des römischen Freundschaftsbriefes (Cicero – Plinius) im frühen Humanismus (Petrarca – Coluccio Salutati)«, in: Worstbrock, Franz Josef (Hg.), *Der Brief im Zeitalter der Renaissance*, Weinheim 1983 (Mitteilungen der DFG-Kommission für Humanismusforschung 9), S. 25–59.
- 15 Wie wichtig Cicero als Referenzrahmen und Ideal für Petrarca war, zeigt sich auch in seinen Altersbriefen; Francisci Petrarchae opera quae extant omnia, Basel 1554, Band 2, S. 1046f. Vgl. dazu Schmidt, Peter L.: »Zur Rezeption von Ciceros politischer Rhetorik

Die darin versammelten Briefe bieten eine enorme Themenvielfalt, die thematische *variatio* scheint dabei eines der grundsätzlichen Anliegen Petrarcas zu sein.¹⁶ Die thematische Breite soll zudem den Eindruck von Authentizität verstärken und dem geschriebenen Wort sowie dem Schreiber *auctoritas* und *gravitas* verleihen. Wie auch bei seiner Inspirationsquelle Cicero geht es Petrarca nicht zuletzt um die Demonstration des eigenen Intellekts und der rhetorischen Brillanz, die als elementare Bestandteile des hier entworfenen Selbstbildnisses zu verstehen sind,¹⁷ seine Briefe verfolgen aber ebenso stark edukative Absichten und demonstrieren zugleich Werte und Normen sowie zudem Kenntnisse über die Antike.¹⁸ Petrarcas Briefpartner sind dabei sowohl reale Personen wie etwa Boccaccio als auch berühmte antike Gestalten.¹⁹ Petrarca setzte damit Maßstäbe für die geschlossenen Briefcorpora des Humanismus, die insbesondere im Europa des 15. Jahrhunderts verbreitet waren. Seine und spätere Briefsammlungen illustrieren sowohl die intellektuellen Netzwerke als auch den Bildungskanon der Zeit.²⁰ Sie sind somit unter anderem zentrale Quellen der frühen europäischen Bildungsbewegung, die sich auf die Antike

im frühen Humanismus«, in: Plett, Heinrich F. (Hg.), *Renaissance-Rhetorik*, Berlin u.a. 1993, S. 27.

- 16 Vgl. Hoffmeister, Gerhart: *Petrarca*, Stuttgart/Weimar 1997, S. 32, <https://doi.org/10.1007/978-3-476-03997-2>
- 17 E. Klecker spricht von einem »literarischen Selbstporträt [...], zu dem Petrarca seine Briefsammlung gestaltet [...]«; Klecker, Elisabeth: »Echtheitskritik – Invektive – Selbstinszenierung. Francesco Petrarca über die pseudoantiken Inserte in Heinricianum (Sen. 16,5)«, in: Just, Thomas/Kininger, Kathrin/Sommerlechner, Andrea et al. (Hg.), *Privilegium maius. Autopsie, Kontext und Karriere der Fälschungen Rudolfs IV. von Österreich*, Wien 2018, S. 202, <https://doi.org/10.7767/9783205200512.193>
- 18 Vgl. B. Widmer: *Petrarca*, S. 10*.
- 19 Vgl. Nachod, Hans/Stern, Paul: *Briefe des Francesco Petrarca. Eine Auswahl*, Berlin 1931, S. XLIV–XLVIII. Zur Freundschaft mit Boccaccio und dem Briefwechsel der beiden vgl. Kocher, Ursula: »Interpres rerum tuarum«. Boccaccio und Petrarca, eine ungleiche Freundschaft«, in: Enenkel, Karl A.E./Papy, Jan (Hg.), *Petrarch and his Readers in the Renaissance*, Leiden/Boston 2006, S. 53–71, https://doi.org/10.1163/9789047408505_008; vgl. auch Piur, Paul: *Petrarcas Briefwechsel mit deutschen Zeitgenossen (Vom Mittelalter zur Reformation 7)*, Berlin 1933.
- 20 Vgl. Strobel, Jochen: »Brief und Netzwerk«, in: Kasper, Norman/Kittlmann, Jana/Strobel, Jochen et al. (Hg.), *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*, Berlin/Boston 2021, S. 39–63, <https://doi.org/10.1515/9783110712568-003>

bezog und sich an ihr orientierte.²¹ Wie kaum ein anderes Medium bezeugen Petrarca's Briefe, auch wenn sie für die Publikation überarbeitet, sprachlich geschliffen und inhaltlich sorgfältig durchkomponiert wurden, die Bedeutung der antiken, insbesondere römischen Welt als universellem Referenzrahmen für Sprache, Bildung, gesellschaftliche Normen und Wissenschaft des frühen Humanismus.²²

3 Petrarca Schreiben an die Kaiserin Anna (Fam. 21,8)

Dies vorausgeschickt soll im Folgenden einer dieser Briefe Petrarca's ins Zentrum der Betrachtungen gerückt werden, der in mehrfacher Weise unter den 350 Briefen herausragt. Es handelt sich um den einzigen Brief innerhalb des Korpus, der an eine weibliche Adressatin gerichtet ist, der explizit das weibliche Geschlecht in den Mittelpunkt stellt und der außerdem in besonderem Maße durch vielfältige Bezüge auf die Antike heraussticht.

Die einzige Adressatin, die Petrarca in seine Briefsammlung aufnimmt, ist die erst 17-jährige Kaiserin Anna von Schweidnitz (1339–1362), die dritte Ehefrau Karls IV. (1316–1378). Das Paar war im Jahr 1355 an Ostern in Rom zum Kaiser und zur Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches gekrönt worden, dem Karl seither von seiner Prager Residenz aus vorstand. Im Kontext der Krönung waren sich Petrarca und das Kaiserpaar persönlich begegnet. Auch mit dem Kaiser stand Petrarca in brieflichem Austausch.²³

21 Siehe etwa Treml, Christine: Humanistische Gemeinschaftsbildung. Sozio-kulturelle Untersuchung zur Entstehung eines neuen Gelehrtenstandes in der frühen Neuzeit, Hildesheim 1989 oder Bernstein, Eckhard: Mutianus Rufus und sein humanistischer Freundeskreis in Gotha, Köln 2014. Zur Antike als Referenzrahmen siehe Ruffing, Kai/Niggemann, Ulrich: »Modell Antike«, in: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (Hg.), Europäische Geschichte Online (EGO), Mainz 2013–06-04, www.ieg-ego.eu/niggemannu-ruffingk-2013-de vom 15.05.2023, urn:nbn:de:0159-2013052206 vom 15.05.2023.

22 Vgl. Kipf, Johannes Klaus: Humanistische Freundschaft im Brief. Zur Bedeutung von *amicus*, *amicitia* und verwandter Begriffe in Briefcorpora deutscher Humanisten 1480–1520, Berlin 2009, S. 508, <https://doi.org/10.1524/9783050049748.491>

23 Sechs Briefe an Karl IV. hat Petrarca in seine Briefsammlung aufgenommen; vgl. Hausmann, Frank-Rutger: »Francesco Petrarca's Briefe an Kaiser Karl IV. als »Kunstprosa«, in: Worstbrock, Franz Josef (Hg.), Der Brief im Zeitalter der Renaissance, Weinheim 1983, S. 60–80; Altmann, Hans: »Petrarca und das Kaisertum Karls IV.«, in: Blažek, Ve-

Anlass von Petrarcas Schreiben an Anna aus dem Jahr 1358 ist die Geburt des ersten Kindes des Kaiserpaares.²⁴ Am 19. März des Jahres war deren Tochter Elisabeth auf der Prager Burg geboren worden – und damit eben nicht ein ersehnter männlicher Nachkomme und Thronfolger für Karl, von dessen drei Kindern aus den beiden vorangegangenen Ehen mit Bianca Margarete de Valois und Anna von der Pfalz zu diesem Zeitpunkt nur noch die zweitgeborene Tochter, Katharina, am Leben war. Die Geburt einer weiteren Tochter musste also aus dynastischer Perspektive eine Enttäuschung darstellen, die Petrarca in seinem Gratulationsschreiben an die Kaiserin zu lindern bzw. zu relativieren versucht.²⁵ Er tut dies, indem er seine Glückwünsche mit einem generellen Lob auf die Frauen verbindet, welches er durch die Erwähnung einer großen Zahl antiker Frauengestalten aus Mythos und Historie begründet und untermauert. Diese antiken Frauen dienen Petrarca einerseits zur Demonstration seiner enormen Vertrautheit mit der Antike, andererseits bieten sie ihm die Möglichkeit, sich zu einem Streiter für das weibliche Geschlecht aufzuschwingen und sich als solcher vor der Kaiserin zu präsentieren. Die Verdienste der antiken Frauen umreißt er dabei jeweils nur knapp – er setzt also bei seinem Gegenüber stillschweigend die Kenntnis der antiken (Kon-)Texte voraus, die diese historischen *exempla* von Weiblichkeit thematisieren. Gleiches gilt für die sozialen Verhältnisse der Antike sowie deren geschlechtergebundenen Verhaltensregeln, Tugenden und Laster. Aus der Antike sind mehrere Schriften bekannt, die ganz explizit auf Geschlechternormen Bezug nehmen und sozial sowie ethisch akzeptable und akzeptierte Handlungsrahmen für die Geschlechter abstecken, die in diesen Texten stets dichotom angelegt sind. Zu den zen-

ra/Cugat, Werner (Hg.), Aachen und Prag. Krönungsstädte Europas, Aachen 2004, S. 63f.

- 24 Fam. 21.8. Vgl. auch Altmann, Hans: »Francesco Petrarca im Briefwechsel mit Kaiserin Anna von Schweidnitz«, in: Cugat, Werner (Hg.), Aachen und Prag – Krönungsstädte Europas, Prag 2006, S. 47–53.
- 25 Die lange Zeit zwischen der Eheschließung und der Schwangerschaft dürfte die Hoffnung auf einen Erben innerhalb des Hofes wie auch in der Bevölkerung zusätzlich befeuert haben. Wie sehr die Geburt eines Thronfolgers herbeigesehnt worden war und welche Erleichterung sie auslöste, zeigen die großen Feierlichkeiten für Annas zweites Kind, Wenzel, im Jahr 1361, der als Wenzel IV. seinen Vater dann tatsächlich beerben sollte; siehe etwa Hilger, Hans Peter: »Der Weg nach Aachen«, in: Seibt, Ferdinand (Hg.), Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen, München 1978, S. 349 oder Rüter, Andreas: »Anna von Schweidnitz-Jauer«, in: Fössel, Amalie (Hg.), Die Kaiserinnen des Mittelalters, Regensburg 2011, S. 279.

tralen Tugenden, die mit dem weiblichen Geschlecht verbunden werden, gehören in der Antike das Zurückhalten von Begierden und die sexuelle Treue gegenüber dem Ehemann (*αἰδώς/pudicitia*) sowie Klugheit (*φρόνησις/prudentia*) und Besonnenheit (*σωφροσύνη/temperantia*).²⁶

Ob Anna von Schweidnitz tatsächlich eine solche Klugheit und Belesenheit an den Tag legte, wie Petrarca sie ihr in seinem Brief attestiert, ist schwierig zu ermitteln – eine programmatische auf Frauen bezogene Erziehung und Bildung existierte im 14. Jahrhundert nicht einmal für die Frauen der Eliten.²⁷ Nach dem Tode ihres Vaters Heinrich II. von Schweidnitz 1342 schon früh vaterlos wurde Anna mit vier Jahren Mündel ihres kinderlosen Onkels Bolko II. und an dessen Hof in Ofen (heute Budapest) und in Visegrád erzogen. Unmittelbar nach dem Tode von Karls zweiter Ehefrau Anna von der Pfalz 1353 wurden die Verhandlungen über die Hochzeit aufgenommen, die im selben Jahr in Ofen begangen wurde. Anna verfügte über eine hochrangige Abstammung; ihr Großvater mütterlicherseits war König Karl Robert I. von Anjou, die Familie ihres Vaters stammte von der heiligen Hedwig von Schlesien ab. Die Ehe war, wie alle Ehen Karls, strategischer Natur und sollte Karl die Kontrolle über die schlesischen Piastenfürstentümer in der Ober- und Niederlausitz sichern, die nach dem Tode Bolkos an Anna fielen. Karls 23 Jahre jüngere Frau siedelte zunächst nicht nach Prag über, sondern blieb bei ihrer Mutter in Ofen. Erst nach der Kaiserkrönung lebte das Paar zusammen. Bis zur Geburt des ersten Kindes der beiden dauerte es aber noch weitere drei Jahre.²⁸

Das genannte Gratulationsschreiben ist nicht der einzige briefliche Kontakt zwischen Petrarca und der jungen Kaiserin seit ihrer ersten persönlichen

26 Vgl. zu den weiblichen Tugenden (am konkreten Beispiel der Periktion) Schnegg, Cordula: Antike Geschlechterdebatten. Die soziale Verortung der Frauen und Männer in der griechisch-römischen Antike, Tübingen 2021, S. 15–21, mit weiterer Literatur.

27 Vgl. Kleinschmidt, Erich: »Humanistische Frauenbildung in der frühen Neuzeit. Gaspar Stiblin's ›Coropaedia‹ (1555)«, in: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 127 (1998), S. 427f.; vgl. außerdem Nolte, Cordula: Frauen und Männer in der Gesellschaft des Mittelalters. Eine Kultur- und Sozialgeschichte in der Gesellschaft des Mittelalters, Darmstadt 2011.

28 Zur Vita der Anna von Schweidnitz siehe A. Rüter: Anna von Schweidnitz-Jauer, S. 271–284.

Begegnung von 1353.²⁹ Die Gratulation zur Geburt der kleinen Prinzessin, von der Petrarca zu seiner kaum verhohlenen Freude offenbar von Anna in Kenntnis gesetzt worden war, ist jedoch der einzige Brief, den er als Dokument seiner Kontakte zum Kaiserhaus in den *familiarium rerum liber* aufnimmt. Nicht allein der Kontakt zur Kaiserin an sich scheint hierfür ausschlaggebend gewesen zu sein, sondern insbesondere der Inhalt: sein Frauenlob anhand antiker *exempla* als Demonstration seiner (wie mittelbar auch Annas) Belesenheit.³⁰

3.1 Antike Frauen als Vorbilder

Die Antike tritt im Gratulationsschreiben direkt schon in der Anrede entgegen. *Ad Annam imperatricem* lautet die Eröffnung des Briefes, im Folgenden entscheidet sich Petrarca aber dafür, die Kaiserin als *glorissima Augusta* (Fam. 21,8,2 u. 29) anzusprechen. Der Ehrentitel der Augusta wurde erstmals im Jahre 14 n. Chr. von Livia Drusilla, der dritten (und letzten) Ehefrau des Augustus geführt.³¹ In der Folge wurde diese Ehrenbezeichnung einer Vielzahl weiblicher Familienmitglieder der römischen *principes* verliehen – meist, aber nicht ausschließlich, den Ehefrauen. Von Anfang an rückt Petrarca die Kaiserin also in eine direkte Linie antiker Vorgängerinnen und betont:

»*Neque vero tuum hoc et meum et comune gaudium imminuat, quod primus tibi femineus partus est [...]*.

Und wirklich, dass die Frucht Deiner ersten Geburt ein Mädchen ist, vermindert Deine und meine und die allgemeine Freude nicht.«³²

Er schließt sogleich Worte des Trostes an und blickt positiv in die (dynastische) Zukunft, für die der Grundstock gelegt sei:

29 Vgl. H. Altmann: Francesco Petrarca's Briefwechsel, S. 47–53. 1356 sind sie sich erneut begegnet, als Petrarca als Gesandter der Mailänder Visconti auf der Prager Burg weilte; vgl. A. Rüther: Anna von Schweidnitz-Jauer, S. 277 und siehe auch Dotti, Ugo: Vita di Petrarca, Rom/Bari 1992, S. 313ff.

30 Vgl. E. Klecker: Echtheitskritik, S. 201.

31 Vgl.: Tac. ann. 1,8,1; Suet. Aug. 101,2; Cass. Dio 56,43,1 sowie Ritter, Hans-Werner: »Livia's Erhebung zur Augusta«, in: Chiron 2 (1972), S. 313–338, <https://doi.org/10.34780/kv43-91g8>

32 Fam. 21,8,3 (Übers. Berthe Widmer).

»[...] [N]am ut sapientibus placet, sepe principium debile melior fortuna prosequitur.

Denn die Weisen lieben zu sagen, oft folge einem schwachen Anfang ein schöneres Gedeihen. Wer Grosses ins Werk setzt, pflegt mit Geringem zu beginnen, und glauben darf man, gerade so habe jetzt die Natur an Dir gehandelt [...].³³

Danach illustriert Petrarca unter Bezug auf insgesamt 30 antike Frauengestalten, dass auch ein weibliches Wesen zu ruhmreichen und vorbildhaften Taten fähig sei. Der Übersichtlichkeit halber werden hier die genannten Frauengestalten in der Reihenfolge ihrer Nennung innerhalb des Briefes aufgeführt, dazu werden die von Petrarca genannten Verdienste umrissen.

Minerva	Schöpferin der Künste/Erfinderin
Isis	Erfinderin der Schrift
Carmentis	Erfinderin der Schrift
Sappho	Schriftstellerin
Proba	bilinguale Epitomatorin
die zehn Sibyllen	Prophetinnen
Oreithya	virile Kriegerin
Penthesileia	virile Kriegerin
Camilla	virile Kriegerin
Hypsikrateia	treue und Entsagungen nicht scheuende Ehefrau
Semiramis	Herrscherin, virile Heerführerin, Stadtgründerin
Tamiris	mutige Kriegerin, Königsmörderin
Kleopatra	Königin, Heerführerin
Zenobia	mutige, sittsame und schöne Königin; Heerführerin
Gräfin Mathilde	virile, freigiebige Heerführerin
namenlose Frau	fürsorgliche Tochter
Spartanerinnen	treue Ehefrauen
Schwester des Leonidas	Prophetin

33 Ebd.

Dido (Name fällt nicht)	Reichsgründerin
Lea, Rahel, Silpa und Bilha (Namen fallen nicht)	Mütter des Volkes Israel
Judith	Retterin des Volkes Israel
Lucretia	tugendhafte Schönheit
Cloelia	unerschrockene Anführerin
Cornelia	duldsame, schicksalsergebene Mutter
Marcia	»Heilige«
Porcia	treue Ehefrau
Livia	treue, kluge, wortgewandte Ehefrau und Ratgeberin

Der Kanon der erwähnten Frauen ist beeindruckend und speist sich sowohl aus der lateinischen Literatur des klassischen Altertums als auch – obgleich zu einem deutlich geringeren Anteil – aus den biblischen Texten des Alten Testaments. Die Markgräfin Mathilde von Tuszien, die im Italien des 11. Jahrhunderts unterstützt durch Papst Gregor VII. ihr Herrschaftsgebiet erfolgreich gegen dessen Widersacher Heinrich IV. verteidigt hatte, ist die einzige mittelalterliche Frauengestalt in Petrarcas Aufzählung. Gelobt werden insbesondere Frauen in der Rolle als treue Gattin, Tochter oder Mutter – ihre Rollen innerhalb des Familienverbandes werden relational beschrieben und gewertet. Einige Frauen, insbesondere Göttinnen und Frauen aus besonders weit zurückliegenden Zeiten, werden außerdem wegen ihres Intellektes lobend erwähnt – *φρόνησις* bzw. *prudentia* gelten auch in der Antike bereits für Frauen als erstrebenswert.³⁴ Hinzu kommt eine größere Zahl von virilen, kriegerischen Frauen, die sich somit außerhalb der gängigen Geschlechterkonventionen bewegt. Teilweise handelt es sich um Amazonenköniginnen, die somit als mythische Gestalten ohnehin eine Sonderstellung einnehmen, teilweise aber auch um Gestalten, die historisch sind oder zumindest als historisch gedacht

34 So z.B. in der bei Stobaios überlieferten hellenistischen Schrift der Periktione (Stob. 4,23–28); vgl. dazu Harich-Schwarzbauer, Henriette: »Philosophinnen«, in: Späth, Thomas/Wagner-Hasel, Beate (Hg.), Frauenwelten in der Antike. Geschlechterordnung und weibliche Lebenspraxis, Stuttgart 2000, S. 162–174, https://doi.org/10.1007/978-3-476-03779-4_11

werden. Die weiblichen *exempla* Petrarcas lassen sich somit grob in zwei große Gruppen aufteilen: Frauen, die sich innerhalb der geschlechtlichen Normen der Antike wie des Frühhumanismus bewegen und Frauen, die die an das weibliche Geschlecht gebundenen Erwartungshaltungen durchbrechen.

3.2 Semiramis als *maiora femina*

Zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes hatte sich Petrarca schon längere Zeit intensiv mit Gestalten aus der Antike befasst und sich dabei auf Männer fokussiert. Seit mehreren Jahren arbeitete er an seinem *De viris illustribus*, einer Kompilation der Biografien guter und schlechter *exempla* aus vergangenen Zeiten – wie die Briefsammlung ein Sammelwerk mit klar edukativer Absicht, das die Leserschaft in der jeweils eigenen Lebensführung beeinflussen sollte. Aber wie bereits in seiner Briefsammlung findet sich hierin eine einzige Frau unter den behandelten Personen: Semiramis, die legendäre Königin von Babylon. Petrarca schreibt über Semiramis, sie führe eine lange Reihe illustrierter Männer an. Sie gehört innerhalb von *De viris illustribus* zu einer Gruppe von zwölf biblisch-mythologischen Figuren, die Petrarca vermutlich in den Jahren 1351 bis 1353 hinzugefügt hat – also nur wenige Jahre vor dem Brief an die junge Kaiserin, in welchem Semiramis auch sehr prominent behandelt wird. Sie ist die einzige Frau innerhalb der gelobten *exempla* seines Glückwunschscheibens, der Petrarca einen längeren Abschnitt mit mehreren Sätzen widmet:

»*Magna hec, maiora illa. Apud Assyrios Semiramis non regnavit modo, sed mirum in modum prolatavit auxitque regni fines, Indis atque Ethiopibus vexatis bello. Babilonem primam, quod quibusdam placet, condidit; quod nemo dubitat, muro cinxit amplissimo. Cuius urbis inopina rebellio cum sibi capitis cultui muliebriter intente subito nuntiata esset, tantus animi feminei ardor fuit, ut altera comarum parte composita, altera autem adhuc sparsa, sicut erat, armis arreptis ad expugnandam Babilona contenderet; adiuvitque fortuna virtutem, ut non prius ad ordinem come pars quam tota civitas ad obsequium remearet; cuius facti testis statua eodem illo festinantis regine habitu multis seculis in ea urbe permansit.*

Grossartig waren die einen Taten, noch grossartiger die andern. Semiramis herrschte nicht bloss über die Assyrer, vielmehr weitete sie in erstaunlichem Masse die Grenzen aus und stärkte ihr Reich durch kriegerische Belästigung der Inder und Äthiopier. Das erste Babylon wurde, wie manche behaupten, von ihr gegründet; und jedenfalls hat sie, wie niemand bezweifelt, die Stadt mit einem ungemein weiten Mauerring umgürtet. Von einem über-

raschenden Aufstand in dieser Stadt erhielt sie einmal in eben dem Augenblick Nachricht, als sie nach Frauenart mit der Pflege ihres Haares beschäftigt war, und gleich wurde diese Weiberseele von so ungestümer Kampfwut ergriffen, dass sie mit teils aufgebundenem, teils wehendem Haar, wie es eben war, nach den Waffen griff und zur Rückeroberung Babylons stürmte. Fortuna aber begünstigte ihre Tapferkeit so sehr, dass sie die ganze Stadt, noch bevor ihr Haar geordnet war, zum Gehorsam gezwungen hatte. Für diese Tat zeugte die Statue einer eilenden Königin mit besagter Haartracht; sie blieb dort während Jahrhunderten stehen.«

Gerade die Gestalt der Semiramis ist einer näheren Betrachtung wert, gehört sie doch zu den besonders ambivalenten Gestalten der antiken Überlieferung, da sie sich nicht auf den ersten Blick als Beispiel weiblicher Vorbildhaftigkeit eignet.³⁵ Für Petrarca macht sich ihre Position als *maiora* in einer Kombination aus Immateriellem und Materiellem fest. Semiramis ist dabei von allen erwähnten Frauen, die einzige, bei der konkrete Objekte eine so zentrale Rolle spielen – die gigantischen Mauern, die Babylon umgeben, ihr Haar und ihre Waffen. In den antiken Quellen werden aber mit Semiramis auch noch andere materielle Güter verbunden, vor allem Kleidungsstücke, die mit starken symbolischen und genderspezifischen Zuschreibungen verbunden werden.

4 Semiramis und Petrarcas Quellen

Zur Zeit Petrarca – und weit darüber hinaus – dürfte die babylonische Königin Semiramis zu den bekanntesten Frauengestalten der Antike gehört

35 Ebenso wenig können die letzte Ptolemäerin Kleopatra und die Palmyrenerin Zenobia in der antiken Überlieferung als Ideale von Weiblichkeit gelten, doch behandelt Petrarca sie innerhalb seines Briefes deutlich kürzer als Semiramis und ohne jeglichen Bezug zu materiellen Objekten. Auch erwähnt er sie nicht in seinen anderen Schriften; vgl. Fam. 21,8,14: »Bei den Ägyptern regierte Kleopatra, bei den Persern Zenobia, die sich sogar Königin des Morgenlandes nannte. Sie war eine Frau von ungeheurer Zuversicht und grossartigem Starkmut, unter anderem – was Kleopatra fehlte – von ungewöhnlicher sittlicher Reinheit, doppelt rühmlich bei ihrer seltenen Schönheit. Beide Genannten haben das römische Reich mit so gewaltiger Macht angegriffen, dass die eine die Siegesgewissheit des Augustus ins Wanken brachte und die andere dem Kaiser Aurelianus als Kämpfende eine Bedrohung und als Gebändigte einen Grund zum Triumphieren bedeutete.« (Übers. Berthe Widmer).

haben.³⁶ Sie ist nicht nur eine der am stärksten rezipierten, sondern vermutlich eine der wandelbarsten Gestalten der antiken Welt. Als Herrscherin über ein Großreich begegnet sie in den verschiedensten antiken Quellentexten, wird dort teils mit Bewunderung, teils mit tiefer Abscheu geschildert und avancierte schnell zu einem herrscherlichen *exemplum*, welches sich in der Folge in nahezu allen Literatur- und Kunstgattungen der Spätantike, des Mittelalters, der Renaissance und der Frühen Neuzeit wiederfand. Dabei oszilliert sie über Jahrhunderte im Spannungsfeld zwischen *femme forte* und *femme fatale*. An ihr als *exemplum* werden durch die Epochen hinweg Weiblichkeit und Herrschaft miteinander verknüpft, Transgressionen von weiblichen Handlungsräumen thematisiert, Geschlechterordnungen und Geschlechternormen verhandelt und über Handlungsspielräume für das weibliche Geschlecht reflektiert. Diese kontinuierliche und gleichzeitig wandelbare Sinnzuschreibung war in ihrer Ausgestaltung abhängig von den jeweils dominierenden Diskursen über Weiblichkeit und/oder Herrschaft. Ähnlich wie die Amazonen stellt Semiramis die »Macht der männlichen Ordnung«³⁷ dezidiert in Frage und wurde somit zum Sinnbild für starke und unabhängige Frauen, denen man mit Bewunderung, mit Skepsis oder gar mit Abscheu begegnet.

Auch wenn Semiramis bereits in der griechischen Literatur des 5. Jahrhunderts v. Chr. vorkommt, entstammen die bei Petrarca geschilderten Episoden allesamt der lateinischen Literatur späterer Zeit. Petrarca's Bild der Semiramis schöpft also nicht aus dem gesamten Fundus antiker Texte, die sich mit ihr befassen, sondern ist auf die Quellen in lateinischer Sprache beschränkt. Im Mittelalter und frühen Humanismus war die griechische Sprache durch das Lateinische, das sich als Wissenschaftssprache in allen *artes liberales* durchgesetzt hatte, vollständig an den Rand gedrängt worden. Die Zahl der Menschen, die zur Zeit Petrarca's Griechisch beherrschten, war gering. In der Ausbildung der kirchlichen wie weltlichen Eliten spielte diese antike Sprache keinerlei Rolle, sondern war durch das Lateinische quasi vollständig verdrängt

36 Vgl. Droß-Krüpe, Kerstin: Semiramis, de qua innumerabilia narrantur. Rezeption und Verargumentierung der Königin von Babylon von der Antike bis in die *opera seria* des Barock, Wiesbaden 2020. Vgl. auch Questa, Cesare: Semiramide redenta. Archetipi, fonti classiche, censure antropologiche nel melodramma, Urbino 1989; Asher-Greve, Julia Maria: »From Semiramis of Babylon to ›Semiramis of Hammersmith‹«, in: Holloway, Steven W. (Hg.), *Orientalism, Assyriology and the Bible*, Sheffield 2006, S. 322–373; Beringer, Alison L.: *The Sight of Semiramis. Medieval and Early Modern Narratives of the Babylonian Queen*, Tempe (Ariz.) 2016.

37 Bourdieu, Pierre: *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a.M. 2005, S. 21.

worden. Nur ein kleiner Teil der antiken griechischen Literatur war zugänglich, nämlich der, der als lateinische Übersetzung und somit als »latinisierte[r] griechische[r] Wissensspeicher«³⁸ vorlag. Zur Verfügung standen Petrarca damit – neben kleineren Bemerkungen etwa bei Cicero, Vitruv, Properz, Hygin, Ovid, Pomponius Mela, Martial, dem älteren Plinius oder Ammianus Marcellinus – die Schriften des Trogus/Iustin, Valerius Maximus und Orosius. Und auch hier selektiert Petrarca die für seine Zwecke passenden Angaben, wie unten noch zu zeigen sein wird. Die antiken Texte werden dabei in der chronologischen Folge ihrer Abfassung behandelt.

Pompeius Trogus verfasste im späten 1. Jahrhundert v. Chr. eine Universalgeschichte in lateinischer Sprache. Seine *Historiae Philippicae* schildern in 44 Büchern Geschehnisse von der Gründung des Assyrischen Reiches bis zur Provinzwerdung Spaniens in der Zeit des Augustus, wobei sich Trogus besonders auf bedeutende Einzelpersonen fokussiert, die er als maßgeblich für das Weltgeschehen und für das Entstehen und Vergehen von Weltreichen ansieht.³⁹ Es ist die einzige lateinische Universalgeschichte der Antike, die nicht aus einer christlichen Perspektive heraus entstanden ist und als »Vermittler griechischer Geschichte in der römischen Welt«⁴⁰ aufzufassen ist. Trogus' Werk ist allerdings fast vollständig verloren, erhalten sind lediglich Epitome des M. Iunianus Iustinus, die dieser in späterer Zeit angefertigt hat. Über den Abfassungszeitraum dieser Auszüge besteht in der Forschung keine Einigkeit, die Vorschläge reichen von der Mitte des 2. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. Auch wie stark Iustin den Ursprungstext des Trogus kürzte und wie sehr er dessen Text seiner eigenen Aussageabsicht, Werks- und Weltkonzeption entsprechend abänderte, ist nicht zu entscheiden. Unabhängig von diesen Fragen ist zu konstatieren, dass die Auszüge des Iustin im Frühmittelalter vergleichsweise wenig rezipiert wurden, sich aber in späteren Jahrhunderten enormer Beliebtheit erfreuten. Seit karolingischer Zeit finden sich zahlreiche Handschriften und im 14. Jahrhundert waren die Epitome enorm verbreitet,

38 Landfester, Manfred: »Die Entdeckung der griechischen Literatur in der Neuzeit«, in: Gießener Universitätsblätter 40 (2007), S. 11–19, hier S. 11.

39 Vgl. Müller, Sabine: Die Argeaden, München 2016, S. 60, <https://doi.org/10.30965/9783657777686>

40 Hofmann, Dagmar: Griechische Weltgeschichte auf Latein. Iustins Epitoma historiae Pompei Trogi und die Geschichtskonzeption des Pompeius Trogus, Stuttgart 2018, S. 222, <https://doi.org/10.25162/9783515121941>

bereits 1470 wurden sie gedruckt.⁴¹ Es ist daher wenig verwunderlich, dass Petrarca und vermutlich ebenso Kaiserin Anna mit den darin enthaltenen Episoden aus der antiken Welt vertraut gewesen sind.

Semiramis (hier als Samiramis) spielt in Iustins Weltgeschichte bis zum Tode ihres Gatten Ninus, der laut Iustin das Assyrische Reich begründet und durch zahlreiche Kriegszüge territorial erweitert hat, keinerlei Rolle. Sie wird erst dann aktive Person, als sie andere Kleidung anlegt, sich als ihr eigener Sohn Ninyas ausgibt, dem sie sehr ähnlich sieht,⁴² und ihr wahres Geschlecht verbirgt.⁴³ Erst durch diese Kleidung als gegenständlichem Medium geschlechtlicher Distinktion wird ihr ein neuer Handlungsrahmen gegeben. Nun erst vollbringt sie Großes⁴⁴ und führt Krieg gegen Äthiopien und Indien. Als danach bekannt wird, dass sie eine Frau ist, schmälert dies ihr Ansehen und ihren Ruhm nicht – im Gegenteil lobt Iustin, dass sie als Frau nicht nur Frauen, sondern auch Männer an *virtus* übertroffen habe.⁴⁵ Auch als Frau bleibt sie Herrscherin über das von Ninus begründete Reich.⁴⁶ Am Ende ihrer Vita findet sich dann Negatives: Ihren Tod findet sie in dieser Erzählung durch Mord – Ninyas tötet seine Mutter, nachdem diese sexuelle Handlungen mit ihm angestrebt habe.⁴⁷

Von all dem hier Genannten fließt nur wenig in Petrarca's Brief ein. Weder der Wechsel von Kleidung und (geschlechtlicher) Identität noch der Mord und der Wunsch nach Inzest finden Erwähnung. Allein, dass Semiramis Babylon ummauert habe,⁴⁸ sowie die Kriege gegen Äthiopien und Indien werden von Petrarca genannt und zur Betonung der weiblichen Exemplarität der Semiramis verwendet.⁴⁹ Dass die eindeutig negativen Elemente ausgespart werden,

41 Vgl. Rühl, Franz: Die Verbreitung des Iustinus im Mittelalter, Leipzig 1871, insbesondere S. 10f., S. 18f., S. 50ff.

42 Iust. 1,2,2: »*Nam et statura utriusque mediocris et vox pariter gracilis et liniamentorum qualitas matri ac filio similis* [...]«.

43 Iust. 1,2,3: »[...] *primis initiis sexum mentita puer esse credita est* [...]«. Die Idee, Kleidung nähme Einfluss auf männliche oder weibliche Verhaltensweisen, findet sich bereits bei Herodot (Hdt. 1,155).

44 Iust. 1,2,5: »[...] *magnas deinde res gessit* [...]«.

45 Iust. 1,2,6: »[...] *quod mulier non feminas modo virtute, sed etiam viros antequam* [...]«.

46 Iust. 1,2,6: »*Nec hoc illi dignitatem regni ademit* [...]«.

47 Iust. 1,2,10: »[...] *cum concubitus filii petisset* [...]«. Anders als in späteren Texten, etwa bei Orosius, gelangt der Inzest hier aber nicht zur Ausführung.

48 Dieses Motiv findet sich in den lateinischen Texten über Semiramis erstmals bei Vitruv.

49 Diese beiden Kriegszüge finden sich in mehreren antiken Quellen seit dem 5. Jahrhundert v. Chr., in den lateinischen Quellen kommen sie aber nur bei Orosius vor.

überrascht angesichts der Intention, ein Lob auf das weibliche Geschlecht abzufassen, wenig, aber auch die Passagen, die sich um geschlechtliche Transgression drehen, die sich in der Kleidung der Semiramis manifestiert, werden nicht aufgegriffen. Dieser Aspekt des Überschreitens einer Gendergrenze wird vielmehr von Petrarca anhand einer zweiten und ausführlichen Episode thematisiert, nämlich der Niederschlagung eines Aufstandes in Babylon, von dem Semiramis Kenntnis erhält, während sie ihre Frisur herrichtet und daraufhin sofort mit noch ungeordnetem Haar zu den Waffen stürmt. Diese Erzählung stammt nicht aus Iustin, sondern findet sich in den *Facta et dicta memorabilia* des Valerius Maximus, wo es heißt:⁵⁰

»*Namque Samiramis Assyriorum regina cum ei circa cultum capitis sui occupatae nuntiatum esset Babylona defecisse, altera parte crinium adhuc soluta protinus ad eam expugnandam cucurrit nec prius decorem capillorum in ordinem quam urbem in potestatem suam redegit [...] statua eius Babylone posita est [...]*

Semiramis, die Königin der Assyrer war gerade mit ihrem Haarschmuck beschäftigt, als sie benachrichtigt wurde, Babylon sei abtrünnig geworden. Mit dem einen Teil des Haares noch aufgelöst rannte sie sofort hin um sie zu bezwingen und brachte keine Ordnung in den Schmuck ihrer Haare, bevor sie nicht die Stadt zurück in ihre Gewalt gebracht hatte. Daher wurde ihr in Babylon eine Statue errichtet [...].⁵¹

Die Sammlung des Valerius Maximus steht für Petrarcas eigenes Schaffen in vielfacher Hinsicht Pate – es handelt sich um eine Zusammenstellung von knapp 1000 vorbildhaften oder tadelnswerten *exempla* in lateinischer Sprache, die in den Prinzipat des Tiberius (14–37 n. Chr.) zu datieren ist.⁵² Die Sammlung ist mit Blick auf geltende moralische Normen seiner Zeit und

50 9,3 ext. 4; Übersetzung der Verfasserin.

51 Die Episode wird im 2. Jahrhundert n. Chr. in den *Strategemata* des Polyainos (8,26) aufgegriffen, die in griechischer Sprache abgefasst sind und die Petrarca mit relativer Sicherheit nicht bekannt waren.

52 Die Datierung erfolgte aus zwei Passagen innerhalb des Werkes, nämlich 2,6,8, praef. 6 und 9,11 ext. 4. Jane Bellemore (»When did Valerius Maximus write the *Dicta et facta memorabilia*?«, in: *Antichthon* 23 [1989], S. 67–80) und Andrea Themann-Steinke (Valerius Maximus. Ein Kommentar zum Zweiten Buch der *Facta et Dicta memorabilia*, Trier 2008, S. 17–28) haben eine Abfassung in den ersten Jahren der Regierung des Tiberius vorgeschlagen.

auf edukative Ziele erstellt worden.⁵³ Das Werk des Valerius Maximus wurde im Mittelalter und auch in der Frühen Neuzeit stark rezipiert und fungierte weiterhin als eine Art moralischer Kompass für unterschiedliche Tugenden und Laster.⁵⁴

Die beschriebene Episode aus der Vita der Semiramis ist seit dem 16. Jahrhundert vor allem in der Malerei intensiv rezipiert worden. Dabei ist das Geschilderte im Rahmen der valerischen *exempla* eigentlich keine Tugend, sondern wird eher als etwas Tadelnswertes geschildert. Der Abschnitt, in dem Semiramis erscheint, befindet sich im 9. Buch und ist mit *De ira aut odio* überschrieben – es geht um Zorn, der schon seit Homer negativ konnotiert ist, und um Hass.⁵⁵ Die Faszination dieser Episode liegt in der hier geschilderten Gendertransgression – die Königin, die sozusagen vom Frisiertisch aufspringt, um mit wehenden Haaren zu den Waffen zu eilen. Angetrieben durch die Kraft des Hasses – und damit weit entfernt von *temperantia* – verlässt Semiramis die weibliche Sphäre, um sich einer als männlich konnotierten Aufgabe zuzuwenden, die sie als eindeutig prioritär einstuft.⁵⁶ Die Wirkmächtigkeit dieses Bildes zeigt sich in einer Vielzahl späterer Darstellungen, die Semiramis mit offenem und nur unzureichend frisiertem Haar zeigen – gerade offenes Haar wird seit dem Mittelalter ein visueller Marker für weibliche Verführungskünste, was die Ambiguität der Gestalt der Semiramis in der kollektiven Erinnerung unterstreicht.⁵⁷ Bemerkenswert ist außerdem, dass

53 Vgl. Skidmore, Clive: *Practical Ethics for Roman Gentleman. The Works of Valerius Maximus*, Exeter 1996, insbesondere S. 53–82, <https://doi.org/10.5949/liverpool/9780859894777.003.0007>; Truschnegg, Brigitte: »Das Frauenbild in der Exempla-Literatur am Beispiel des Valerius Maximus«, in: Ulf, Christoph/Rollinger, Robert (Hg.), *Geschlechter – Frauen – Fremde Ethnien. In antiker Ethnographie, Theorie und Realität*, Innsbruck 2002, S. 362.

54 Vgl. B. Truschnegg: *Frauenbild*, S. 362.

55 Auch Livius, den Petrarca intensiv studiert hat, wertet *ira* negativ; vgl. Murray, Jeffrey: *Valerius Maximus on Vice. A Commentary on Facta et Dicta Memorabilia 9.1–11*, Cape Town 2016, https://open.uct.ac.za/bitstream/handle/11427/22968/thesis_hum_2016_murray_jeffrey.pdf vom 19.09.2023, S. 129. Allgemein zum Hass in der Antike vgl. Aubreville, Philip: *Der Hass im antiken Rom. Studien zur Emotionalität der späten Republik und frühen Kaiserzeit*, Stuttgart 2021; zur noch jungen Emotionengeschichte in den Altertumswissenschaften bietet Cairns, Douglas (Hg.): *A Cultural History of Emotions in Antiquity*, London 2021 einen guten Einstieg.

56 Krieg als Aufgabe der Männer findet sich bereits bei Hom. *Il.* 6.492–493.

57 Vgl. Schade, Sigrid: »Zur Genese des voyeuristischen Blicks. Das Erotische in den Hexenbildern Hans Baldung Griens«, in: Bischoff, Cordula/Dinger, Brigitte/Ewinkel, Irene

sich dieses Handeln der Semiramis wiederum in einem Objekt manifestiert – ihr Agieren wird durch die Errichtung einer Statue belohnt und memoriert. Der sie antreibende Hass schadet ihr und ihrer Sache also nicht, sie gelangt ohne *temperantia* zu Erfolg.

Die *Historiarum adversus paganos* des Orosius, eine stark moralisierende Universalgeschichte aus christlicher Perspektive, die 417/418 im Auftrag des Augustinus abgefasst wurde, vollzieht vollends die sich bereits in der frühen Kaiserzeit abzeichnende Diffamierung und Sexualisierung der Semiramis.⁵⁸ Ihre Überschreitung jeglicher Grenzen innerhalb der als dichotom gedachten geschlechtlichen Taxonomie und der an diese geknüpften Normen ist für Orosius das zentrale Element zu Semiramis, Positives weiß er dagegen nichts über sie zu berichten. Seine Darstellung basiert auf dem bei Trogus/Iustin Überlieferten, das aber anders gewichtet und stärker gewertet wird:

Wie bei Iustin ist Ninus der Reichsgründer und legt große expansionistische Bestrebungen an den Tag.⁵⁹ Semiramis, der Orosius eine männliche Seele attestiert,⁶⁰ spielt noch keine Rolle; wie bei Iustin tritt sie erst nach Ninus' Tod in Erscheinung. Der erste Schritt ist auch hier wieder mit Kleidung verbunden, in der sich kulturelle und soziale Praktiken aus der römischen Welt der Spätantike widerspiegeln. Bei Orosius heißt es, Semiramis habe die Kleidung ihres Sohnes angelegt⁶¹ und in dieser Verkleidung ihr Volk in weitere grausame Kriege geführt, darunter gegen Äthiopien und Indien. Orosius erhebt weitere Vorwürfe, nämlich Lüsternheit und Blutdurst, vielfachen Mord und das Verkehren mit Liebhabern nach Art einer Prostituierten. Einen illegitimen Sohn habe sie pflichtvergessen ausgesetzt und ein Gesetz erlassen, durch welches

et al. (Hg.), *Frauen – Kunst – Geschichte. Zur Korrektur des herrschenden Blicks*, Gießen 1984, S. 98–110; Wolftal, Diane: »The Sexuality of the Medieval Comb«, in: Gertsman, Elina/Stevenson, Jill (Hg.), *Thresholds of Medieval Visual Culture. Liminal Spaces*, Woodbridge 2012, S. 181–187.

58 Vgl. K. Droß-Krüpe: *Semiramis*, S. 56–60. Zum Imagewandel der Semiramis in der augusteischen Zeit: Dies.: »Changing Identities at the Turn of the Common Era: The Case of Semiramis«, in: *Studia Orientalia Electronica*, 11 (2023) 2, S. 116–129, <https://doi.org/10.23993/store.129809>

59 Oros. 1,4,1: »[...] *propagandae dominationis libidine arma foras extulit cruentamque vitam quinquaginta annis per totam Asiam bellis egit* [...]«.

60 Oros. 1,4,4: »*virum animo*«.

61 Oros. 1,4,4: »*habitu filium gerens*«.

Inzest legitimiert worden sei, um ihr eigenes Handeln zu legalisieren.⁶² Anders als bei Justin ist der Inzest nicht nur imaginiert, sondern er hat real stattgefunden. Orosius' Darstellung der Semiramis passt zwar gut in die generell misogynen Tendenzen der christlichen Kirche jener Zeit⁶³ – für ein Frauenlob eignen sie sich dagegen nicht.

Orosius' Werk wurde in späteren Zeiten intensiv genutzt – ungefähr 250 Handschriften sind erhalten. Seine *Historiae* werden in der Ausbildung von Klerikern wie von Laien als Lehrbuch für die antike Welt sowie für Universalgeschichte genutzt. Aufgrund der enormen Verbreitung dieses Textes darf man wohl mutmaßen, dass nicht nur Petrarca, sondern auch Kaiserin Anna mit ihm vertraut waren und somit Verfasser wie Adressatin Kenntnis von Erinnerungsbausteinen über Semiramis hatten, die in Petrarca's Brief nicht aufscheinen.⁶⁴

5 Petrarca's Semiramis – Versuch eines Fazits

In Petrarca's Text eingeschrieben sind normierende Erwartungen und Urteile über Weiblichkeit, die Petrarca der jungen Kaiserin Anna anhand der Antike vor Augen führt. Dabei stellt er Frauengestalten in den Vordergrund, die sich innerhalb der traditionellen Konstruktion von geschlechtlichen Identitäten und normativen Erwartungen an Frauen bewegen, indem sie als vorbildliche Töchter, Mütter oder Ehefrauen agieren. Darüber hinaus werden intellektuelle Fähigkeiten gelobt. Zu diesen geschlechterkonformen Figuren treten aber auch Frauen, die diese normativen Erwartungen an Weiblichkeit verletzen und damit die Regeln der Machtpraktiken umkehren. Diese stammen vor

62 Oros. 1,4,8: »*Praeceptum enim ut inter parentes ac filios nulla deleta reverentia naturae de coniugiis adpetendis ut cuique libitum esset licitum fieret.*«.

63 Vgl. etwa Bichler, Reinhold: »Zur Rolle der Frau im Frühchristentum«, in: Niederstätter, Alois/Scheffknecht, Wolfgang (Hg.), *Hexe oder Hausfrau*, Sigmaringendorf 1991, S. 9–25 sowie insbesondere zum Aspekt Krieg Trattner, Anna: »Böser Krieg« aus christlicher Sicht. Darstellungen exzessiver Gewalt im Geschichtswerk des P. Orosius«, in: Linder, Margit/Tausend, Sabine (Hg.), »Böser Krieg«. Exzessive Gewalt in der antiken Kriegsführung und Strategien und deren Verbreitung; Vorträge gehalten im Rahmen der 6. Grazer Althistorischen Adventgespräche am 21. Dezember 2006, Graz 2011, S. 207–225.

64 Zur kaum zu überschätzenden Reichweite und Bedeutung des Orosius vgl. Goetz, Hans-Werner: *Die Geschichtstheologie des Orosius*, Darmstadt 1980, S. 148–165.

allem aus dem mythologischen Bereich, betreffen aber auch historische oder zumindest historisch gedachte Frauen wie Semiramis, Tamiris, Kleopatra oder Zenobia. Semiramis wird hier am ausführlichsten beschrieben und ist darüber hinaus die Einzige, deren Taten innerhalb des Objektes Brief an Objekte gebunden werden. Dabei ist aber gerade die antike Überlieferung zu Semiramis in besonderem Maße divergent – insbesondere seit augusteischer Zeit wurde Semiramis in den Texten zunehmend negativ gewertet, während etwa der Grieche Diodor sie in der späten Republik noch die bedeutendste Frau genannt hat.⁶⁵ In der äußerst wirkmächtigen *Persika* des Griechen Ktesias aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. und in den Texten der christlichen Antike, insbesondere bei Orosius, wird Semiramis ebenfalls extrem negativ dargestellt. Gerade die Texte des Orosius waren Petrarca und vermutlich auch Kaiserin Anna vertraut, während beiden sicherlich die Episoden aus der *Persika* unbekannt waren – dennoch ist es ganz offenbar möglich, die in diesem Überlieferungsstrang betonten Schaulichkeiten wie Mord oder Inzest auszublenden und nur auf einen Teilaspekt der Überlieferung zu fokussieren, der sich für die hier im Mittelpunkt stehende Erzählabsicht des Frauenlobes aus androzentrischer Perspektive eignet. Bei aller Belesenheit, oder vielleicht gerade deswegen, fungieren die antiken Texte in Petrarcas Brief an Anna einerseits als Wissensspeicher und edukativer Fundus, werden aber wie eine Art Kaleidoskop verwendet, indem sich aus den einzelnen Bausteinen der Narrative immer wieder neue Bilder zusammensetzen lassen, die den unterschiedlichsten subjektiven Intentionen des sie verwendenden und/oder rezipierenden Individuums entsprechen. Aus den zur Verfügung stehenden und den den gebildeten Eliten bekannten antiken Erzählelementen kann dabei frei ausgewählt werden und unpassend Erscheinendes kann ausgelassen werden, ohne dass dies näher erklärungsbedürftig wäre.

Petrarca selektiert also bewusst die ihm zur Verfügung stehenden Narrative zur Gestalt der Semiramis und gliedert damit eine in den antiken Texten sehr ambivalent, in den ihm zugänglichen lateinischen Texten sogar enorm negativ, geschilderte Gestalt in sein Frauenlob ein. Für ihn sind jene Aspekte ihrer Vita bemerkens- und lobenswert, die sich auf ihr Agieren als Herrscherin und *Landesmutter* in Assyrien sowie als Kriegsherrin beziehen und die sich in Objekten manifestieren – alle negativen Elemente werden ausgespart. Was die

65 Vgl. Comploi, Sabine: »Die Darstellung der Semiramis bei Diodorus Siculus«, in: Rollinger, Robert/Ulf, Christoph (Hg.), Geschlechterrollen und Frauenbild in der Perspektive antiker Autoren, Innsbruck u.a. 2000, S. 223–244; K. Droß-Krüpe: Semiramis, S. 24–40.

Gestalt der Semiramis von der überwiegenden Mehrzahl der von Petrarca angeführten weiblichen *exempla* unterscheidet, ist also ihre Durchbrechung der Geschlechtsdichotomie. Dies betrifft durchaus auch andere Frauenfiguren in seinem Schreiben, wie etwa die dort genannten Amazonenköniginnen. Diese werden aber im Gegensatz zu Semiramis nicht als historische Figuren gedacht und entstammen daher einer anderen, der Realität enthobenen, Lebenswelt. Die anderen Herrscherinnen, die in Petrarcas Aufzählung außerhalb der gängigen Normen von Geschlechtsidentitäten agieren und sich kriegerisch betätigen, nämlich Tamiris, Kleopatra und Zenobia (ergänzen könnte man noch Camilla, die aber keine Herrscherin ist und von deren Taten auch keinerlei Details berichtet werden), werden von Petrarca deutlich weniger ausführlich vorgestellt und nie mit materiellen Aspekten verbunden. So ist Semiramis die einzige Frau, deren Handeln vergegenständlicht wird – durch eine für alle sichtbare Statue, durch die monumentalen Mauern Babylons, ihr unfrisiertes Haar und das Anlegen geschlechtlicher Identität verschleiender oder gar verändernder Kleidung –, wodurch der Historizitätsanspruch ihrer Person und ihrer Taten untermauert wird.

Der Brief Petrarcas an die Kaiserin verkörpert also nicht nur das Seil – um auf Kafkas Bild zurückzukommen –, das die beiden miteinander verbindet, sondern auch das Seil, das eine Verbindung aus dem 14. Jahrhundert in die Antike darstellt, aus der heraus weibliche Exemplarität begründet, legitimiert und gelobt werden kann.

Das Idealbild einer Frau, das Petrarca hier entwirft, ist aber nicht die ausführlich geschilderte virile Semiramis, sondern Livia Drusilla, die alle anderen an *fides* und *prudencia* übertrifft:⁶⁶

»[...] *que virtus Livie que maiestas que gloria! Hec apud Cesarem Augustum eum tenuit locum quem tu hodie apud eius successorem Cesarem nostrum tenes, non tori tantum sed consilii totiusque vite particeps; facunda ante omnes et affabilis, et que fide prudentiaque sua meruit integrum atque perpetuum tanti principis amorem, quem ante se coniugum nulla meruerat [...].*

66 Fam. 21,8,29 (Übers. Berthe Widmer). Grundlegend zur Vita und Wertung der Livia: Kunst, Christiane: Livia. Macht und Intrigen am Hof des Augustus, Stuttgart 2008. Vgl. auch die konzise Darstellung bei Dierichs, Angelika: »Das Idealbild der römischen Kaiserin. Livia Augusta«, in: T. Späth/B. Wagner-Hasel (Hg.): Frauenwelten in der Antike, S. 241–262.

[...] sieh, welche sittlichen Vorzüge doch Livia, welche Majestät und welchen Ruhm sie besass! Sie nahm bei Caesar Augustus die selbe Stelle ein wie heute Du an der Seite seines Nachfolgers, unseres Cäsars. Teilhaft nicht allein seines Ehebettes, sondern auch seiner Ratschläge und seines Lebens, war sie so redegewandt und auch umgänglich wie keine andere, und verdiente mit ihrer Treue und Klugheit die volle und dauerhafte Liebe des mächtigen Fürsten, die vor ihr keine andere Gattin verdient hatte.«

Letztlich werden also doch traditionelle weibliche Werte als Idealbild propagiert und mit Livia verbunden. Mit Livia wird von Petrarca interessanter Weise also gerade eine Frau, die dem *princeps* Augustus nicht nur keine männlichen, sondern überhaupt keine Nachkommen geboren hat und die von Tacitus als skrupelloser Machtmensch geschildert wird,⁶⁷ als ideale Herrscherin propagiert und somit als historisches Vor- und Ebenbild der Kaiserin dargestellt. Und damit eine Frau, die in Petrarcas Schilderung gänzlich ohne materielle Bezüge erscheint, sondern die ihre herausragende Position – ganz anders als Semiramis – allein Immateriellem verdankt.

67 Vgl. etwa Späth, Thomas: Männlichkeit und Weiblichkeit bei Tacitus. Zur Konstruktion der Geschlechter in der römischen Kaiserzeit, Frankfurt a.M./New York 1994; Ders.: »Frauenmacht: in der frühen römischen Kaiserzeit? Ein kritischer Blick auf die Konstruktion der ›Kaiserfrauen‹«, in: Dettenhofer, Maria H. (Hg.), Reine Männersache? Frauen in Männerdomänen der antiken Welt, Köln 1994, S. 159–205.

Wäsche

»Aus Verdruß das Sacktuch klein zerschnitten«

Wäsche, Bettzeug und Kleidung in österreichischen Heil- und Erziehungsanstalten des 19. Jahrhunderts

Maria Heidegger

1 Einleitung: Ran an die Wäsche!

Der vorliegende Beitrag nimmt vor dem Hintergrund kultur- und sozialwissenschaftlicher Annäherungen an materiell-räumliche Praktiken¹ Textilien in sogenannten »Humanitätsanstalten«² des 19. Jahrhunderts in den Blick. Diese Anstalten lassen sich als psychopädagogische und medikale Räume beschreiben, in denen – trotz aller Umbrüche und Neupositionierungen der Einrichtungen als Heil- oder Erziehungsanstalten – bis weit in das 19.

-
- 1 Vgl. Miller, Daniel (Hg.): *Materiality*, Durham/London: Duke University Press 2005; Balke, Friedrich/Muhle, Maria/von Schöning, Antonia (Hg.): *Die Wiederkehr der Dinge*, Berlin: Kulturverlag Kadmos 2011; Samida, Stefanie/Eggert, Manfred K.H./Hahn, Hans Peter (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2014; Füssel, Marian/Habermas, Rebekka: »Editorial«, in: *Historische Anthropologie* 23 (2015) 3, S. 331–335; Hicks, Dan: »The Material-Cultural Turn. Event and Effect«, in: Ders./Mary C. Beaudry (Hg.), *The Oxford Handbook of Material Culture Studies*, Oxford: Oxford University Press 2010, S. 25–98; Lemke, Thomas: »New Materialism: Foucault and the Government of Things«, in: *Theory, Culture & Society* 32 (2015) 4, S. 3–25.
 - 2 Seit Joseph II. standen die österreichischen »Humanitäts- und Heilanstalten« weitgehend unter staatlicher Überwachung und Administration (Gründung eines eigenen Armeninstituts 1783). Hervorgegangen sind die unterschiedlichen Anstaltstypen aus den multifunktionalen Hospitälern der Vormoderne. Vgl. Vanja, Christina: »Offene Fragen und Perspektiven der Hospitalgeschichte«, in: Martin Scheutz/Andrea Sommerlechner/Herwig Weigl et al. (Hg.), *Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Wien/München: R. Oldenbourg Verlag 2008, S. 19–40, <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205160885.19>

Jahrhundert Praktiken christlicher *Caritas* und lokaler Armenfürsorge lebendig blieben.³ Dazu zählte die Bekleidung des nackten Körpers der Armen und Kranken, verbunden mit disziplinierenden Zugriffen und Behandlungen gemäß geschlechtsspezifischer Moralvorstellungen. Bekleidung, Bett- und Leibwäsche sind sinnlich erfahrbare Bestandteile dieser komplexen Anstaltsgeschichte am Übergang zur Moderne. Vestimentäre Praktiken sind gebunden an fremde sowie an den eigenen Körper und darüber hinaus an verschiedene Dinge der sie umgebenden Umwelt – Gegenstände und Möbel wie das Bett. In vielfältiger Weise interagierten Menschen mit Wäsche und Kleidung, sie bedeckten sich, wurden bekleidet, grenzten sich ab, definierten, identifizierten und modifizierten sich durch Kleidungsstile. Im Folgenden dienen jedoch nicht die Artefakte selbst – wie etwa das als Selbstzeugnis zu lesende Jäckchen der Psychiatricpatientin Agnes Emma Richter in der Sammlung Prinzhorn⁴ oder die Materialität des Krankenhausbettes⁵ – als Analysekorpus, sondern Narrationen über die Wäsche, die Bekleidung und das Bettzeug in ausgewählten Schriftquellen. Es handelt sich um Texte, die Kleidung und Bettzeug mit Anstaltsgeschichte, soziale Anwendungen der Bekleidung mit Fürsorge, Schmutzwäsche mit Hygiene- und Erziehungsdiskursen, Sauberkeit und Nüchternheit mit Prävention und Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit verweben. Es geht außerdem um Texte, die einen Eindruck der enormen Zeit- und Raumressourcen vermitteln, die das Textile in verschiedenen Anstalten beanspruchte. In den von situativen Interaktionen zwischen Menschen und textilen Dingen mitgestalteten Anstaltsräumen war man kontinuierlich und jeden Tag neu mit administrativen und finanziellen Herausforderungen im Zusammenhang mit Wäsche und Kleidung befasst,

-
- 3 Vgl. zum Alltag im frühneuzeitlichen Spital: Scheutz, Martin/Weiss, Alfred Stefan: Das Spital in der Frühen Neuzeit. Eine Spitallandschaft in Zentraleuropa (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsbände Band 64), Wien: Böhlau Verlag 2020; Scheutz, Martin/Weiss, Alfred Stefan: Spital als Lebensform. Österreichische Spitalordnungen und Spitalinstruktionen der Neuzeit (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung), Wien: Böhlau Verlag 2015.
- 4 Vgl. Ankele, Monika: »The Medium is a Message – Materialität als Text. Überlegungen zu zwei Selbstzeugnissen aus der Sammlung Prinzhorn (1890–1920)«, in: Philipp Osten (Hg.), Patientenzeugnisse. Ego-Dokumente in der Geschichte der Medizin (Medizin, Gesellschaft und Geschichte – Beihefte), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010, S. 21–40.
- 5 Vgl. Keil, Maria: Zur Lage der Kranken. Die Untersuchung des Bettes, unveröffentlichte Dissertation, Humboldt Universität Berlin 2017.

mit ihrer Anfertigung, mit der Be- und Versorgung von ausreichend passender, angemessener, gesunder, nüchterner, bescheidener, uniformer und vor allem sauberer Bekleidung der »Insassen«. Die alltägliche Bewältigung der sich stets anhäufenden Mengen oft arg verschmutzter Wäsche oblag in der Regel Frauen. Hinzu kam der vielfältige soziale Gebrauch des Materiellen nicht nur in Form von nach Geschlecht und Klasse sowie jahreszeitlich asymmetrisch verteilten Arbeitsanforderungen im Zusammenhang mit Wäsche und Kleidung, sondern auch in Gestalt arbeitstherapeutischer oder pädagogischer Funktionalisierung textiler Praktiken.

Der Beitrag liefert Anknüpfungspunkte zur Frage, inwiefern textile Dinge mit unterschiedlichen Vorstellungen von Geschlecht und Körper verknüpft waren, wobei sich diese Ebenen gelegentlich auch im Latour'schen Netzwerk der Dinge und Menschen⁶ durchkreuzten. Lange Zeit sind textile Dinge in der Anstaltsgeschichtsschreibung sprachlos geblieben.⁷ Kulturanthropologische Perspektiven auf Wäschepraktiken,⁸ soziologische Studien zur Bedeutung

-
- 6 Vgl. Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010; Antenhofer, Christina: »Die Akteur-Netzwerk-Theorie im Kontext der Geschichtswissenschaften: Anwendungen & Grenzen«, in: Sebastian Barsch/Jörg van Norden (Hg.), Historisches Lernen und Materielle Kultur. Von Dingen und Objekten in der Geschichtsdidaktik, Bielefeld: transcript Verlag 2020, S. 67–88, <https://doi.org/10.14361/9783839450666-005>
- 7 Vgl. Hamlett, Jane/Hoskins, Lesley: »Comfort in Small Things? Clothing, Control and Agency in County Lunatic Asylums in Nineteenth- and Early Twentieth-Century England«, in: *Journal of Victorian Culture* 18 (2013) 1, S. 93–114, <https://doi.org/10.1080/13555502.2012.744241>; Baur, Nicole/Melling, Joseph: »Dressing and Addressing the Mental Patient: The Uses of Clothing in the Admission, Care and Employment of Residents in English Provincial Mental Hospitals, c. 1860–1960«, in: *Textile History* 45 (2014) 2, S. 145–170, <https://doi.org/10.1179/0040496914Z.00000000045>; Jones, Peter/King, Steven/Thompson, Karen: »Clothing the New Poor Law workhouse in the nineteenth century«, in: *Rural History* 32 (2021) 2, S. 127–148, <https://doi.org/10.1017/S095679332000014X>; Winter, Rebecca: »Good in All Respects«: Appearance and Dress at Staffordshire County Lunatic Asylum, 1818–54«, in: *History of Psychiatry* 22 (2011) 1, S. 40–57, <https://doi.org/10.1177/0957154X10380014>. Zu Sprachlosigkeit und zum Sprechen der Dinge siehe Daston, Lorraine: »Introduction. Speechless«, in: Dies. (Hg.), *Things that Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York: Zone Books 2004, S. 9–24.
- 8 Vgl. für kulturanthropologische Perspektiven einfürend Weiner, Annette B./Schneider, Jane (Hg.): *Cloth and Human Experience*. Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research, Washington: Smithsonian Institution Press 1989.

der Bekleidung in Normalisierungs-, Stigmatisierungs- und Gleichmacherei-prozessen und zur Herausbildung von Differenzen und Identitäten – etwa durch Moden bzw. »eigensinnige« Aneignungen eines Kleidungsstils durch bestimmte soziale Gruppen – wurden wenig rezipiert.⁹ Auch der sozialhistorische Blick über Anstaltsmauern hinaus muss in die Betrachtung einbezogen werden: Bereits in den 1980er Jahren widmeten sich Studien insbesondere aus frauengeschichtlicher Perspektive der Geschichte der Unterwäsche als intimmem Gegenstand an der Haut, etwa im Zusammenhang mit weiblicher Arbeit und Aussteuer sowie vor dem Hintergrund einer die bürgerlichen Hygienediskurse beeinflussenden »Wäscherevolution«. Michelle Perrot zeigte auf, wie konkret die industrielle Revolution in ihrer ersten textilen Phase eine neue Wäschekultur hervorbrachte, die im 19. Jahrhundert zur vollen Blüte kam. Alain Corbins Aufsatz über das »klassische Zeitalter der Wäsche« adressierte Bedeutungszuschreibungen an Wäschestücke mit Blick auf das jeweilige soziale Kapital.¹⁰ Auch die angloamerikanischen Material Culture Studies beschäftigen sich mit der Geschichte von Kleidungsstücken, exemplarisch sei auf Leslie Shannon Millers Ausführungen über das Korsett verwiesen, das als »Symbol für akzeptables Benehmen und Zivilisation«¹¹ soziale Kontrolle verkörperte. Das Korsett, ein »eiserne[r] Käfig«,¹² war während des gesamten 19. Jahrhunderts auch Bestandteil der weiblichen Bekleidung bzw. Ausrüstung von Frauen in österreichischen Anstalten. Es handelte sich um ein Wäschestück, das über dem Unterhemd getragen, den weiblichen Körper zu einem »feste[n] Körper als Zeichen für einen festen Willen« formen sollte – »einen Willen, der Körper und Selbst mit starker Hand zügelte«.¹³ »In der Pressform des Korsetts war es unmöglich, sich gehen zu lassen«, formuliert

-
- 9 Vgl. Mentges, Gabriele: »Mode: Modellierung und Medialisierung der Geschlechterkörper in der Kleidung«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 570–576, https://doi.org/10.1007/978-3-322-99461-5_70
- 10 Corbin, Alain: »Das klassische Zeitalter der Wäsche«, in: Ders., Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert, Stuttgart: Klett-Cotta 1993, S. 22–48.
- 11 Miller, Leslie Shannon: »Evas Figuren: Das Korsett und die Inszenierungen von Weiblichkeit«, in: Anke Ortlepp/Christoph Ribbat (Hg.), Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände (Transatlantische Historische Studien 39), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010, S. 77–95, hier S. 90.
- 12 Ebd., S. 85.
- 13 Ebd.

Miller, »die geschnürte Frau war körperlich, und in der Assoziation auch moralisch, »aufrecht«.¹⁴

Wäschestücke, Körper, Räume und Praktiken sind vielfach miteinander verknüpft; textile Dinge haben Teil an der alltäglichen, ökonomischen, medizinischen, christlich-karitativen, sinnlichen, emotionalen und symbolischen Geschichte von Anstalten und Einrichtungen der Fürsorge, einschließlich der Erfahrung eines von Mitmenschen, Wanzen und Flöhen gestörten Schlafes.¹⁵ In den folgenden Abschnitten werden zunächst exemplarisch administrative Wäschepraktiken, Räume und Textilien angeführt und im Anschluss aus einer mikrohistorischen Perspektive Interaktionen zwischen Menschen in Anstalten und Wäschedingen thematisiert. Durch diesen doppelten Zugriff sollen unterschiedliche textile Aspekte in der Geschichte der Anstaltspflege, Fürsorge, Erziehung und Administration, deren Verknüpfungen mit intersektionalen sozialen Kategorien wie Geschlecht, Vermögen, Gesundheit, Krankheit oder Alter sowie nicht zuletzt die Akteur:innen selbst, die textile Dinge gebrauchten, sichtbar gemacht werden.

2 Lingerien, nummerierte Betten und Kleidungsmarker

»Kranke, deren Wäsche und Kleidung in gutem und brauchbarem Stande ist, dürfen dieselbe auch in der Anstalt behalten; jene aber, welchen man wegen Unreinlichkeit, Ungeziefer oder schlechter Beschaffenheit, die Wäsche und Kleider abnehmen muß, erhalten beides von der Anstalt«,¹⁶ erläuterte im Jahr 1840 der Arzt und Medizinalbeamte Joseph Johann Knolz (1791–1862)¹⁷

14 Ebd.

15 Vgl. zur Kulturgeschichte des Schlafs und des Bettes Ahlheim, Hannah (Hg.): Kontrollgewinn – Kontrollverlust: Die Geschichte des Schlafs in der Moderne, Frankfurt a.M.: Campus 2014; Carlano, Annie/Sumberg, Bobbie: *Sleeping Around: The Bed from Antiquity to Now*, Seattle: University of Washington Press 2006; Dibie, Pascal: *Wie man sich bettet: Von Bärenfellen, Prunkgemächern, Lasterhöhlen und Lotterbetten*, München: Klett-Cotta 1993.

16 Knolz, Joseph Johann: »Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns, als Staatsanstalten und Privatwerke, nach ihrer dormaligen Verfassung und Einrichtung«, Wien: Mechitaristen Congregations-Buchhandlung 1840.

17 Vgl. für biobibliografische Informationen die Projektseite der Marienthal-Studie an der Universität Graz https://agso.uni-graz.at/archive/marienthal/biografien/knolz_joseph_johann.htm vom 09.07.2023

die Bekleidungspraxis im sogenannten »Dreiguldenstock«, einer Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses, die für die vermögenden Patient:innen der seit 1803 aus drei Abteilungen bestehenden Wiener »k. k. Irrenanstalt« vorgesehen war. Die Zimmer waren nicht nur mit einem Bett, Nachtkästchen, Schubladenkasten, Tisch und zwei Sesseln eingerichtet, sondern auch mit einem großen Armlehnstuhl.¹⁸ Männer, deren eigene Kleidung nicht den vorgesehenen Qualitätsstandards von Zustand und Sauberkeit entsprach, erhielten ein Hemd, Strümpfe, eine Schlafhaube und einen blauweiß gestreiften Schlafrock, eine Weste und eine Hose aus »robustem ungebleichtem Zwilch« im Sommer bzw. eine Jacke und Hose »von dunkelgrauem Tuche« im Winter.¹⁹ Dazu erhielten sie ein Paar leichte Schuhe aus Kalbsleder. Frauen bekamen – falls nötig – ebenfalls Hemd und Strümpfe zugeteilt, sodann ein Korsett, einen blauweißen Sommerrock oder einen dunkelgrauen Winterrock sowie ein Paar Schuhe oder Pantoffel. Sämtliche Wäsche- und Kleidungsstücke waren »an schicklichen Stellen mit dem Markzeichen der Anstalt gestempelt, um Verwechslungen oder Verschleppung und Veruntreuung zu verhindern«.²⁰

Knolz' 1840 erschienene »Darstellung der Humanitäts- und Heilanstalten im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns« ermöglicht eine raum- und materialgeschichtliche Spurensuche nach textilen Objekten in den Schlafsälen, Lingerien, Schneidereien und Wäscheküchen in ausgewählten Anstalten und eröffnet Perspektiven auf ihre sozialen, geschlechtsspezifischen, pflegerischen und erzieherischen Bedeutungen. Der Beschreibung der k. k. Gebäranstalt in Wien, die nach ihrer Zweckbestimmung allen anonym entbindenden Frauen »ohne Rücksicht auf Verschiedenheit des Standes und der Religion« einen »ihren Verhältnissen angemessenen Zufluchtsort« bieten sollte,²¹ entnehmen wir beispielsweise, dass Differenzierungen nach Klasse und Vermögensstand anhand Qualität und Ausstattung mit der notwendigen Weißwäsche konkret spürbar gemacht wurden. Im Unterschied zum Großteil der unentgeltlich aufgenommenen Schwangeren, die ihren Körper für das »praktische Lehrinstitut« bzw. sich selbst als Ammen für das Findelhaus zur Verfügung stellen mussten, standen der kleinen Gruppe der zahlenden anonym Gebärenden (im Jahr 1838 waren dies insgesamt 20 Frauen)²² in einer von der

18 Vgl. J.J. Knolz: Darstellung, S. 199.

19 Ebd., S. 200.

20 Ebd.

21 Vgl. ebd., S. 29.

22 Vgl. ebd., S. 42.

»Gratisgebäranstalt« völlig abgetrennten Abteilung fünf besser ausgestattete Betten samt Kinderbetten zur Verfügung. Sie konnten zusätzlich ihr privates »Bettgeräth« in die Anstalt mitbringen, nach Wunsch aber auch gegen eine Vergütung die vorhandene Anstaltswäsche verwenden.²³ Diese Frauen betreten die Anstalt nur zum Gebären, ausgestattet mit einem Koffer mit Wechselkleidung und sauberer Wäsche, verschleiert, »und überhaupt so unkennd, als sie immer wollen«, über eine versteckte Seitengasse.²⁴ In den Zimmern der zweiten Klasse schufen immerhin Vorhänge zwischen den Betten einen Raum der Intimität.²⁵ Diesen textilen Schutz konnten die mit einem Armutszeugnis in die Anstalt aufgenommenen Gebärenden nicht erfahren. Den Wöchnerinnen standen ab dem Krankenhauszubau von 1834 insgesamt 384 Betten zur Verfügung.²⁶

In der Alsergasse, in unmittelbarer Nähe zur Gebäranstalt, kontrollierten zwei Oberwärterinnen der k. k. Findelanstalt²⁷ die Abgabe von Unmengen an Wäschestücken, die für die Pflege der Säuglinge und Kleinkinder benötigt wurden. Für das Zuschneiden der neu anzufertigenden Weißwäsche und für die Qualitätskontrolle der Wäscheartikel, für die »Untersuchung und Guttheißung der schon verfertigt zurückgebrachten Wäsche, zur Ausscheidung der brauchbaren von der unbrauchbaren und zur Ausbesserung der halb abgenützten Wäsche« waren eine eigene Wäschebesorgerin sowie eine Hausnäherin angestellt.²⁸ Die Frauen erhielten während ihres zwei Monate andauernden Dienstes als Ammen Kleidung, Wäsche und Bettausstattung für sich und die ihnen anvertrauten Säuglinge, während die von ihnen selbst mitgebrachte Kleidung bis zu ihrem Austritt aus der Anstalt in einem Extraraum aufbewahrt wurde.²⁹ Textilien auf Betten und Tischen dienten nicht der Bequemlichkeit oder gar als Raumschmuck, sondern schufen hygienische Verhältnisse für den Anstaltszweck: die Versorgung der Findelkinder. Ein männlicher »Material-Inspector« kontrollierte Sauberkeit, Brauch- und

23 Vgl. ebd., S. 36.

24 Vgl. ebd., S. 30f.

25 Vgl. ebd., S. 36.

26 Vgl. ebd., S. 31.

27 Zur Geschichte der Wiener Gebär- und Findelanstalt siehe: Pawlowsky, Verena: Mutter ledig – Vater Staat. Das Gebär- und Findelhaus in Wien 1784–1910, Innsbruck: Studien-Verlag 2001.

28 Vgl. J.J. Knolz: Darstellung, S. 46.

29 Vgl. ebd., S. 49.

Zweckdienlichkeit von Kleidung, Wäsche und »Bettfurnituren«.³⁰ Die Betten mit ihrer textilen Ausstattung und die Wäschestapel auf den Tischen waren für die Konstitution der Anstaltsräume von großer Bedeutung. Die Objekte (Bett, Matratze, Kissen, Decken, Kinderbett, Unterlagen, Säuglingswäsche etc.) waren je einer Mutter zugeordnet und entsprechend im Raum angeordnet.³¹ In der Saalmitte befanden sich große Tische, »die zu Speisetischen für die Ammen und zum Trockenlegen, Anziehen ec. der Zöglinge dienen«.³² Während die älteren Knaben des Findelhauses Unterricht bei einem eigenen Anstaltslehrer erhielten, wurden die Mädchen nach dem Unterricht in der Gemeindeschule »zu häuslichen Arbeiten und zum Ausbessern der Anstaltswäsche verwendet«.³³ Die Kosten für die Kleidung und Wäsche im Findelhaus waren im Übrigen enorm: 1839 wurden für Kleidung 5.400 Gulden, für Bettzeug 1.210, für Wäsche 1.234 und für die Reinigung der Wäsche 3.265 Gulden ausgegeben.³⁴

Das 1742 von Kaiserin Maria Theresia zur Erziehung der armen, ehelichen, »bildungsfähigen« Waisen gestiftete Wiener Waisenhaus, in dem die Knaben zur Erlernung von Gewerben, die Mädchen für den Eintritt in einen Dienst erzogen wurden,³⁵ besaß Schlafsäle mit 70 bis 90 Betten pro Saal, wobei alle Bettkästen in silberner Farbe angestrichen und in exakt gleichem Abstand zueinander bzw. zu den Kindern in den Nachbarbetten im Raum standen. Diese Aufstellung vermittelte Ordnung, Kontrolle und Disziplin. Ein An-die-Wand-(Ab-)Rücken war den Kindern nicht erlaubt. Die Betten waren mit denselben fortlaufenden Nummern versehen, die auch auf die Wäsche, Kleidung und Bettwäsche aufgetragen waren. Somit identifizierte jedes Bett jeweils ein mit Kleidung versorgtes Waisenkind. Dieses verfügte über einen Strohsack, eine Matratze, ein Kopfkissen aus Rosshaar, eine wärmere Decke für den Winter und eine leichtere für den Sommer sowie über zwei Leintücher, die monatlich gewechselt wurden. Bemerkenswerterweise finden sich keinerlei spezifische Hinweise zur Nachtbekleidung.³⁶ Zur Aufbewahrung der markierten Kleidung

30 Vgl. ebd., S. 50.

31 Vgl. zur (An-)Ordnung der Dinge im Raum Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 224.

32 J.J. Knolz: Darstellung, S. 50.

33 Ebd.

34 Vgl. ebd., S. 62.

35 Vgl. ebd., S. 66.

36 Vgl. hierzu Norbert Elias' Gedanken zur Entwicklung von Nachthemd und Schlafanzug, »Zivilisationsgeräte[n]«, die sich – wie Gabel und Schnupftuch – als »Requisit[en] einer

diente eine Truhe unter dem Bett. Für Knaben bestand die uniforme Kleidung »aus zwei Röcken, zwei Paar Beinkleidern, einer Tuchweste – alles von hecht-grauem Tuche –, zwei Paar Stiefeln oder Schuhen, einem Hut und einem Paar baumwollener Handschuhe«. ³⁷ Für den Sommer – in dieser Jahreszeit wurde die Wäsche öfter gewaschen – erhielten die Knaben 14-tägig »ein gewaschenes Sommerbeinkleid von Trill und eine Sommerweste von Piquet«. ³⁸ Ihre wöchentlich am Samstag gewechselte Unterwäsche bestand aus »einem Hemmd, einer Unterhose von weißer Leinwand, ein[em] Paar Socken, einem Halstuche von Baumwolle und einem Sacktuche von gedruckter Leinwand«. ³⁹ Die Winterkleidung der Mädchen bestand aus zwei grünen Winterübröcken »von starkem Moldon«, zwei Winterübröcken »von gestreiftem Nanking«, welche ebenfalls alle 14 Tage gewaschen wurden, sowie zwei Paar Schuhen. ⁴⁰ An Sonn- und Festtagen wurden die Wiener Waisenmädchen der Öffentlichkeit gefällig und geschmückt präsentiert. Zu ihrem blau gedruckten Kleid trugen sie im Sommer einen Strohhut und ein »Tüchlein mit Krausen«, im Winter »ein krapprothes acht Viertel großes schafwollenes Umhängetuch«. ⁴¹ Zur Verfertigung und Ausbesserung der Knabenkleider war ein im Waisenhaus wohnender Schneider angestellt, der diese Arbeit mithilfe der ihm zugewiesenen 30 bis 40 Knaben auszuführen hatte. Die Kleidung für die Mädchen und die Wäsche für sämtliche Zöglinge wurde hingegen von den Mädchen selbst unter der Leitung der Oberaufseherin genäht und ausgebessert. ⁴²

Nicht nur Kinder und Jugendliche an den österreichischen Humanitätsanstalten wurden mit sauberer, markierter, uniformer und jahreszeitlich angepasster Kleidung ausgestattet. Auch die Erwachsenen an den Wiener Versor-

Epoche« in die Geschichte des »Vorrücken[s] der Schamgrenze« einfügen: Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, 15. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 224–230.

37 J.J. Knolz: Darstellung, S. 69.

38 Ebd., S. 70.

39 Ebd.

40 Ebd. Mit »Moldon« ist »Molton« gemeint, zeitgenössisch auch als »Molleton« bezeichnet, ein besonders weiches, wärmendes und aufgerautes Wolltuch. Die »Nanking-Seide« wurde aus Ostindien importiert. Vgl. hierzu die beiden Lexikoneinträge in Krünitz, Johann Georg: Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats= Stadt= Haus= u. Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, 242 Bde., Berlin 1773–1858. Online: <https://www.kruenitz1.uni-trier.de/>

41 J.J. Knolz: Darstellung, S. 70.

42 Vgl. ebd.

gungshäusern erhielten einheitliche graublaue Anstaltskleidung, aus Kostengründen jedoch nur, wenn sie selbst keine geeignete Kleidung besaßen; »daher kommt es, daß viele Pfründner vom Versorgungshause gar keine, oder nur jene Stücke erhalten, welche ihnen zur vollständigen Bekleidung mangeln.«⁴³ Die Kleiderausgabe wurde kontrolliert und in einem »Beteiligungsbüchlein« protokolliert.⁴⁴ Gudrun König zufolge drücken »Unterschiede bei Männerdingen und Frauensachen in Bezug auf Material, Stoff und Funktion [...] nicht nur die Geschlechterdifferenz aus, sondern stellen sie auch her.«⁴⁵ Frauen erhielten eine eher schwerfällige und verhüllende Kleidung: ein Korsett, ein »Leibchen von grauem Tuch« und einen grauen Rock, sie erhielten je zwei Hemden und »blau quadrulirte Halstücheln«, blaue Sacktücher und ein ebenfalls blaues Vortuch aus Leinen, ein Paar schafwollene Strümpfe und zwei Paar Zwirnstrümpfe. Die Haube war »von schwarzem Zeug mit Spitzen.«⁴⁶ Bescheiden, praktisch und nüchtern war die Bekleidung der männlichen Armen: Rock, Weste, lange Hosen aus grauem Tuch, je zwei Unterhosen, Hemden, blau karierte Halstücher, blaue Sacktücher und ebenfalls ein Paar Wollsocken und zwei Paar Zwirnsocken, zudem ein Paar leichte Schuhe und ein runder Hut. Mäntel und Stiefel bekamen lediglich »die Wächter, Torsteher, Medizinträger, Kanzleiboten, die mehr der Witterung ausgesetzt sind.«⁴⁷ Die übrigen Pfründner:innen sollten ja im Haus bleiben und dort arbeiten. Der Bedarf an Anstaltskleidung wurde übrigens mit Blick auf die Haltbarkeit kalkuliert: »Die Dauerzeit dieser Kleidungs- und Wäschestücke ist nicht bestimmt; doch wird in der Regel angenommen, daß ein Männerrock und ein Weiberkorsett drei, eine Weste, ein Beinkleid, ein Weiberleibchen und ein Rock [...] zwei Jahre, die übrigen Gegenstände aber ein Jahr dauern können.«⁴⁸ Alle Textilien wurden auf dem Ausschreibungsweg erworben, das Versorgungshaus in der Währingergasse unterhielt für die Anstaltstextilien ein auch von den anderen Wiener Versorgungshäusern genutztes »geräumiges, feuersicheres Hauptmagazin.«⁴⁹

43 Ebd., S. 117.

44 Vgl. ebd.

45 Gudrun M. König: »Geschlecht und Dinge«, in: S. Samida/M.K.H. Eggert/H.P. Hahn: Handbuch Materielle Kultur, S. 64–69, hier S. 67.

46 J.J. Knolz: Darstellung, S. 117.

47 Ebd., S. 116.

48 Ebd., S. 117.

49 Ebd.

Aus Knolz' Beschreibung geht hervor, dass bei den Armen im Versorgungshaus, die alle nur auf Strohsäcken schliefen,⁵⁰ eine in den Lebensalltag tief eingreifende Unterscheidung zwischen jenen geschaffen wurde, die ihre eigene Kleidung und auch ihr eigenes Bettzeug verwendeten, und jenen, die auf die genormten Kleidungs- und Wäschestücke aus dem Magazin angewiesen waren. Persönliche Dinge wurden beim oder unter dem Bett – dem zugewiesenen Mittelpunkt des Lebensraums – in Truhen und Bettkästen untergebracht.⁵¹ Allzu lange Bettruhe war allerdings nicht vorgesehen. Stattdessen wurde als eine angemessene Beschäftigung und Erwerbsmöglichkeit für die Insassen der Anstalt das Nähen der gesamten Kleidung, der Leinwäsche und des Bettzeugs angesehen.⁵² Nicht nur würde dadurch dem als moralisch verderblich angesehenen »Müßiggange« vorgebeugt, sondern es konnten auch Lohnkosten für fremde Dienstleute eingespart werden. Daher wurden in fast allen Versorgungshäusern »sogar die Wäschereinigung, zum offenbaren Vortheil des Fondes, durch die Versorgten in eigener Regie besorgt«.⁵³ Die persönliche Wäschemenge, die in der Hauswäscherei gereinigt werden konnte, war ebenfalls genau geregelt. Wöchentlich durfte nur eine festgesetzte Anzahl an Wäschestücken unentgeltlich gereinigt werden, ansonsten kam es zu Anzeigen und es hätten »die Verwaltungen [...] [gemäß] ihr[es] Amt[es] zu handeln und solche Unfüge abzustellen«.⁵⁴

Bett- und Leibwäsche beanspruchten viel Raum für Wäschemagazine, Waschküchen oder Schneidereiwerkstätten. Im Fall des Allgemeinen Krankenhauses in Wien, dessen Bau 1784 vollendet worden war, zählt Knolz eine »großartige Wäscheanstalt«, ein Hauptmagazin für sämtliche Vorräte an Lein- und Tuchwaren, Wäsche und Kleidungsstücken, ein eigenes Magazin für die Abgabe der gereinigten Wäsche, wieder ein anderes Magazin für die Schmutzwäsche, ein Magazin zum Umarbeiten der Bettdecken und Rosshaarstratzen, ein weiteres zum Umtauschen der »unreinen Bettgeräte und roßhaarenen Bettgeräte gegen gereinigte« und nicht zuletzt ein Kleidermagazin zur Aufbewahrung des Eigentums der Kranken und der Verstorbenen auf.⁵⁵ Die Zuständigkeit für »die Integrität aller von den Kranken mitge-

50 Vgl. ebd., S. 118.

51 Vgl. ebd., S. 126.

52 Vgl. ebd., S. 120.

53 Ebd.

54 Ebd., S. 127.

55 Vgl. ebd., S. 170.

brachten Habschaften, das Uebernehmen der entbehrlichen Kleidung [...] und die Uebergabe derselben an die gehörigen Bewahrungsplätze«⁵⁶ oblag den Oberkrankenpflegern oder Hausvätern.

Im Spital der Barmherzigen Schwestern in Gumpendorf befand sich die »reichlich mit Wäsche versehene Lingerie«⁵⁷ unweit der Wohnung der Oberin. Der vorbildliche Krankenhausneubau des Ordens mit allen anstaltstechnischen Neuerungen der Zeit in Bezug auf Wasserleitungen und Heizung war über einen gläsernen Gang mit dem älteren Spitalsgebäude verbunden, wo sich auch die Kammer zum Aufbewahren der Kleidungsstücke der Patient:innen befand. Knolz' Anstaltsbeschreibungen zufolge herrschte im Spital der Barmherzigen Schwestern die Farbe Grün vor. Nicht nur die Wände der beiden großen Krankensäle für Frauen und Männer waren mit grüner Farbe gestrichen, auch die Betten waren grün. Neben jedem Bett befand sich »ein grünes Kästchen« zur Aufbewahrung persönlicher Habseligkeiten. Jedes Bett war mit einer Stroh- und darauf einer Rosshaarmatratze ausgestattet, »die nach jeder Ausschlagkrankheit, nach jedem Nervenfieber, und so oft ein Kranker an welchem Uebel immer stirbt, zertrennt und gewaschen«⁵⁸ wurden. Bei den Barmherzigen Schwestern war Sauberkeit höchstes Gebot, die reinweiße Bettwäsche wurde im Unterschied zu anderen Krankenhäusern mindestens einmal pro Woche gewechselt.⁵⁹

Wäschedinge galten gemäß der medizinischen Kontagienlehre als Träger von Ansteckungskeimen. Im Inquisitenspital, einem Teil des Kriminalgefängnisses in der Alservorstadt, wurden die Patient:innen daher nach Krankheitsformen getrennt und entsprechend wurde auch die Spitalswäsche zimmerweise nummeriert, sodass die Wäschestücke beispielsweise der an Syphilis oder Krätze Erkrankten nicht von gesunden Sträflingen angezogen werden konnten. Das zum Zeitpunkt der Knolz'schen Beschreibung noch neue Krankenhaus verfügte über einen speziell angefertigten Dampfwaschapparat, womit nicht nur Holz, Seife und Arbeitskraft eingespart, sondern auch eine zeitgemäße desinfizierende Reinigung der Textilien vorgenommen werden konnte, die ein eigener »Infektionswäscher« besorgte.⁶⁰ Als Besonderheit war

56 Ebd., S. 186.

57 Ebd., S. 247.

58 Ebd., S. 246.

59 Vgl. ebd., S. 247.

60 Vgl. ebd., S. 263f.

für die kälteempfindlicheren Kranken »eine beträchtliche Anzahl von Flanellschlafröcken vorhanden«. ⁶¹ Im Strafhospitals in der Leopoldstadt wurde der erforderliche Vorrat an Leib- und Bettwäsche in verschließbaren Schränken aufbewahrt, die von den Wärtern abgeschlossen wurden. Hier schliefen die Kranken auf Strohsäcken und Strohkissen, wobei – zumindest für Schwerkranke – mit Rosshaar gefüllte Kopfkissen angeschafft wurden. ⁶² Bei Eintritt in das Spital wurde den Kranken die Sträflingskleidung abgenommen, die bis zu ihrer Rücküberstellung in das Gefängnis in einem eigenen Lagerraum aufbewahrt wurde. Stattdessen erhielten die Strafgefangenen weiße Spitals-, Leib- und Bettwäsche zur Ausstattung ihrer neuen Identität als Patient:innen. Dabei wurde ihnen auch das Eisen abgenommen, denn: »Jeder Sträfling hört auf, Objekt der Strafe zu sein, so lange er krank ist.« ⁶³

Betten und ihre Ausstattung mit Matratzen, Strohsäcken und diversen Textilien (»Bettgeräthen«) dominieren nicht zufällig die überblicksartige Darstellung von Anstalten. Das Bett war zweifellos jenes Möbel, das im Haus des 19. Jahrhunderts am meisten Arbeitszeit erforderte. Betten waren teuer und pflegeintensiv, Matratzen mussten gewendet und ausgeklopft werden, das Bettzeug zu waschen war anstrengend und regelmäßig musste es auf Flöhe und Wanzen kontrolliert werden. ⁶⁴ Um besser gegen die lästigen Bettwanzen gerüstet zu sein, wurden etwa in dem 1837 in der von Fabrikarbeitern bewohnten Vorstadt Schottenfeld neu errichteten Privatkinderspital des Wiener Kinderarztes Ludwig Wilhelm Mauthner (1806–1858) moderne Eisenbetten eingeführt. ⁶⁵ Das Bett war auch ein Ort des Rückzugs. Es bot ein »Asyl unter der Decke« ⁶⁶ und schuf als »proxemischer Ort« ein Territorium des Selbst

61 Ebd., S. 269.

62 Vgl. ebd., S. 271f.

63 Ebd., S. 275.

64 Vgl. Durrani, Nadia/Fagan, Brian: Was im Bett geschah. Eine horizontale Geschichte der Menschheit, Stuttgart: Reclam 2022, S. 218–221.

65 Vgl. J.J. Knolz: Darstellung, S. 292. Vgl. zur Einführung der Eisenbetten in Krankenhäusern Maria Keil: »Über eiserne Bettstätten. Zur Geschichte des Krankenhausbettes (1700–1900)«, in: *Historia Hospitalium. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Krankenhausgeschichte* 29 (2016), S. 542–552.

66 Zum »Asyl unter der Decke« siehe Heidegger, Maria: »... leider trägt er überall seinen verkehrten Kopf mit. Klosterangehörige in der k. k. Provinzial-Irrenanstalt Hall in Tirol (1830–1865)«, in: Ulrich Leitner (Hg.), *Corpus Intra Muros. Eine Kulturgeschichte räumlich gebildeter Körper*, Bielefeld: transcript Verlag 2017, S. 53–83, <https://doi.org/10.1515/9783839431481-003>

bzw. einen Raum im Raum.⁶⁷ In der Anstalt war das Bett aber mehr als dies, nämlich ein von verschiedenen textilen, pflegerischen und medizinisch-psychiatrischen Praktiken konstruiertes, multifunktionales, dominierendes Ding mit vielfältigen Bedeutungen.⁶⁸ Maria Keil bezeichnet das Krankenhausbett als »Lebensraum und Aufenthaltsort mit bestimmten sozialen und materiellen Qualitäten des Außerordentlichen«, als »Quarantäne- und Isolationsraum« sowie als »Zugriffs- und Referenzort für die Behandlung und die Administration«.⁶⁹ Das Bett lässt sich aber auch als ein erfahrbarer Sinnenraum begreifen, der nach der jeweils in der Anstalt verwendeten Seife und womöglich auch nach der für seinen Anstrich verwendeten Farbe roch – Gerüche, die sich mit dem eigenen, der Kleidung anhaftenden Geruch und mit den Ausdünstungen im Saal mischten. Das Bett war ein ambivalenter Raum der Geheimnisse und Überwachung, es wurde systematisch nach Wanzen und nach verdächtigen Flecken nächtlicher Pollutionen kontrolliert, im Stauraum unter dem Bett oder in einem Bettkästchen waren persönliche Habseligkeiten verstaut und versteckt – ein Koffer, eine Truhe, ein Korb, ein Beutel mit Strick- oder Flickzeug.

-
- 67 Unter Bezugnahme auf Roland Barthes: Vgl. Ankele, Monika: *Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900. Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn*, Wien u.a.: Böhlau Verlag 2009, S. 145–150.
- 68 Vgl. Ankele, Monika: »Horizontale Szenographien. Das Krankbett als Schauplatz psychiatrischer Subjektivation«, in: Lars Friedrich/Karin Harrasser/Céline Kaiser (Hg.), *Szenographien des Subjekts*, Wiesbaden: Springer 2018, S. 49–64, https://doi.org/10.1007/978-3-658-19208-2_4; Ankele, Monika: »From a Patient's Point of View: A Sensual-Perceptual Approach to Bed Treatment«, in: Rob Boddice/Bettina Hitzer (Hg.), *Feeling Dis-Ease in Modern History. Experiencing Medicine and Illness*, London: Bloomsbury Publishing 2022, S. 237–254, <https://doi.org/10.5040/9781350238367.ch-012>; Majerus, Benoît: »The Straitjacket, the Bed, and the Pill. Material Culture and Madness«, in: Greg Eghigian (Hg.), *The Routledge History of Madness and Mental Health*, London: Routledge 2017, S. 263–276, <https://doi.org/10.4324/9781315202211-15>
- 69 Vgl. Keil, Maria: *Zur Lage der Kranken. Die Untersuchung des Bettes*, phil. Diss. Berlin 2017, S. 22.

3 Wäsche-Anstaltspraktiken

Im Jahr 1847 erhielten die beiden Brüder Michael und Mathias Krieg, Söhne eines armen Mattseer Fischers, Plätze in der Anstalt, sofern ihnen »die Kleidung von Hause aus oder doch auf Rechnung ihrer Aeltern oder eines dortigen Fonds nachgeschafft werden«. ⁷⁰ Genügend passende Leibwäsche und Kleidung sowie die »Erziehung« zur »Reinlichkeit« zählten für Johann Aichinger, Direktor der 1812 errichteten Linzer Taubstummenanstalt, zu den wichtigsten Aufnahmebedingungen. Dies geht aus Briefen hervor, die zwischen 1847 und 1859 an das Pfarrarmen-Institut von Mattsee in Salzburg adressiert wurden. Am 8. September 1847 präziserte Aichinger: »Was die mitzubringenden Effekten betrifft, so sollen sie mit Werktags- und Sonntags-Kleidung – namentlich mit Wäsche und Schuhen wohl versehen seyn; nebstbei mit einer Bürste und einem Haarkamme.« ⁷¹ Im Januar 1848 berichtete die Direktion an das Pfarramt Mattsee, dass die Mutter für ihre beiden Knaben »zwei barchete Unterhosen« hierher geschickt habe, wobei »die zwei Hosen bei weitem zu groß sind; ich werde sie daher größeren Zöglingen geben und dafür den beiden K. sogleich zwei andere Hosen von demselben Stoffe machen lassen«. ⁷² Im Mai 1853 ließ Aichinger den Eltern ausrichten, dass beide Knaben, namentlich Mathias, der »von üppiger, strotzender Körper-Entwicklung« war, schon wieder neue Kleidung und Wäsche benötigten, insbesondere Hosen und Hemden. ⁷³ Im Dezember 1853 – die Knaben hatten mittlerweile ihre sechsjährige Schulzeit beendet – erhielt das Pfarramt noch einmal einen Brief von der Taubstummenanstalt. Die Eltern seien noch immer jene Geldbeträge schuldig, »welche ich für den Mathias seit Ende 1851 auf Kleidung ausgelegt habe«. ⁷⁴ Auch für Michael musste noch einmal ein neues Paar Schuhe auf Kosten der Eltern gemacht werden. ⁷⁵

70 Stiftsarchiv [StiA] Mattsee: AT-ACM 2.II.1.1.2, Krieg'sche Taubstumme 1847–1857, Direktion der Taubstummenanstalt an das Pfarramt Mattsee. Linz, 12. Juli 1847.

71 Ebd., 8. September 1847.

72 Ebd., 27. Januar 1848.

73 Vgl. ebd., 12. Mai 1853.

74 Ebd., 22. Dezember 1853.

75 Vgl. ebd.

Abb. 1: Rechnung für die für Mathias K. angefertigte Kleidung

Zahl. v. Joh. Sch. Hg

1851	Rechnung für Mathias K. Kleidung.	CM
5. Nov.	1 P. Wärfeln von Stoffen	2 14
1852		
10. Febr.	1 P. Socken	28
1. März	1 P. 3/4 St. -	20
2. April	1 P. 3/4 St. -	27
3. Juni	1 P. 3/4 St. u. 1/2 St. -	34
1. Juli	1 P. 3/4 St. -	20
11. Aug.	1 P. 3/4 St. - 1/2 St. -	26
1852		
2. Febr.	1 P. 3/4 St. - 3/4 St. -	29
1. März	1 P. 3/4 St. - 3/4 St. -	28
6. April	1 P. 3/4 St. - 3/4 St. -	26
2. Mai	1 P. 3/4 St. -	22
2. Juli	1 P. 1/2 St. - 1/2 St. -	21
21. "	1 P. 1/2 St. - 1/2 St. -	26
" "	1 P. Socken u. 1/2 St. -	29
30. Nov.	1 P. Wärfeln 1 P. 1/2 St. -	2
Summa		18 28
Linz den 22. Sept. 1852		
J. C. Riefinger		

Im Jahr 1858 erhielt auch der achtjährige Mathias K., Sohn einer kinderreichen armen Handwerksfamilie in Mattsee, einen Platz an der Anstalt, wieder unter der Bedingung, dass der Knabe »eine genügende Sonntags- und Werktags-Kleidung, und namentlich wenigstens 4 gute Hemden und Unterhosen und 2 P. Schuhe«⁷⁶ mitbringe. Doch bereits kurz nach der Aufnahme erhielt

76 StIA Mattsee: AT-ACM 2.II.1.1.2, Armenfond Mattsee Akten 1826 bis 1883, Direktion der Taubstummenanstalt an das Pfarramt Mattsee. Linz, 25. August 1858.

das Pfarramt Mattsee die Nachricht, dass dieser Zögling zwar »gute Fähigkeiten« zeige, aber doch »an einem großen Übelstande« leide, weshalb man ihn vermutlich bald wieder entlassen müsse: Er sei nämlich »ein arger Bettgießer; die ganze Zeit, seit er hier ist, hat er es höchstens nur 5mal unterlassen, obwohl er vom Wärter in der Regel jede Nacht geweckt wird«, klagte Aichinger, und weiter:

»Ich brauche nicht zu schildern, wie sehr durch eine so große Unreinlichkeit eines Einzigen die Dienstleute und alle übrigen Zöglinge leiden und endlich darüber unwillig werden müssen; wie viel dadurch an Stroh und Wäsche zu Grunde geht; wie schwer es im Winter ist, täglich zu trocknen und welche Menge Ungeziefer sich dadurch im Sommer erzeugt. Ich habe über dieses Thema unangenehme Erfahrungen genug gemacht, so daß ich endlich mich gezwungen sah, als Regel festzusetzen: unverbesserliche Bettgießer seien eben so zu entlassen wie Blödsinnige.«⁷⁷

Am 30. November 1858 wurden die Eltern daher aufgefordert, ihren Sohn ehstens wieder abzuholen. Sie sollten sich »bemühen, ihn von seiner üblen Gewohnheit gänzlich frei zu machen«.⁷⁸ Im Herbst des Folgejahres entgegnete Direktor Aichinger auf ein neuerliches Ansuchen des Pfarr-Armeninstitutes um Wiederaufnahme des Knaben, »daß es mithin angemessener sein dürfte, ihn noch ein Jahr lang an dauernde und habituelle Reinlichkeit mit gehöriger Konsequenz zu gewöhnen«.⁷⁹

Im Jahr 1848 führte Protomedikus Johann Nepomuk von Ehrhart, oberster Sanitätsbeamter der Tiroler Landesregierung, eine Visitation der Kranken- und Versorgungsanstalten Innsbrucks durch und stellte fest, dass insbesondere in dem am linken Innufer gelegenen Bruderhaus nicht ausreichend Leib- und Bettwäsche vorhanden war. Bei einer neuerlichen Untersuchung sechs Monate später, war dieser Missstand noch immer nicht behoben worden. Im zweiten städtischen Versorgungshaus am rechten Innufer, in dem hauptsächlich ausgediente ältere Dienstbotinnen untergebracht waren, beschwerten sich einige Pfründnerinnen darüber, dass sie über keine Wechselkleidung

77 Ebd., 6. November 1858.

78 Ebd., 30. November 1858.

79 Ebd., 19. September 1859.

verfügten.⁸⁰ Das zur Stellungnahme aufgeforderte Stadtmagistrat versicherte daraufhin, es sei nicht glaubhaft, dass es den Pfründnerinnen »an den entbehrlichen Kleidungsstücken« mangeln würde, denn: »Daß die alten Weiber bei der unerwarteten Hausvisitation schlecht gekleidet waren, wird der Fall gewesen sein, weil sie sichs zur Gewohnheit machen, jeden alten Fetzen aufzubewahren und bis aufs Aueßerste zu verwenden. Aber in ihren Kästen sieht es darum nicht gar so mißlich aus.«⁸¹ Mangelnde Reinlichkeit konnte man den Pfründnerinnen jedoch nicht nachsagen, im Gegenteil, ihre Wäsche wuschen sie in einer zugigen Waschküche selbst und alle Räume wurden in einem tadellos sauberen Zustand angetroffen, was, wie der Berichterstatter des Guberniums meinte, »bei alten Leuten der niedern Klasse was seltenes ist«.⁸²

Aus Sicht der Ärzte signalisierte »Unreinlichkeit« bei den Patient:innen der Irrenanstalt in Hall in Tirol eine Verschlimmerung des Krankheitszustandes. In deren Krankenakten spiegeln sich aber nicht nur medizinische Diskurse über Hygiene, Geschlecht, Arbeitsfähigkeit, Gesundung, Krankheit oder Wahnsinn wider, die sich allesamt auch am Zustand und am »vernünftigen« Gebrauch von Kleidungsstücken zeigen sollten. Gleichsam gegen den Strich gelesen, finden sich in den Krankenakten auch Spuren von Wäschepraktiken aus Sicht der Patient:innen selbst.⁸³ Aus einer solchen Perspektive handelte es sich bei Wäschedingen oft um Bedeutungsvolles und um Objekte, die symbolische Bedeutungen generierten. Wir erfahren etwa aus einem Protokolleintrag in einer Krankenakte, dass im April 1845 dem »sehnlichen Wunsch« der 28-jährigen Patientin Maria G. nach ihrer eigenen Kleidung entsprochen wurde, wobei der »gute Erfolg nur von kurzer Dauer« gewesen sei.⁸⁴ Ärzte thematisierten in pathologischen und pflegerischen Zusammen-

80 Vgl. Tiroler Landesarchiv [TLA], Jüngerer Gubernium, Sanität 1849, Faszikel 2493, Nr. 11301: Untersuchung des Strafhauses in sanitätspolizeilicher Beziehung sowie jene der Versorgungshäuser dieseits und jenseits des Innes. Innsbruck, 26. Mai 1849.

81 Ebd., Nr. 16047: Bericht des Stadtmagistrates in Innsbruck hinsichtlich der anbefohlenen Verbesserungen in den zwei Bruderhäusern. Innsbruck, 29. Juli 1849.

82 Ebd., Nr. 11301.

83 Vgl. Ankele, Monika: »*Demands her clothes, wants to feel human again for once*«. Aspects of Clothing in Mental Institutions around 1900«, in: Yoon Hee Lamot/Elisa De Wynngaert/Mara Johanna Kölmel et al. (Hg.), *Mirror Mirror. Fashion & the Psyche*. Veurne: Hannibal Books 2022, S. 72–93.

84 Vgl. Historisches Archiv des Landeskrankenhauses Hall in Tirol [HA LKH]: Krankenakten Frauen 1849, Maria G. I/228, Irrenprotokoll April 1845.

hängen das Zerreißen, Kontrollieren und Verschmutzen des Bettzeugs und der Kleidung. Der Patient Johann A., ein Universitätsbeamter und Historiker, der sich von einem »Fädensystem« des vormärzlichen Polizeistaats gefesselt wähnte, zerfetzte während seiner »Anfälle« die Leibwäsche.⁸⁵ Die ärztliche Visite enthüllte auch, was in der Kleidung und unter der Kleidung versteckt war. Bei Eintritt in die Irrenanstalt wurden die Patient:innen von Kopf bis Fuß untersucht, gebadet, die Taschen geleert und falls nötig neu eingekleidet. Im Fall des Franz Anton K. aus dem Bregenzerwald fand man bei dieser Gelegenheit einen unter der Kleidung getragenen, selbst fabrizierten Bußgürtel aus Eisendraht. Nachdem man ihm diesen Gürtel abgenommen hatte, wickelte er sich in der Folge als Substitut ein Schnupftuch um die Hüfte.⁸⁶ Zu diesem Alltagsding Schnupftuch pflegte der Patient eine spezifische Beziehung:⁸⁷ Er trug es in Verehrung des Heiligen Petrus Damiani; es war also nicht nur ein Wäschestück, sondern auch ein religiöses Objekt.⁸⁸ In Anlehnung an den Kulturwissenschaftler Martin Scharfe kann das als Bußgürtel dienende Schnupftuch durchaus als ein widerständiges und tückisches Ding bezeichnet werden.⁸⁹ Für den Psychiater stellte das Ding in diesem Kontext eine Herausforderung dar.⁹⁰ Der widerständige Gebrauch der Dinge war eingebettet in ein hochproblematisches Spannungsfeld zwischen einem bewussten Aufbegehren gegen die Zwänge der Anstalt und dem, was innerhalb der Institution als Widerstand gewertet wurde. Er könnte aber auch auf ganz andere (Sinnes-)Wahrnehmungen zurückgeführt werden, beispielsweise auf

85 Vgl. HA LKH: Krankenakten Männer 1831, Johann A. I/8, Irrenprotokoll November 1830.

86 Vgl. Heidegger, Maria: »Schmerz, Männlichkeit und Religion: Selbstbestrafungen im Fokus der Tiroler Psychiatrie im Vormärz«, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 33 (2022) 2, S. 39–55, hier S. 33; S. 48, <https://doi.org/10.14220/9783737014540.39>

87 Zu den spezifischen Beziehungsverhältnissen zwischen Menschen und Alltagsgegenständen siehe einleitend Ortlepp, Anke: »Alltagsdinge«, in: S. Samida/M.K.H. Eggert/H.P. Hahn: Handbuch Materielle Kultur, S. 161–165.

88 Vgl. Cress, Torsten: »Religiöse Dinge«, in: S. Samida/M.K.H. Eggert/H.P. Hahn: Handbuch Materielle Kultur, S. 241–244.

89 Vgl. Scharfe, Martin: »Signatur der Dinge. Anmerkungen zu Körperwelt und objektiver Kultur«, in: Gudrun M. König (Hg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2005, S. 93–116.

90 Vgl. Hahn, Hans Peter/Neumann, Friedemann (Hg.): Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten, Bielefeld: transcript Verlag 2018, <https://doi.org/10.1515/9783839445136>

ein unterschiedliches Empfinden von Kälte oder Wärme. Im erweiterten Sinne war auch das Bettnässen etwas der Anstalt Widerständiges.

In anderen Fällen wurden Nacktheit und spärliche Bekleidung als Krankheitszeichen interpretiert, indem sie angeblich insbesondere den Verlust »natürlicher« und »gesunder« weiblicher Scham anzeigten. Gerade bei Frauen wurde dieser Zustand mit aggressivem und »tierischem« Verhalten assoziiert. »Der Wärterin versucht sie öfters ein Leidwesen zuzufügen, indem sie selbe anspuckt, ihr Kleidungsstücke versteckt oder gar in den Abtritt wirft«, heißt es im Fall der Maria R., deren »Schamgefühl [...] sehr zurückgedrängt« sei, »indem sie sich nicht mehr genirt manchmal im bloßen Hemde aus ihrem Zimmer auf den Saal hinauszugehen«. ⁹¹ Bei männlichen Patienten wurde verschmutzte und zerlumpte Kleidung als Kontroll- und Autonomieverlust interpretiert. Ihr Gewand wurde in der Konsequenz von Flöhen und anderem Ungeziefer »erobert«. Der Franziskanerbruder Alexius beispielsweise hatte über einen längeren Zeitraum »vielen Eigensinn und Trotz an Tag gelegt und durch seine hartnäckige Weigerung sich zu waschen, zu kämmen, Wäsche und Kleider zu wechseln, eine Unzahl von Läusen großgezogen«. ⁹² An der Irrenanstalt wurde er einer »durchgreifenden Reinigung u. Säuberung unterzogen« ⁹³ und erhielt saubere Anstaltskleidung statt seines Ordensgewands.

Im Zuge einer obrigkeitlichen Untersuchung von Missständen an der Tiroler Irrenanstalt gerieten im Jahr 1834 auch Praktiken des Zudeckens und Bekleidens in den Blick. Der nach der privilegierten ersten Klasse verpflegte Patient Johann von M. habe deshalb bei verriegeltem Fenster schlafen müssen, weil er sich im Bett nur leicht zuzudecken pflegte, wie sich Anstaltsdirektor Anton Pascoli gegen die erhobenen Vorwürfe verteidigte. Auch habe der Patient deshalb keine Spaziergänge im Sommer unternehmen dürfen, weil er angesichts der befürchteten Cholera zu leicht bekleidet gewesen sei und überhaupt »Mangel an Kleidern« gehabt habe. Der Wärter, der dem Patienten als persönlicher Diener aufwartete, gab hingegen zu Protokoll, dass Johann von M. einen ganzen Koffer voll Kleidung besitze – »worinn unter andern 3 oder 4 tuchene Frak's enthalten waren« – und »[w]as die Bedeckung des Mühlbauer im Bette betreffe, so sei er stets mit einer abgenähten baumwollenen Decke, und manchmal

91 HA LKH: Krankenakten Frauen 1850, Maria R. I/319, Krankheitsgeschichte. Windischmatriei, 30. Juni 1849.

92 HA LKH: Krankenakten Männer 1859, Alexius [Alexander] G. I/345; 806, Irrenprotokolle Februar und März 1859.

93 Ebd.

noch mit seiner eigenen florettseidenen Decke zugedeckt gewesen«. ⁹⁴ M. sei zwar gewöhnlich leicht gekleidet, »habe aber niemals über Kälte, wohl aber oft über Hitze während jenes gar heißen Sommers geklagt«. ⁹⁵ Das Bekleiden und der selbstbestimmte Umgang mit der Kleidung im Eigentum des Patienten eigneten sich im Spannungsfeld von Autonomie und Zwang. Der Wärter berichtete: »M. habe nämlich nie leiden wollen, daß seine Sacktücher, sowie seine Leibwäsche in der Irrenanstalt gemerkt [markiert, Anm. d. Verf.] würden. Als er nun ein aus seinem Kasten genommenes Sacktuch gemerkt fand, so habe er aus seiner eigenen Schatulle, die sich in seinem Zimmer befand, die Schere herausgenommen, und aus Verdruß das Sacktuch klein zerschnitten.« ⁹⁶

4 Weitere Verknüpfungen statt eines Fazits

Humanitäts- und Heilanstalten des 19. Jahrhunderts sind Orte, an denen sich textile Dinge und daran geknüpfte Praktiken »auf besonders interessante Art beobachten lassen«. ⁹⁷ Verhaltenstherapeutische Maßnahmen und geschlechtsspezifisch zugewiesene Arbeiten waren oftmals auf Kleidung und Wäsche bezogen und wirkten in medikal-pädagogischen Kontexten, in denen die Menschen mit diesen Dingen vielfältig interagierten. Die zu waschenden, anzufertigenden und aufzubewahrenden Textilien benötigten Raumressourcen, kosteten Geld und erforderten ein Zeit- und Personalmanagement. Von weiblichen Zöglingen und Patientinnen wurde Flachs versponnen. In vielen Anstalten wurden die gesamte Weißwäsche und insbesondere die Frauenkleidung weiterhin von Hand genäht, ⁹⁸ während gleichzeitig die ersten fabrikmäßig hergestellten böhmischen Woldecken hier ihre Großabnehmer fanden. Dies sind nur einige der vordergründigen Aspekte, die sich bei der

94 TLA: Jüngerer Gubernium, Sanität 1834, Nr. 11, Zahl 184: Bericht.

95 Ebd.

96 Ebd.

97 Ortlepp, Anke/Ribbat, Christoph: »Einleitung«, in: Dies. (Hg.), *Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010, S. 7–19, hier S. 8.

98 Vgl. Connolly, Marguerite: »Das Verschwinden der Nähmaschine um die Jahrhundertwende«, in: A. Ortlepp/C. Ribbat: *Mit den Dingen leben*, S. 97–122; Beaudry, Mary C.: *Findings. The Material Culture of Needlework and Sewing*, New Haven/London: Yale University Press 2006.

Auseinandersetzung mit den textilen Dingen in Humanitäts- und Heilanstalten des 19. Jahrhunderts aufdrängen.

Wenn wir zusätzlich die symbolische Bedeutung von sauberer Wäsche oder geflickter Kleidung berücksichtigen, erhalten wir weitere Anhaltspunkte für ein besseres Verständnis von interaktiven Begegnungen, Resilienzen und Widerständigkeiten. Durch die Berücksichtigung der vergeschlechtlichten textilen Objekte und vestimentären Aspekte in der Geschichte öffnet sich auch der Blick auf subversive Praktiken in Pflege- und Erziehungskonstellationen. Dadurch rücken, und dies ist durchaus auch im Sinne der Subaltern Studies, vernachlässigte Randaspekte der Anstaltsgeschichte in das Zentrum. Die Frage nach der Wäsche kann auf diese Weise zum Ausgangspunkt für eine tiefere Erforschung der Ausgestaltung und Grenzen von klassen-, geschlechts- und altersspezifisch unterschiedlichen Handlungsmöglichkeiten werden. Menschen in Anstalten leisteten innerhalb dieses Rahmens auf vielfältige Weise Widerstand – etwa durch das Zerreißen und Verschmutzen der Kleidung oder Bettwäsche. Wir können zwar nicht sagen, ob diese Wäschepraktiken im Einzelfall als oppositionelle Haltungen oder Verweigerungen gegenüber erzieherischen oder pflegerischen Maßnahmen zu verstehen sind oder als Ausdruck eines Wahns (bzw. als eine Kombination aus beidem), aber wir gewinnen über Dinge einen besseren Einblick in die Komplexität von Handlungen und Handlungsräumen innerhalb der Anstalt.⁹⁹ Dabei kleiden Bettzeug, Wäsche, Hosen und Hemden in Heil- und Erziehungsanstalten die Geschichte nicht nur aus. Aus Sicht der Kleidungsträger:innen sind textile Dinge nicht nur Teil ihrer Ausrüstung – wie im Fall des Korsetts »gegen die Annäherungsversuche der Welt«¹⁰⁰ –, sondern sie sind mit verschiedenen Heil-, Normierungs- und Differenzierungspraktiken verbunden und geben Einblick in eine Geschichte der Körper, Emotionen und Sinneswahrnehmungen sowie in eine Geschichte des Wärmens, Tastens, Riechens, Aus- und Anschauens.

Die in den österreichischen Humanitäts- und Heilanstalten des 19. Jahrhunderts mit Bett- und Leibwäsche versorgten Personen artikulierten immer wieder auch selbst ihre auf Kleidung bezogenen Bedürfnisse und Emotionen. Dabei werden etwa am Beispiel der Bewohnerinnen des Innsbrucker Versorgungshauses, die um Zuteilung zusätzlicher Kleidung aus einem versperrten Depot angesucht hatten und die sich aus obrigkeitlicher Perspektive eines

99 So argumentieren J. Hamlett/L. Hoskins: *Comfort*, S. 113.

100 L.S. Miller: *Evas Figuren*, S. 86.

übertrieben sparsamen Auftragens ihrer zerschlissenen Kleidungsstücke befließigten, mehrfache Zuschreibungen von Bedürftigkeit, Reinlichkeit, Alter, Geschlecht und sozialem Stand sichtbar.

Aus Verdruss, so heißt es im titelgebenden Zitat, zerstörte der Tiroler Psychiatriepatient Johann von M. sein Sacktuch, das durch die Kürzel des Irrenhauses Hall »I. H.« markiert und ihm auf diese Weise enteignet, nunmehr zu einem neu assoziierten Ding und Teil einer anderen und fremden Geschichte geworden ist. Das Sacktuch verknüpft mithin Diskurse über Krankheit und Wahn mit alltäglichen Bedürfnissen und mit unter die Haut gehenden Gefühlen. Die in diesem Beitrag vorgestellten Schriftquellen liefern für eine solche Perspektive Sprache und Stoff. In diesen Texten zeigt sich, wie die Materialität von Kleidung und Wäsche entsprechend dem erweiterten Akteur-Begriff Bruno Latours Politik machte¹⁰¹ und in medizinisch-pädagogischen Kontexten soziale Asymmetrien kreierte, die sich nicht einfach glattbügeln lassen.

101 Vgl. Bennett, Jane: *Lebhaftes Materie. Eine politische Ökologie der Dinge*, Berlin: Matthes & Seitz 2020, S. 20. Zum politischen Status der Materialität vgl. auch T. Lemke: *New Materialism*, S. 4.

»Was versprechen Sie sich davon?«

Kleidung als vergeschlechtlichtes Erziehungsmittel in Jugendheimen Ende der 1960er Jahre

Sabine Stange

1 Fürsorgeerziehung und Heimkampagne

Im westdeutschen Gesetz für Jugendwohlfahrt (JWG) von 1961/62 wird in Paragraph 1 das »Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit«¹ festgehalten. Die so beschriebene »Tüchtigkeit« kann als gesellschaftliches Erziehungsziel aufgefasst werden, das auch in den Jugendheimen der 1960er Jahre angestrebt wurde. Im Fokus der Erziehung der dort untergebrachten Jugendlichen stand demnach deren zukünftige Einfügung in die soziale und gesellschaftliche Ordnung.

Die Einweisung von Jugendlichen in ein Heim im Rahmen der Fürsorgeerziehung wurde meist mit einer drohenden oder bereits eingetretenen *Verwahrlosung* begründet. Dabei konnte die Zuschreibung von *Verwahrlosung* nicht auf einen eindeutigen Rechtsbegriff zurückgreifen, sondern orientierte sich vor allem an der Abweichung von gesellschaftlichen Normen.² Die Begründungen, mit denen eine Heimeinweisung legitimiert wurde, waren teilweise

1 https://dejure.org/BGBI/1961/BGBI_1_S_1205 vom 14.07.2023.

2 Vgl. Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ (Hg.): Zwischenbericht des Runden Tisches »Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren«, Berlin: Eigenverlag 2010, S. 14, S. 24, http://www.rundertisch-heimerziehung.de/documents/RTH_Zwischenbericht_000.pdf vom 07.10.2013; Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ (Hg.): Abschlussbericht des Runden Tisches »Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren«, Berlin: Eigenverlag 2010, S. 9f., https://www.agj.de/fileadmin/files/publikationen/RTH_Abschlussbericht.pdf vom 14.07.2023; Gehltohmolt, Eva/Hering, Sabine: Das verwahrloste Mädchen. Diagnostik und Fürsorge in der Jugendhilfe zwischen Kriegsende und Reform (1945–1965), Opladen: Barbara Budrich 2006, S. 51–83, <https://doi.org/10.2307/j.ctvdfoc2r>; Arbeitsgruppe Heimreform: Aus der Geschichte ler-

geschlechtsbezogen: So führten bei männlichen Jugendlichen eher Gesetzesverstöße, wie zum Beispiel Eigentumsdelikte, zu einer Anordnung von Fürsorgeerziehung, bei weiblichen Jugendlichen hingegen überwiegend Verstöße gegen die geltende Sexualmoral, wie etwa (sexuelle) Kontakte zu männlichen Personen, Schminken oder das Tragen körperbetonter Kleidung.³

Die Erziehungsheime, in die die Jugendlichen eingewiesen wurden, waren häufig durch eine starke Reglementierung gekennzeichnet. Aufgrund ihrer Struktureigentümlichkeiten können sie auch als »totale Institutionen« charakterisiert werden, die dadurch geprägt sind, dass dort Menschen über einen längeren Zeitraum von der übrigen Gesellschaft getrennt wohnen und arbeiten und ihr Alltag allumfassend von einer Autorität geregelt wird.⁴

Ende der 1960er Jahre geriet in Westdeutschland die Heimerziehung für Jugendliche in die öffentliche Kritik.⁵ Auch in Hessen wurden 1969 Erzie-

nen: Analyse der Heimreform in Hessen (1968–1983), Frankfurt a.M.: IGfH Eigenverlag 2000, S. 98ff.

- 3 Vgl. Arbeitsgruppe Heimreform: Aus der Geschichte lernen, S. 106f.; Lützke, Annette: Öffentliche Erziehung und Heimerziehung für Mädchen 1945 bis 1975. Bilder »sittlich verwahrloster« Mädchen und junger Frauen, Dissertation, Essen: DuEPublico 2002, S. 176–182, S. 249, <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de/servlets/DocumentServlet?id=10668> vom 07.08.2023; E. Gehltomholt/S. Hering: Das verwahrloste Mädchen, S. 76–81; AGJ: Zwischenbericht, S. 16; Bereswill, Mechthild/Höyneck, Theresia/Wagels, Karen: Heimerziehung 1953–1973 in Einrichtungen des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Bericht zum Interdisziplinären Forschungs- und Ausstellungsprojekt, 2013, S. 38, https://www.lwv-hessen.de/fileadmin/user_upload/daten/Dokumente/Broschueren_barrierefr/Forschungsbericht_Heimerziehung_270516.pdf vom 14.07.2023; Stange, Sabine: »Fürsorgeerziehung auf dem Prüfstand. Geschlecht in den Argumentationen der Heimkritik Ende der 1960er Jahre«, in: Diana Franke-Meyer/Carola Kuhlmann (Hg.), Soziale Bewegungen und Soziale Arbeit. Von der Kindergartenbewegung zur Homosexuellenbewegung, Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 197–209; Müller-Behme, Patrik: Soziale Ordnung im Einweisungsdiskurs. Eine diskurstheoretische Dokumentenanalyse von Anträgen auf öffentliche Erziehung, Wiesbaden: Springer VS 2021, S. 77–93.
- 4 Vgl. Goffman, Erving: Asyl. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. 3. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977.
- 5 Vgl. Kappeler, Manfred: »Fürsorge- und Heimerziehung – Skandalisierung und Reformfolgen«, in: Meike Sophia Baader/Ulrich Herrmann (Hg.), 68 – Engagierte Jugend und Kritische Pädagogik. Impulse und Folgen eines kulturellen Umbruchs in der Geschichte der Bundesrepublik, Weinheim/München: Juventa 2011, S. 65–87, hier S. 73f.; Rudloff, Wilfried: »Im Schatten des Wirtschaftswunders. Soziale Probleme, Randgruppen und Subkulturen 1949 bis 1973«, in: Thomas Schlemmer/Hans Woller (Hg.), Bayern im Bund, Band 2: Gesellschaft im Wandel 1949 bis 1973, München: R. Oldenbourg Ver-

hungsheime medienwirksam kritisiert, und zwar von Jugendlichen aus den Heimen, Lehrlingsgruppen, Studierenden und von in der Außerparlamentarischen Opposition (APO) engagierten Personen sowie von pädagogischen Fachgruppierungen und Journalist:innen.⁶ Vier der kritisierten Jugendheime, zwei für männliche Jugendliche und zwei für weibliche Jugendliche, unterstanden dem hessischen Landeswohlfahrtsverband. In dessen Archiv finden sich unterschiedliche Dokumente, wie Flugblätter, Protokolle, Berichte oder Zeitungsartikel, aus denen hervorgeht, dass in der Heimkampagne nicht nur über Ausbildungsvergütungen, Strafpraxen oder Ausgangsregelungen diskutiert wurde, sondern auch über das Artefakt Kleidung, das im Mittelpunkt dieses Beitrags steht.

Im Folgenden werde ich zunächst kurz meine Perspektive auf Materialität skizzieren (2), um dann auf Kleidung als Artefakt und Ausdruck materieller Kultur sowie auf die Verknüpfung von Kleidungspraktiken mit Geschlecht einzugehen (3). Anschließend analysiere ich Äußerungen zu Kleidungsstücken und Kleidungspraktiken von männlichen und weiblichen Jugendlichen in Erziehungsheimen und leite daraus unterschiedliche Geschlechterkonstruktionen als Erziehungsziele ab (4). Die Ausführungen schließen mit Überlegungen zu vergeschlechtlichten Zuschreibungen an das Artefakt Kleidung im Kontext der Heimerziehung Ende der 1960er Jahre und mit einem kurzen Ausblick auf einen sich andeutenden Wandel der vestimentären Reglementierungen im Heim (5).

lag 2002, S. 347–467, hier S. 415f., https://doi.org/10.1524/9783486708639_347; Henkelmann, Andreas/Kaminsky, Uwe: »Die Geschichte der öffentlichen Erziehung im Rheinland (1945–1972)«, in: Dies./Judith Pierlings et al., *Verspätete Modernisierung. Öffentliche Erziehung im Rheinland – Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes (1945–1972)*, Essen: Klartext 2011, S. 136–150.

6 Vgl. Schrapper, Christian: »Voraussetzungen, Verlauf und Wirkungen der ›Heimkampagnen«, in: *Neue Praxis* 5 (1990), S. 417–428; Arbeitsgruppe Heimreform: *Aus der Geschichte lernen*, S. 126–248.

2 Lesarten von Materialität

Der methodologische Zugang zu Materialität ist umstritten.⁷ Meine Herangehensweise in diesem Beitrag entspricht am ehesten einer problemorientierten Perspektive auf Materialität, die von einer Mehrdeutigkeit materieller Kultur ausgeht und nach »Bedeutungsstrukturen, Symbolisierungsprozesse[n], soziale[n] Relevanzen, Wissensproduktionen und Repräsentationen«⁸ von Artefakten fragt. Dies kann auch anhand eines »verschriftlichten Gegenstand[s]«,⁹ d.h. mithilfe von textförmigen Überlieferungen geschehen.¹⁰ Dabei wird davon ausgegangen, dass Artefakte Bedeutungen und Sinnzuschreibungen hervorbringen, die zum einen im Zusammenhang mit Material, Form oder Funktion stehen, zum anderen aber auch in situationsspezifische Handlungskontexte eingebettet sind.¹¹ Dementsprechend arbeite ich auf der Grundlage von Äußerungen zu einem Alltagsgegenstand, hier Kleidung, heraus, welche Wirkmacht mit Blick auf Geschlechterkonstruktionen diesem Artefakt in einem gegebenen räumlichen und zeitlichen Kontext, in diesem Fall die Heimerziehung Ende der 1960er Jahre, zugeschrieben wird. Zur Einordnung der in den Texten aufscheinenden Symbolisierungen und Relevanzsetzungen ebenso wie der teilweise beschriebenen materiellen Beschaffenheit der genannten Kleidungsstücke findet ein Abgleich mit vorliegenden Forschungsbeiträgen zu Kleidung und Mode im Untersuchungszeitraum statt.

In diesem Aufsatz geht es also um textlich überlieferte Deutungen von Kleidungsstücken im Kontext einer vergeschlechtlichten Erziehung. Dabei können die historischen Texte auch als Materialisierung von Gedanken und Sichtweisen verstanden werden. Die Niederschriften gewähren Einblicke in ein historisches Zeitfenster und in zugehörige Deutungen von bestimmten Artefakten. Der Blick auf das Artefakt Kleidung ist demnach vermittelt durch ein anderes Artefakt, den überlieferten schriftlichen Text, der Kleidungsstücke zeitspezifisch kontextualisiert und deutet. Diesen historischen Deutungen

7 Vgl. König, Gudrun M.: »Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur«, in: Karin Priem/Dies./Rita Casale (Hg.), *Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte*, Weinheim u.a.: Beltz 2012, S. 14–31, hier S. 14.

8 Ebd., S. 25.

9 Ebd., S. 21.

10 Vgl. ebd., S. 25.

11 Vgl. ebd., S. 26f.

und Zuschreibungen an den Gebrauchsgegenstand Kleidung möchte ich im Folgenden aus einer mikrohistorischen Perspektive nachspüren.

3 Kleidung und die Konstruktion von Geschlecht

Das Artefakt Kleidung kann in seinen unterschiedlichen Ausprägungen als materieller Ausdruck von gesellschaftlichen Wert- und Ordnungsvorstellungen verstanden werden. Die verbreitete Redensart »Kleider machen Leute« steht für gesellschaftlich geteiltes Wissen, dass über Kleidung ein sozialer Status verliehen und damit soziale Ordnung hergestellt wird. Demnach sind Kleidungsstücke nicht nur Gebrauchsgegenstände, die dem Schutz des Körpers vor äußeren Einwirkungen wie Kälte, Nässe oder Hitze dienen, sondern sie haben darüber hinaus sich wandelnde repräsentative und ordnungsstiftende Funktionen. Diese manifestieren sich in geschriebenen und ungeschriebenen Kleiderordnungen und Kleidungspraktiken, die je nach gesellschaftlichem Kontext mehr oder weniger verhandelbar sind. Dabei kann die Funktion von Kleidung sowohl darin liegen, die eigene Individualität hervorzuheben und sich von anderen zu unterscheiden, als auch darin, die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv zu demonstrieren.

Gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen sind auch geprägt durch geschlechterbezogene Erwartungen und Konventionen, die an alltagsweltliche Vorstellungen einer Differenz zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit anknüpfen. Vor diesem Hintergrund möchte ich in meinem Beitrag fragen, inwiefern Kleidung in der Fürsorgeerziehung Ende der 1960er Jahre Wirkmacht im Kontext einer geschlechterbezogenen Sozialisation und Erziehung zugeschrieben wurde.

Geschlecht verstehe ich als multidimensionales sowie situations- und kontextabhängig variables soziales Konstrukt.¹² Ich nutze es als sensibilisierendes

12 Vgl. Bereswill, Mechthild: »Geschlecht«, in: Nina Baur/Hermann Korte/Martina Löw et al. (Hg.), *Handbuch Soziologie*, Wiesbaden: VS 2008, S. 97–116, https://doi.org/10.1007/978-3-531-91974-4_5; Gildemeister, Regine: »Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, 3. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 137–145, https://doi.org/10.1007/978-3-531-92041-2_95

Konzept, also als eine Art Wegweiser, der eine Blickrichtung auf die historischen Überlieferungen vorschlägt.¹³ Dabei folge ich mit der Unterscheidung in Männlichkeiten und Weiblichkeiten dem historischen Kontext, genauer gesagt der Geschlechtertrennung in damaligen Erziehungsheimen für Jugendliche.

Kleidervorschriften und Bekleidungspraktiken verweisen auf eine soziale und kulturelle Konstruktion von Geschlecht. Kleidung als Artefakt ist in dieser Lesart nicht per se mit Geschlecht verknüpft, sondern wird durch entsprechende Zuschreibungen und Interaktionen erst vergeschlechtlicht.¹⁴ Aufgrund ihres performativen Charakters hat Kleidung symbolische Bedeutung und kann Geschlecht – Männlichkeiten und Weiblichkeiten – ausdrucksstark zur Aufführung bringen. Dabei kann die Geschlechterordnung durch vestimentäre Praktiken und ihre Lesarten fortgeschrieben oder in Frage gestellt werden.¹⁵

Die für diesen Beitrag ausgewerteten schriftlichen Äußerungen zu Kleidung und Kleidungsstücken von Jugendlichen, die Ende der 1960er Jahre in Heimen des hessischen Landeswohlfahrtsverbandes untergebracht waren, sind heterogen im Hinblick auf Autor:innenschaft, Adressat:innenkreis und Entstehungskontext. Das verbindende Element liegt in ihrem Inhalt. Sie alle thematisieren ein Artefakt, nämlich die Kleidung von in Erziehungsheimen untergebrachten Jugendlichen. Indirekt geben sie damit auch Auskunft über an Kleidungsstücke und Kleidungspraktiken geknüpfte Erziehungsvorstellungen und darüber, wie der Alltagsgegenstand Kleidung pädagogisiert und zum Erziehungsmittel umfunktioniert wird.

Der Frage, welche Kleidung tatsächlich in dieser Zeit in den Erziehungsheimen getragen wurde, gehe ich im vorliegenden Text nicht nach. Genauso

13 Vgl. Blumer, Herbert: »What is Wrong with Social Theory?«, in: *American Sociological Review* 19 (1954) 1, S. 3–10, <https://doi.org/10.2307/2088165>

14 Vgl. König, Gudrun M.: »Geschlecht und Dinge«, in: Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hg.), *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2014, S. 64–69, hier S. 65.

15 Vgl. Gaugele, Elke: *Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion*, Köln: Böhlau 2002, S. 8–11; Bachmann, Cordula: *Kleidung und Geschlecht: Ethnographische Erkundungen einer Alltagspraxis*, Bielefeld: transcript Verlag 2008; Mentges, Gabriele: »Mode: Modellierung und Medialisierung der Geschlechterkörper in der Kleidung«, in: R. Becker/B. Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, S. 780–786; König, Alexandra: *Kleider schaffen Ordnung. Regeln und Mythen jugendlicher Selbst-Präsentation*, Konstanz: UVK Verlag 2007, S. 230–237.

bleiben andere Modellierungen des äußeren Erscheinungsbildes wie Frisur- oder Schminkpraktiken, die ebenfalls im Kontext der Heimkritik diskutiert wurden, außen vor.¹⁶

4 Die Thematisierung von Kleidung in Erziehungsheimen

Heimkritische Stimmen forderten Ende der 1960er Jahre für die in Erziehungsheimen untergebrachten Jugendlichen unter anderem mehr Selbstbestimmung und Autonomie in Kleidungsfragen. Zugleich wurden über die Thematisierung der Kleidung der Jugendlichen im Kontext der Heimkampagne auch unterschiedliche Facetten von Männlichkeit und Weiblichkeit aufgerufen, aus denen Schlüsse auf geschlechterbezogene Erziehungsziele der Heime gezogen werden können. Diese Facetten möchte ich nun in einer explorativen Analyse ausgewählter Äußerungen herausarbeiten.

4.1 »Flutterklamotten« und Trainingsanzüge: Herstellung disziplinierter Männlichkeit

Eine der Forderungen auf einem am 28. Juni 1969 bei der Auftaktaktion der hessischen Heimkampagne vor dem Jugendheim Staffelberg verteilten Flugblatt lautete: »Abschaffung der Anstaltskleidung und Flutterklamotten«.¹⁷

In dieser Forderung wird zwischen zwei Arten von Kleidung unterschieden, die beide von den Flugblattautor:innen abgelehnt werden. Die Bezeichnung »Anstaltskleidung« lässt dabei an vom Heim ausgegebene Kleidungsstücke denken, die individuelle vestimentäre Ausdrucksmöglichkeiten der untergebrachten Jugendlichen einschränken.¹⁸ Der Begriff »Flutterklamotten« weckt Assoziationen an die umgangssprachliche Redensart »die

16 Siehe dazu z.B. Stange, Sabine: »Geschlecht in den Debatten der Heimkampagne von 1969«, in: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 9 (2017) 3, S. 91–104, <https://doi.org/10.3224/gender.v9i3.07>. Dort wurden einige der im Folgenden beleuchteten Äußerungen bereits mit einem anderen Fokus analysiert.

17 In: Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (im Folgenden LWV-Archiv), B 100–32, 1258 und 1261. Zu den heimkritischen Aktionen beim Jugendheim Staffelberg siehe Arbeitsgruppe Heimreform: Aus der Geschichte lernen, S. 140–145. Dort sind auch alle Forderungen dieses Flugblatts abgedruckt.

18 Siehe beispielsweise zum zentralen Einkauf von Hemden: M. Bereswill/T. Höynck/K. Wagens: Heimerziehung, S. 64f.

Flatter machen«. ¹⁹ Steht die so bezeichnete Kleidung also für eine Markierung von Jugendlichen im Zusammenhang mit einer damals sogenannten Entweichung, d.h. einer Flucht aus dem Heim, die einen gravierenden Regelverstoß gegen die angeordnete Fürsorgeerziehung darstellte?

In einer Dokumentation zum Jugendheim Staffelberg, die 1969 im Rahmen der Heimkampagne von AStA, ²⁰ Stadtteilbasisgruppen und SDS ²¹ zusammengestellt worden war und die zum Großteil auf Äußerungen von Jugendlichen basiert, die in diesem Heim untergebracht waren, werden die »Flutterklamotten« als »alte Trainingsanzüge« beschrieben, die in der geschlossenen Abteilung anstelle von eigener Kleidung getragen werden mussten. ²² Hieraus könnte auch geschlossen werden, dass die Bezeichnung »Flutterklamotten« darauf zurückzuführen ist, dass die verordnete Kleidung so abgetragen und ausgeleiert war, dass sie gewissermaßen am Körper flatterte. Sie passte also nicht zum jeweiligen Körperbau der Jugendlichen und hatte dadurch zusätzlich eine entindividualisierende Wirkung.

Darüber hinaus verglichen die Jugendlichen die vom Heim ausgegebene Kleidung explizit mit Gefängnisbekleidung: »Kriegt man so Trainingsanzüge, die ganze Zeit hat man Trainingsanzüge an, praktisch wie in der Strafanstalt«. ²³ Die hier gezogene Analogie zum Gefängnis kann ebenso wie die Assoziation zu einem unerlaubten Verlassen der Einrichtung als Verweis auf eine aus Sicht des Heimes reglementierungsbedürftige, einzuhegende Männlichkeit gelesen werden. ²⁴ Dieser wurde seitens der Einrichtung mit der Ausgabe besonderer Kleidungsstücke begegnet. Indem die Jugendlichen »Anstaltsbekleidung« und »Flutterklamotten« kritisierten und ihre Abschaffung verlangten, erhoben sie

19 Laut Duden, Band 11: Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik, 2. neu bearb. und akt. Auflage, Mannheim u.a.: Dudenverlag 2002, S. 228, steht diese Formulierung für »weggehen« oder »verschwinden«.

20 »Allgemeiner Studierendenausschuss«, abgekürzt AStA.

21 SDS steht für »Sozialistischer Deutscher Studentenbund«.

22 Vgl. Kampf dem Erziehungsterror in kapitalistischen Anpassungslagern – Dokumentation Staffelberg, AStA-Stadtteilbasisgruppen-SDS, in: LWV-Archiv, B 100–32, 1261.

23 Ebd.

24 Entsprechend wird in den Leitworten des Jugendheims Staffelberg proklamiert, dass sich »Echte Männlichkeit« in »Selbstbeherrschen und Maßhalten« zeige und dass von den Jugendlichen »Selbstdisziplin« und Fügung in die auferlegten Einschränkungen erwartet werde. Vgl. Kampf dem Erziehungsterror in kapitalistischen Anpassungslagern – Dokumentation Staffelberg, AStA-Stadtteilbasisgruppen-SDS, in: LWV-Archiv, B 100–32, 1261.

Anspruch auf vestimentäre Selbstbestimmung. Zugleich kann die Ablehnung der vom Heim angeordneten Kleidung auch als Absage an die mit dieser Kleidung verbundene Erwartung einer sich unterordnenden, disziplinierten Männlichkeit interpretiert werden.

4.2 Hemd, Hose und Krawatte: Herstellung ordentlicher Männlichkeit

Eine Steuerung des Kleidungsverhaltens von Jugendlichen im Erziehungsheim zeigt sich auch in einer anderen Erzählung, die in der genannten Dokumentation von AStA, Stadtteilbasisgruppen und SDS abgedruckt ist:

»Ich war erst einmal auf der geschlossenen Abteilung wegen einer Lapalie, weil ich keine Lust hatte, ein Unterhemd anzuziehen, weil ich keine Lust hatte, zu frühstücken. Da kam ich zwei Stunden auf die geschlossene Abteilung und mußte einen Aufsatz schreiben, wie ich dazu käme, kein Unterhemd anzuziehen und nicht zum Frühstück zu gehen. Zehn Minuten vor dem Mittagessen mußte ich dann ankommen: weißes Hemd, schöne Hose, Unterhemd und Kravatte [sic] und ordentlich gekämmt, und mußte mich bei ihm melden: Hat er gemeint, ist okay.«²⁵

Aus dieser Schilderung geht hervor, dass Jugendliche durch vestimentäre Praktiken die Ordnung im Erziehungsheim so weit herausfordern konnten, dass darauf mit einem zeitweisen Freiheitsentzug in der geschlossenen Abteilung reagiert wurde. Der aus Sicht des Heimes unvollständigen Bekleidung des Jugendlichen wurde zudem mit einer dezidierten Anordnung der zu tragenden Kleidungsstücke begegnet. Hierbei lässt vor allem das verlangte »weiße Hemd« an Sauberkeit und Reinlichkeit denken. Zudem erfordert das Tragen eines solchen Hemdes ein kontrolliertes Verhalten, zum Beispiel beim Essen, da jeder Fleck darauf sofort sichtbar wäre. Die verordnete »schöne Hose« kann als Gegenentwurf zu den neu in Mode gekommenen, bei Jugendlichen beliebten und von Erwachsenen vielfach abgelehnten Jeanshosen gelesen werden.²⁶ Zusätzlich symbolisiert die erwartete Krawatte eine erwachsene, bürgerliche Männlichkeit.

25 Ebd.

26 Vgl. Oesterreich, Susanne: Requisit moderner Weiblichkeit. Die Frauenhose in der Bundesrepublik Deutschland und DDR (1949–1975), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2020, S. 76–88.

Insgesamt entsteht der Eindruck, dass die Anordnung des beschriebenen Kleiderensembles auf Ordentlichkeit und Selbstbeherrschung zielte und damit auch auf die Abwendung von einer zeitgenössischen Mode, die eher das Bild einer »lässigen« Männlichkeit vermittelte.²⁷ Diese Lässigkeit steht im Gegensatz zu einer im Heim offensichtlich erwarteten ordentlichen Männlichkeit, die in der hier beschriebenen Szene auch über die zu tragende Kleidung eingeübt werden sollte.

4.3 Die Hose: Herausforderung traditioneller Weiblichkeit

Hosen wurden auch mit Blick auf die Kleiderordnung in Erziehungsheimen für weibliche Jugendliche thematisiert. Hierbei ging es allerdings nicht um deren Aussehen oder Beschaffenheit, sondern um das Kleidungsstück Hose an sich. Im Juli und August 1969 fanden Aktionen der hessischen Heimkampagne im Erziehungsheim Steinmühle in Obererlenbach statt.²⁸ In einer handschriftlichen Auflistung von Diskussionspunkten aus dieser Zeit, die von Jugendlichen der Einrichtung zusammengestellt worden war, findet sich die Forderung »Hosen in den Speisesaal«.²⁹ Und in einer kritischen Radiosendung, die im November 1969 im Hessischen Rundfunk zu dem ebenfalls in die Kritik geratenen geschlossenen Fürsorgeerziehungsheim Fuldata³⁰ ausgestrahlt wurde, wurde festgestellt: »Nur an Sonn- und Festtagen und am Besuchstag dürfen eigene Kleider, allerdings keine langen Hosen getragen werden.«³¹

-
- 27 Vgl. Maase, Kaspar: »Lässig: kontra »zackig«. Nachkriegsjugend und Männlichkeiten in geschlechtsgeschichtlicher Perspektive«, in: Christina Benninghaus/Kerstin Kohtz (Hg.), »Sag mir, wo die Mädchen sind ...«. Beiträge zur Geschlechtergeschichte der Jugend, Köln u.a.: Böhlau 1999, S. 79–102, hier S. 82; Siegfried, Detlef: Sound der Revolte. Studien zur Kulturrevolution um 1968, Weinheim/München: Juventa 2008, S. 62ff.
- 28 Vgl. Arbeitsgruppe Heimreform: Aus der Geschichte lernen, S. 147f.
- 29 Handgeschriebenes zweiseitiges Schreiben »abgefasst von Jugendlichen der Steinmühle zur Diskussion am 6.8.69«, in: LWV-Archiv, B 100–32, 1258.
- 30 Vanja, Christina: »Die Heimerziehung in Hessen und das Mädchenjugendheim ›Fuldata‹ in den 1960er Jahren. Ein Beitrag zu 900 Jahre Kloster Breitenau«, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 117/118 (2012/13), S. 269–288; zu Aktionen der Heimkritik im Erziehungsheim Fuldata! siehe auch Arbeitsgruppe Heimreform: Aus der Geschichte lernen, S. 180–188.
- 31 Sendung des Hessischen Rundfunks am 7. November 1969, 21 Uhr, S. 9 (Dokumentation über die Angriffe gegen die Erziehungsheime des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen und das Heilerziehungsheim Kalmenhof/Ildstein, Anlage 24, pag. 64–79), in: LWV-Archiv, B 100–32, 1257.

In diesen Äußerungen wurden sowohl räumliche als auch zeitliche Beschränkungen des Hosentragens in Erziehungsheimen für weibliche Jugendliche angesprochen. Solche anlassbezogenen Reglementierungen entsprachen durchaus den Bekleidungsnormen in der Bundesrepublik der 1960er Jahre: Während Hosen für Frauen in dieser Zeit zwar bei bestimmten Arbeiten, zum Beispiel in der Landwirtschaft, in der Freizeit und beim Sport akzeptiert waren, entsprachen sie in anderen Kontexten wie Schule, Arbeitswelt oder auch an Fest- und Feiertagen (noch) nicht den gesellschaftlichen Konventionen.³² Auch eine generationale Ordnung spielte eine Rolle: So waren in den 1960er Jahren Hosen für ältere Frauen noch ungewohnt, während sie von jüngeren Frauen bereits getragen und dadurch für die Modebranche interessant wurden.³³ Die gesellschaftlichen Veränderungen Ende der 1960er Jahre galten auch als Wendepunkt in der gesellschaftlichen Akzeptanz von Frauenhosen.³⁴ Doch erst ab Mitte der 1970er Jahre wurden Hosen bei Frauen weitestgehend als selbstverständlich angesehen.³⁵ In der Jugendmode allerdings, die sich ab Mitte der 1950er Jahre entwickelte, gehörten Hosen, darunter auch Jeans, für weibliche Teenager von Beginn an dazu.³⁶

Vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund verorteten sich die Jugendlichen im Erziehungsheim Steinmühle mit ihrer Forderung, im Speisesaal Hosen tragen zu dürfen, als moderne junge Frauen, die an die Bekleidungspraktiken Gleichaltriger außerhalb des Heims anschließen wollten. Im Umkehrschluss legte das Hosenverbot in einem Teilbereich der Einrichtung Steinmühle ebenso wie das in der Radiosendung angesprochene generelle Hosenverbot in der geschlossenen Einrichtung Fuldata nahe, dass seitens der Heime die Herstellung einer traditionellen Weiblichkeit angestrebt wurde.

Gegen das Tragen von Hosen sprach aus Sicht des Heimes möglicherweise auch, dass diesem Kleidungsstück ein unerwünschter Einfluss auf das Verhalten weiblicher Jugendlicher zugeschrieben wurde. So findet sich in einer Dokumentation, die kurz nach der hessischen Heimkampagne von engagierten pädagogischen Fachkräften aus Erziehungsheimen zusammengestellt wurde,

32 Vgl. S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 40–57.

33 Vgl. Wolter, Gundula: Hose, weiblich. Kurzgeschichte der Frauenhose, Marburg: Jonas 1994, S. 276 und zum Thema Jugendmode vgl. S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 268–283.

34 Vgl. G. Wolter: Frauenhose, S. 292; S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 123ff.

35 Vgl. G. Wolter: Frauenhose, S. 278.

36 Vgl. S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 65.

folgende Äußerung: »Da hab ich mal gefragt: ›Warum dürfen die Mädchen hier keine Hosen tragen?‹ Ja, bei einem Mädchen gehört es sich nun einmal nicht, daß sie lange Hosen tragen und außerdem würden sie sich dann gleich dementsprechend benehmen.«³⁷ In dieser Äußerung wird das Tragen von Hosen bei weiblichen Jugendlichen aus der Perspektive der Erziehungseinrichtung mit einer Missachtung gesellschaftlicher Normen gleichgesetzt. Der hier nicht näher spezifizierte Verstoß gegen die Konventionen könnte zum einen in einer vestimentären Grenzüberschreitung aufgrund der männlichen Konnotation des Kleidungsstückes Hose liegen.³⁸ Zum anderen könnte die Hose bei weiblichen Jugendlichen als anstößig gelten, weil sie, besonders wenn sie eng war, die Konturen sexualisierter Körperteile wie Beine und Gesäß sichtbar machte.³⁹

Auch das mit der Hose assoziierte Verhalten wird nicht näher beschrieben, es wird nur deutlich, dass dieses für weibliche Jugendliche als unpassend angesehen wurde. Insgesamt wird mit Blick auf das Artefakt Hose in den zitierten Äußerungen also eine abweichende Weiblichkeit konstruiert, die in eine rebellische, die binäre Geschlechterordnung in Frage stellende Weiblichkeit einerseits und in eine zur Schau gestellte erotisierte Weiblichkeit andererseits aufgefächert werden kann.

Daraus lässt sich schließen, dass hinter der Reglementierung von Hosen in Erziehungsheimen für weibliche Jugendliche das Erziehungsziel einer sich in die traditionelle Geschlechterordnung fügenden Weiblichkeit stand.

4.4 Nachthemd und Unterwäsche: Herstellung sittsamer Weiblichkeit

In der bereits genannten kritischen Radiosendung zum geschlossenen Erziehungsheim Fuldataal wurde die von den Jugendlichen im Heim getragene Kleidung wie folgt dargestellt: »Sie wird ein Dirndl anziehen, grobe Schuhe, Oma-

37 Aab, Johanna/Ahlheim, Rose/Sedlacek, Gottfried: Zuchthäuser der Fürsorge. Eine Dokumentation. Hg. im Auftrag der Heilpädagogischen Aktionsgemeinschaft Marburg, Asta Marburg 1970, S. 81.

38 Vgl. S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 22. Auch im »Kampf um die Hose«, der als Topos seit dem Mittelalter in bildlichen Darstellungen und Texten zu finden ist, zeigt sich der symbolische Gehalt der Hose als männliches Privileg. Metken, Sigrid: Der Kampf um die Hose. Geschlechterstreit und die Macht im Haus. Die Geschichte eines Symbols (Edition Pandora), Frankfurt a.M. u.a.: Campus 1996. Dementsprechend wird die Hose für Frauen vielfach auch als Symbol der Emanzipation gelesen.

39 Vgl. S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 68.

unterwäsche, ein linnenes Nachthemd mit eckigem Ausschnitt und kurzen Ärmeln, das Hemd geht weit übers Knie.«⁴⁰ In dieser Beschreibung wurde insbesondere auf Material und Schnitt des Nachthemds eingegangen, das die Jugendlichen laut Radiosendung im Heim zu tragen verpflichtet waren. Das genannte Material – Leinen – steht im Gegensatz zu den damals neuen synthetischen Geweben,⁴¹ es wirkt steif und undurchsichtig, die Körperformen verdeckend. Dies gilt auch für den beschriebenen Schnitt. Hervorgehoben wurden hier die Form des Ausschnitts und die Länge des Kleidungsstückes. Dass der eckige Ausschnitt erwähnt wurde, könnte einerseits auf modische Aspekte verweisen, andererseits auf eine Verknüpfung von Weiblichkeit mit runden Formen. Möglicherweise sollte hier auch auf das Fehlen von Spitzen oder Verzierungen im Brustbereich abgehoben werden. Auffällig ist, dass das so beschriebene Nachthemd eindrucklich in Kontrast zum in den 1950er Jahren in Mode gekommenen sogenannten Babydoll steht, einem kurzen Trägernachthemd aus fließenden Stoffen mit Spitzen und Rüschen.⁴²

Insgesamt wird in dem zitierten Textauszug der Eindruck erweckt, dass das Erziehungsheim über die zur Verfügung gestellte oder sogar angeordnete Kleidung die untergebrachten Jugendlichen zu einer sittsamen Weiblichkeit erziehen will. Dazu trägt nicht nur die Beschreibung des Nachthemds, sondern auch die Kategorisierung der Unterwäsche als »Omaunterwäsche« und damit als altmodisch und unerotisch bei.

4.5 Kleider: Herstellung unauffälliger Weiblichkeit

Die Funktionalisierung von Kleidung für eine geschlechterbezogene Erziehung der im Heim untergebrachten Jugendlichen wurde schließlich in einem Protokoll zu einer Pressekonferenz des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, die im November 1969 in dem kritisierten Jugendheim Fuldata stattfand, direkt angesprochen: »Die Kleidung, so wie sie ist, macht die Mädchen zu Menschen, die bar jeder weiblichen Ausstrahlung sich bewegen. Was ver-

40 Sendung des Hessischen Rundfunks am 7. November 1969, 21 Uhr, S. 7, in: LWV-Archiv, B 100–32, 1257.

41 Vgl. Junker, Almut/Stille, Eva: Zur Geschichte der Unterwäsche. 1700–1960. Eine Ausstellung des Historischen Museums Frankfurt, 28. April bis 28. August 1988, 2. Auflage, Frankfurt a.M.: Historisches Museum Frankfurt 1988, S. 359–362.

42 Vgl. ebd., S. 364.

sprechen Sie sich davon?»⁴³ In dieser Äußerung wird explizit ein Konnex zwischen der Außenwirkung von Kleidung und der Performanz von Geschlecht hergestellt. Dabei erscheint zunächst die Kleidung als Akteurin, die die Jugendlichen zurechtet, indem sie die Darstellung von Weiblichkeit verunmöglicht. In der anschließend gestellten Frage wird jedoch als eigentlichem Akteur dem Erziehungsheim die Verantwortung für die als unweiblich wahrgenommene Kleidung der Jugendlichen zugeschrieben und zugleich ein damit verbundenes Erziehungsziel nahegelegt, das aber nicht ausformuliert wird.

Auch eine weitere Frage, die im Protokoll der Pressekonferenz notiert ist, zielt auf eine an Kleidung geknüpfte, geschlechtlich gerahmte Erziehungsabsicht: »Warum tragen sie nicht eigene Kleider; sie unterscheiden sich von anderen Mädchen sehr deutlich. Sie sind häßlich angezogen. Unattraktiv. Sollen sie sich nicht hübsch machen?«⁴⁴ Hier wird Weiblichkeit explizit mit Attraktivität verknüpft, wobei Kleidung die Aufgabe erhält, zur Herstellung dieser Anziehungskraft beizutragen. Gleichzeitig wird dem Erziehungsheim vorgeworfen, dass es sich der vestimentären Herstellung attraktiver Weiblichkeit entgegenstellt und dadurch die untergebrachten Jugendlichen stigmatisiert.

In beiden aus dem Protokoll der Pressekonferenz zitierten Äußerungen wurde dem Erziehungsheim unterstellt, den untergebrachten Jugendlichen über die Reglementierung der Kleidung ein Weiblichkeitsbild vermitteln zu wollen, das nicht mit den aktuellen Bekleidungspraktiken Jugendlicher außerhalb der Einrichtung übereinstimmte. Dies könnte als impliziter Vorwurf verstanden werden, dass das Heim in puncto Kleidung den Erziehungsauftrag der Einsozialisierung in die gesellschaftliche Ordnung, und damit auch in die bestehende Geschlechterordnung, verfehlt habe.

Dabei formulierten die Heimkritiker:innen den Wunsch nach vestimentären Praktiken, die Weiblichkeit betonen und aufführen, als selbstverständliches Bedürfnis weiblicher Jugendlicher, dem die Heimerziehung nicht gerecht wurde. Diese schien vielmehr mittels einer Reglementierung von Kleidung die Erziehung zu einer unbetonten, unauffälligen Weiblichkeit anzustreben.

43 Kurzbericht über die Pressekonferenz im Jugendheim Fuldata, Guxhagen am 13. November 1969, S. 19 (Dokumentation über die Angriffe gegen die Erziehungsheime des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen und das Heilerziehungsheim Kalmenhof/Idstein, Anlage 56, pag. 123–139), in: LWV-Archiv, B 100–32, 1257.

44 Ebd.

5 Das Artefakt Kleidung als vergeschlechtlichtes Erziehungsmittel

In den hier analysierten Textauszügen wird dem Artefakt Kleidung Wirkmacht, wie zum Beispiel Einfluss auf das Verhalten der jeweiligen Träger:innen, zugeschrieben. In den zitierten Äußerungen wird davon ausgegangen, dass Materialität an der Herstellung von (geschlechterbezogener) Ordnung beteiligt ist bzw. dass sie eine angestrebte Ordnung gefährden und unterlaufen kann. Materialität wirkt aus dieser Perspektive somit sowohl stabilisierend als auch destabilisierend.

Die vorgestellten Beispiele zeigen anschaulich, wie Kleidung und Kleidungsstücke in der Heimerziehung ebenso wie in der Heimkritik geschlechterbezogen funktionalisiert wurden. Einerseits unterlag Kleidung in Erziehungsheimen Ende der 1960er Jahre geschlechterunabhängig gewissen Reglementierungen. Vor diesem Hintergrund forderten heimkritische Stimmen mehr vestimentäre Selbstbestimmung und monierten den bis dato üblichen Zugriff der Erziehungsinstitution auf die Bekleidung der dort untergebrachten Jugendlichen. Vom Heim ausgegebene Kleidung wurde abgelehnt. Andererseits wurden über die kritische Thematisierung von Bekleidungspraktiken und -regelungen unterschiedliche Facetten von Weiblichkeit und Männlichkeit aufgerufen. Hieraus können Schlüsse auf geschlechterbezogene Erziehungsziele gezogen werden.

So entsteht der Eindruck, dass bei männlichen Jugendlichen die diskutierten Kleidungsstücke und Kleidungsregeln im Erziehungsheim vor allem der Erziehung zu einer disziplinierten und ordentlichen Männlichkeit dienen sollten. Erwartet wurde etwa die Beachtung vestimentärer Konventionen, wie beispielsweise das Tragen eines Unterhemdes, genauso wie ein Verhalten, das der vom Heim präferierten ordentlichen, bürgerlichen Kleidung angepasst war. Zugleich war mit der Anordnung bestimmter Kleidungsstücke eine Disziplinierung der Jugendlichen verbunden. Bei der Schilderung der vom Heim ausgegebenen Bekleidung für die geschlossene Abteilung finden sich Anknüpfungspunkte an die eingangs angesprochenen Einweisungsbegründungen, die bei männlichen Jugendlichen häufig im Kontext von Straffälligkeit standen. Möglicherweise sollte aus Sicht des Erziehungsheimes die Analogie zur Gefängnisbekleidung den Charakter der Einrichtung als letzte Vorstufe vor einer Inhaftierung unterstreichen.

Solche Gleichsetzungen von Heimkleidung mit Gefängnisbekleidung finden sich in den Debatten über Erziehungsheime für weibliche Jugendliche nicht, obwohl ebenfalls die Kleidung in der einzigen geschlossenen Einrichtung in

Hessen kritisiert wurde. Stattdessen kreiste die Thematisierung von Kleidung um die Herausforderung traditioneller Weiblichkeit und die Herstellung von sitzamer und unauffälliger Weiblichkeit. Auch hier sind Berührungspunkte zu den eingangs angesprochenen Einweisungsbegründungen auszumachen, die bei weiblichen Jugendlichen häufig Verstöße gegen Sittlichkeitsvorstellungen anführten. Aus dieser Perspektive erscheint es folgerichtig, dass die Erziehungsheime versuchten, einer Inszenierung attraktiver und erotischer Weiblichkeit entgegenzutreten und dementsprechend auf die Kleidungspraktiken der untergebrachten Jugendlichen einzuwirken. Als weiteres Erziehungsziel kann auch die Einhegung einer mit dem Tragen von Hosen assoziierten rebellischen Weiblichkeit festgehalten werden.⁴⁵

Aus den vorgestellten Momentaufnahmen kristallisiert sich heraus, welche Bedeutung dem Artefakt Kleidung Ende der 1960er Jahre für eine geschlechtsbezogene Heimerziehung zugeschrieben wurde. Durch vestimentäre Reglementierungen wurde Kleidung als Erziehungsmittel genutzt, um bestimmte Facetten von Weiblichkeit oder Männlichkeit abzuwehren oder hervorzubringen. Dabei erscheint die Einordnung, welche Männlichkeiten oder Weiblichkeiten erstrebenswert oder abzulehnen waren, je nach Perspektive (Heim oder Heimkritik), gegenläufig.

Insgesamt lässt ein geschlechtersensibler Blick auf Zuschreibungen, die an ein Artefakt erfolgen, die Bedeutung der zeitgenössischen Geschlechterordnung als ordnungsstiftender Rahmen und als Orientierungsgröße sowohl in der Heimerziehung als auch in der Heimkritik Ende der 1960er sichtbar werden. Zugleich wird in den analysierten Äußerungen deutlich, welche Wirkmacht dem Alltagsgegenstand Kleidung und damit Materialität im Kontext von Erziehung zugeschrieben wird.

Ausblickend zu ergänzen wäre, dass sich im Umgang mit Kleidung als Erziehungsmittel für die hier beleuchteten hessischen Erziehungsheime zumindest vereinzelt Momente des Wandels erkennen lassen. So ist hinter der Forderung »Hosen in den Speisesaal« im Jugendheim Steinmühle in einer anderen Handschrift, möglicherweise von einer Erzieherin, in Klammern angemerkt: »Warum nicht?« Das deutet einerseits darauf hin, dass die bestehende Kleiderordnung Ende der 1960er Jahre seitens des Erziehungsheimes nicht mehr

45 Zu Erziehungszielen mit Blick auf unterschiedliche Facetten von Weiblichkeit siehe auch Eckhardt, Lina Edith: »Dokumentierte Ordnung – vergeschlechtlichte Praxis. Führungshefte in der Heimerziehung«, in: Mechthild Bereswill (Hg.), *Geschlecht als sensiblisierendes Konzept*, Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2019, S. 121–135.

als unumstößlich angesehen wurde, andererseits schwingt aber auch eine gewisse Unentschlossenheit mit, ob diesem Wunsch der Jugendlichen tatsächlich stattgegeben werden sollte. Dabei könnte das Fragezeichen auch auf einen heiminternen Dissens zum Hosentragen verweisen, der eventuell mit der Zugehörigkeit des Erziehungspersonals zu unterschiedlichen Generationen zusammenhing. Allgemein wurden Hosen in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre im Vergleich zum Minirock sozusagen als kleineres Übel angesehen.⁴⁶

Mit Blick auf männliche Jugendliche ist in einem 1971 erstellten Bericht einer Untersuchungsgruppe der Universität Frankfurt zum Jugendheim Staffelberg zu lesen, dass die Jugendlichen in »früheren Zeiten« an den Sonntagnachmittagen »Schlips und Kragen« tragen mussten und sich dadurch von Jugendlichen aus der Umgebung deutlich unterschieden. Mittlerweile sei es allerdings so, dass der Unterschied darin bestehe, dass die Jugendlichen aus dem Ort »etwas braver« gekleidet seien als die Jugendlichen aus dem Heim, die »extravagante« Freizeitkleidung trügen.⁴⁷ Auch hier zeichnete sich also eine Zurücknahme der vestimentären Reglementierungen in Erziehungsheimen ab.

Forschungen zur gegenwärtigen Heimerziehung legen allerdings nahe, dass zum Beispiel körperbezogene Vorstellungen von angemessener Weiblichkeit nach wie vor Einfluss auf den erzieherischen Umgang mit vestimentären Praktiken untergebrachter Jugendlicher haben.⁴⁸ Es lohnt sich also, weiter über vergeschlechtlichte Zuschreibungen an Materie und die Materialisierung von Geschlechterzuschreibungen in institutionellen Erziehungskontexten nachzudenken.⁴⁹

46 Vgl. S. Oesterreich: Requisit moderner Weiblichkeit, S. 135–138.

47 Vgl. Zur Lage der Heimerziehung, Bericht zum Jugendheim Staffelberg, S. 70, in: LWV-Archiv B 46, 12.

48 Vgl. Eßer, Florian: »Heimlichkeit – Verkörperte Sorge«, in: Tanja Betz/Sabine Bollig/Magdalena Joos et al. (Hg.), Institutionalisationen von Kindheit. Childhood studies zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft, Weinheim: Beltz Juventa 2018, S. 213–229, hier S. 219.

49 Erarbeitet wurde dieser Beitrag im Kontext des von DFG, FWF und SNF geförderten D-A-CH-Projekts »Die Aushandlung von Erziehungsräumen in der Heimerziehung 1970–1990. Ein interdisziplinärer Vergleich von Transformationsprozessen in Österreich, Deutschland und der Schweiz«, Laufzeit: 2021–2024 [<https://www.uni-kassel.de/fb01/institute/institut-fuer-sozialwesen/fachgebiete/soziologie-sozialer-differenzierung-und-soziokultur/forschung/dfg-projekt-die-aushandlung-von-erziehungsraeumen>; 4.12.2023]. Für konstruktive und weiterführende Hinweise danke ich Henrike Buhr, Verena Ehrgang, Ulrich Leitner und der anonymen Begutachtung.

Schriften

Bittschriften aus dem 18. Jahrhundert als Quelle für die Geschichte von Bildung und Ausbildung im kleinstädtischen Milieu

Das Beispiel Bruneck

Andreas Oberhofer

»Meistens beschreibt das Archiv die Menschen nicht vollständig; es reißt sie aus ihrem Alltagsleben und lässt sie zu ein paar Erklärungen oder mit-leiderregenden Leugnungen gerinnen, aufgespießt wie Schmetterlinge mit schlagenden Flügeln.«¹

Bittschriften waren über Jahrhunderte hinweg ein Mittel, Anliegen an die Regierenden heranzutragen. Die Quellengattung Bittschrift, Supplik bzw. Supplikation oder auch (mit einschränkender Bedeutung) Bettelbrief² hat in den vergangenen Jahrzehnten, vor allem aber im Nachhall einer Publikation von Cecilia Nubola und Andreas Würgler aus dem Jahr 2005,³ großes Interesse in der Geschichtsforschung gefunden. Bittschriften werden als wichtige Quellen für sozialhistorische Fragestellungen gewürdigt; darüber hinaus erkannte die Forschung die Bedeutung der Suppliken als Kommunikationskanal zwischen

1 Farge, Arlette: Der Geschmack des Archivs, aus dem Französischen von Jörn Etzold in Zusammenarbeit mit Alf Lüdtke, Cöttingen: Wallstein Verlag 2011, S. 25.

2 Vgl. Bräuer, Helmut: »Persönliche Bittschriften als sozial- und mentalitätsgeschichtliche Quellen«, in: Gerhard Ammerer/Christian Rohr/Alfred Stefan Weiß (Hg.), Tradition und Wandel. Beiträge zur Kirchen-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte. Festschrift für Heinz Dopsch, Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/R. Oldenbourg Verlag 2001, S. 294–304, hier S. 295.

3 Nubola, Cecilia/Würgler, Andreas (Hg.): Bittschriften und Gravamina: Politik, Verwaltung und Justiz in Europa (14.–18. Jahrhundert) (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 19), Berlin: Duncker & Humblot 2005.

Obrigkeiten und Untertanen, was diese als Einblick in die »Volksseele« interessant macht.⁴

Auch wenn Suppliken keine vollständigen Lebensläufe bieten und keine umfassenden, sondern lediglich »negative« Schilderungen enthalten, die sich in der Darstellung von »Belastungen, Schmerz und Nichthaben« manifestieren,⁵ sind sie doch Momentaufnahmen mit kürzeren oder längeren autobiografischen Erzählungen, die mit geringem Zeitabstand zur jeweils geschilderten Situation verschriftlicht wurden.⁶ Zweifelsohne verfolgten Bittschriften klare Zwecke und wandten zur Erreichung ihrer Ziele mehr oder weniger raffinierte Strategien an, sodass ihr Charakter als Ego-Dokumente diskutabel ist.⁷ Dennoch steht die Quelle nahe an der täglichen Realität, die in vielen Fällen der Alltag jener war, die sich wegen Armut, Krankheit oder anderen Unglücksfällen am Rand der Gesellschaft befanden und denen wenige Möglichkeiten blieben, sich Gehör zu verschaffen: »Doch wer immer sich sozial und kulturell noch »unterhalb« dieser Armenbriefeschreiber befand, hat keine eigenen Zeugnisse hinterlassen. Unterhalb dieser Armenbriefe gibt es keine Überlieferungsschicht«, ⁸ stellt Thomas Sokoll in seiner Studie über Armenbriefe in England aus dem 18. und 19. Jahrhundert fest.

Wenn die Bittschriften somit in vielen Fällen prekär gestaltet und geschrieben sind, spiegeln gerade autografe Suppliken von Personen, die noch eher der Mündlichkeit nahestanden als der Kultur des geschriebenen Wortes, »erste tastende Gehversuche auf dem Feld der alphabetischen Artikulation«⁹ wider.

4 Vgl. etwa Schennach, Martin Paul: »Supplikationen«, in: Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hg.), *Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert)*, Wien/München: R. Oldenbourg Verlag 2004, S. 572–584, hier S. 581, <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205160199.572>

5 Vgl. H. Bräuer: *Bittschriften*, S. 301.

6 Vgl. Krajček, Nadja: *Frauen in Notlagen. Suppliken an Maximilian I. als Selbstzeugnisse* (Quelleneditionen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 17), Wien: Böhlau Verlag 2018, S. 33, <https://doi.org/10.7767/9783205203179>

7 Vgl. Kirchner, Thomas: »Eine entscheidende Bitte? Die Bittschrift von Frauen als machtvolle Schrift«, in: Ines Soldwisch/Rüdiger Haude/Klaus Freitag (Hg.), *Schrift und Herrschaft: Facetten einer komplizierten Beziehung* (Historie 187), Bielefeld: transcript Verlag 2022, S. 175–203, hier S. 179, <https://doi.org/10.1515/9783839456262-007>

8 Sokoll, Thomas: »Selbstverständliche Armut. Armenbriefe in England 1750–1834«, in: Winfried Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte* (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2), Berlin: Akademie Verlag 1996, S. 227–271, hier S. 227, <https://doi.org/10.1524/9783050047997.227>

9 Ebd., S. 229.

Diese Schreiben sind in Hinblick auf ihre Materialität interessant, gehören sie doch nicht der großen Masse an kanzeleiinternem Schriftgut in unseren Archiven an, sondern dem Einlauf von außen und zudem namentlich »von unten«.

Ein Bestand im Stadtarchiv von Bruneck in Südtirol umfasst mehr als 1500 Bittschriften aus der Zeit zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert. Wünsche und Begehren von Bürger:innen und Inwohner:innen¹⁰ wurden somit über Jahrhunderte durch Suppliken an den Stadtrat und an die Amtmänner des Bürgerspitals herangetragen. Die Reaktionen auf diese Bittschriften wurden sowohl in den Ratsprotokollen als auch in den Protokollen des Stadtspitals aufgeschrieben.

Im folgenden Aufriss werden Suppliken – nach einer Einordnung ihrer extrinsischen und intrinsischen Eigenschaften – zu ihrer Aussagekraft hinsichtlich der lokalen Bildungsgeschichte vor der Folie geschlechtsspezifischer (Aus-)Bildungsformen befragt, womit eine Möglichkeit der Auswertung gezeigt wird. Diese Untersuchung, inwiefern Bittschriften über die Bedeutung und konkrete Vermittlung von Bildung Auskunft geben, geschieht auf zwei Ebenen: Einerseits spricht bereits die Tatsache, dass eine Supplik überhaupt eingereicht wurde, für einen Zugang zu Schriftlichkeit, auch wenn die Bittstellenden selbst nicht schreiben konnten und auf Dritte angewiesen waren, die Schriftstücke verfassten und an die Obrigkeit weitergaben.

Auf einer zweiten Ebene wird ein Teilbestand der Brunecker Bittschriften thematisiert, in dem es konkret um Schul- und Berufsausbildung und dafür notwendige materielle Grundlagen geht. Derartige Suppliken dienen dem Zweck, durch obrigkeitliche Förderung Wege zum sozialen Aufstieg bzw. zur Festigung des sozialen Status leichter begehen zu können. Bittschriften, die Einblick in Bildungs- und Karrieremöglichkeiten von Bürgern und Inwohnern beiderlei Geschlechts geben, machen einen ansehnlichen Teil des Gesamtbestandes aus und beleuchten individuelle Haltungen gegenüber der Aus- und Weiterbildung, die ansonsten nur durch zufällig überlieferte Rechnungen über die Leistungen von Schullehrern und Handwerker:innen sowie Quitungen über deren Bezahlung dokumentiert sind, d.h. durch obrigkeitliches Schriftgut respektive Verwaltungsakten, die über persönliche Befindlichkeiten von Schüler:innen und Auszubildenden normalerweise keine Auskunft geben.

10 Als Inwohner:innen werden in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Quellen der Stadt Bruneck Bewohner:innen bezeichnet, die nicht das Bürgerrecht besaßen.

Durch eine genauere Analyse der Bittschriften erschließen sich zudem mehrere Perspektiven auf Geschlechterrollen, konkret auf die Handlungsmöglichkeiten von Frauen und Männern in der Interaktion mit der städtischen Verwaltung und Obrigkeit, aber ebenso auf die Entscheidung, wer Bittschriften einreicht, die bisweilen zwischen Männern und Frauen ausgehandelt wurde.

Schrift-Räume städtischer Kanzleien waren männlich dominiert, wer aber waren die Schreiberinnen (es gab sie), die auch für andere Frauen Bittschriften verfassten? Der Zugang von Frauen zu Schriftlichkeit thematisiert sich somit in zweierlei Form: zum einen durch den Schulbesuch, das Schreiben-Können und den Bildungsstand an sich, zum anderen durch das Herantreten an eine männlich dominierte Sphäre der Verwaltung aufgrund des Zwanges existenzieller Notwendigkeit oder aber aufgrund des Wunschs nach Förderung. Allein der Gestus des Einreichens einer Bittschrift setzt das Vorhandensein oder zumindest das Vorspiegeln von Unterwürfigkeit voraus, eine Rolle, in der gerade Frauen in der Frühen Neuzeit bevorzugt gesehen wurden.¹¹ Es ist wohl kein Zufall, dass der weitaus größte Teil der Brunecker Bittschriften von Frauen stammt. Dies mag daran liegen, dass Bittschriften weiblicher Ansuchender mehr Aussicht auf Erfolg hatten.¹² Andererseits ist aber davon auszugehen, dass Frauen – etwa beim Verlust des Ehepartners – eher von Armut bedroht waren als Männer. Witwen machen einen großen Teil der Frauen aus, die für sich selbst, für ihre Kinder oder andere Angehörige um Unterstützung ansuchten. Die Gründe für dieses Missverhältnis der Antragsteller:innen könnten aber erst nach einer eingehenderen Analyse des Bestandes genauer festgemacht werden.

Formale Aspekte

In formaler Hinsicht sind die im Brunecker Bestand überlieferten Bittschriften relativ homogen, was natürlich vor allem daran liegt, dass sie zum größten Teil aus einem eng abgesteckten Zeitraum, nämlich dem 18. Jahrhundert,

11 Vgl. T. Kirchner: *Bitte*, S. 177f.

12 Vgl. Baumann, Angelika: »Armut muß verächtlich bleiben ...«. *Verwaltete Armut und Lebenssituation verarmter Unterschichten um 1800 in Bayern*, in: Richard van Dülmen (Hg.), *Kultur der einfachen Leute. Bayerisches Volksleben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert*, München: C.H. Beck 1983, S. 151–179, hier S. 158f.

stammen. Allerdings handelt es sich bei der Supplik um eine sehr traditionale und sich über Jahrhunderte hinweg kaum verändernde Quellengattung. Einige ältere Stücke, die dem Bestand einverleibt wurden, weichen in ihrer Form nicht wesentlich von den Exemplaren aus dem 18. Jahrhundert ab; dasselbe lässt sich für spätere Suppliken beobachten, deren Form das gesamte lange 19. Jahrhundert über im Wesentlichen dem bewährten Standard entsprach. Es handelt sich in den meisten Fällen um Folio-Doppelblätter, die auf der ersten von vier Seiten den Text aufweisen, auf der vierten Seite hingegen die Adressierung an Stadtrat, Stadtspital oder aber den Fürstbischof in Brixen als Stadtherrn; hier finden sich zudem Präsentations- und Erledigungsvermerke, die im Gegensatz zum Text der Bittschrift selbst zuverlässige Datierungen bieten (Abb. 1).¹³

Der Begriff »Supplik« kommt als Titel dieser Schriften selten explizit vor, häufiger sind das Verb »supplizieren« (vom lateinischen *supplicare*) sowie die Selbstbezeichnung »Supplicant« oder »Supplicantin« (beispielsweise in der Unterschrift) anzutreffen. Als Synonym für Supplik findet sich manchmal die Bezeichnung »Memoriale« oder in einem Stück von 1779 wird der Begriff »Gravamina« (richtig: Gravamen) verwendet, ein Blatt von 1780 ist als »Bitt-Zettel« charakterisiert, ein Schreiben von 1791 weist die offenbar gleichbedeutenden Begriffe »Bittschrift« und »Supplic« aus.¹⁴

Die Texte selbst sind mehr oder weniger ausführlich, auch hier zeigt sich eine auffallende Homogenität. Offensichtlich war es nicht angebracht, die Empfänger durch zu lange Schilderungen zu ermüden; viele Suppliken enthalten eine Entschuldigung dafür, dass die »hohen Herren« durch die Ansuchen »molestiert«, also belästigt, würden. Dennoch galt es, alle relevanten Informationen (Schilderung der Vorgeschichte und der gegenwärtigen

13 Bittschriften waren normalerweise nicht datiert, um die Adressaten nicht unter Druck zu setzen. Vgl. Kubiska-Scharl, Irene: »Von kaiserlichen Gnadengaben und untertänigsten Bitten. Das Supplikationswesen am Wiener Hof in der Mitte des 18. Jahrhunderts«, in: Franz M. Eybl (Hg.), *Nebenschauplätze. Ränder und Übergänge in Geschichte und Kultur des Aufklärungsjahrhunderts* (Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 28), Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler 2014, S. 177–191, hier S. 187.

14 Zu den Begriffen vgl. N. Krajicek: *Suppliken*, S. 19; M.P. Schennach: *Supplikationen*, S. 572f.; Würgler, Andreas: »Bitten und Begehren: Suppliken und Gravamina in der deutschsprachigen Frühneuzeitforschung«, in: C. Nubola/A. Würgler: *Bittschriften*, S. 17–52, hier S. 19–28.

Situation, zielgerichtete Bitte um Entgegenkommen) in den Text einfließen zu lassen.

Einige Beispiele weisen eine äußerste Reduktion auf, was äußere Form und Inhalt betrifft. Exemplarisch sei eine Bittschrift der Luzia Stainerin¹⁵ zitiert: »1730 / Gelobt sey Jesus Khristus / Ann die boll etl gestrenge gestrenge boll beise gros ginstige gepietige herrn herrn herrn (etc. etc. etc.) / Die Luziea Stainerin piet umb ein Almuesen.«¹⁶ Diese Bittschrift zeichnet sich durch die Verwendung der dritten Person anstatt der ansonsten üblichen Ich-Form aus. Obwohl die Botschaft, die Bitte um Almosen, vermittelt wird, fehlen mehrere Textteile, die in der Regel in Suppliken enthalten sind: Auf eine *invocatio*, eine Anrufung Gottes, und die förmliche Anrede (*salutatio*) folgt normalerweise die Gunstbezeugung gegenüber dem Adressaten (*exordium*), eine Schilderung des Anliegens (*narratio*), die Formulierung der konkreten Bitte (*petitio*) samt Unterwürfigkeitserklärung, das Gebetsversprechen (*conclusio*) und die eigenhändige oder nicht eigenhändige Unterschrift samt Einordnung in den sozialen Kontext (Berufsbezeichnung, Nennung des Ehemannes) der Bittstellenden.¹⁷ Oft finden sich Stilmittel wie Doppelungen (z. B. »Anlangen und Bitten«, »Bitten und Supplicieren«, »Flehen und Erbitten« usw.). Die Titulaturen der Empfänger sind teilweise übertrieben, auch sie können Doppelungen wie »Hochwürden und Gnaden«, »Gestreg und Weisheit« aufweisen.

Zahlreiche Bittschriften im Brunecker Bestand sind nicht eigenhändig von den Bittstellenden verfasst. Schriftvergleiche legen nahe, dass man vor allem an die städtischen Schreiber und Sekretäre sowie die Gerichtsschreiber herangetreten ist, die im Verfassen von Texten geübt waren und die notwendigen Utensilien vorrätig hatten. Von den Suppliken aus der Zeit zwischen 1759 und 1761 stammen zahlreiche Stücke aus der Hand des damaligen Stadtschreibers Franz von Tschusy. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begegnet zunehmend der »Schulhalter« oder »Schullehrer«¹⁸ an der deutschen Schule

15 Familiennamen von Frauen wurden im deutschsprachigen Raum in der Frühen Neuzeit üblicherweise mit dem Suffix -in versehen. Eine modernisierte Form des Namens »Stainerin« wäre demnach »Stainer«; im vorliegenden Beitrag sind aber alle Namen buchstabengetreu aus den Quellen übernommen.

16 Stadtarchiv Bruneck (im Folgenden: StABk), Suppliken 1730, p. 25, erl. 1730 Dezember 22. Der mundartlich bedingte Wechsel der Zeichen b und w ist ein Charakteristikum bairischer Schriften in frühneuhochdeutscher Sprache.

17 Vgl. N. Krajicek: Suppliken, S. 35f.

18 Die Begriffe wurden synonym verwendet, da ein Lehrer ursprünglich nicht nur Vermittler von Wissen, sondern auch Betreiber einer Schule war. Im Wörterbuch der Gebrüder

als Schreiber. In einigen Fällen lässt sich feststellen, dass man schriftkundige Verwandte oder Freunde um das Verfassen von Bittschriften bat. Durch Ornamente wie angedeutete Initialen, Elongata-Schriften, aber auch durch den Schriftduktus und die Gestaltung des Schriftspiegels lassen sich viele Bittschriften aus dem Bestand zwar Schreiberhänden zuordnen, die dennoch anonym bleiben müssen. In einigen Fällen ist es aber möglich, Handschriften zu identifizieren, etwa wenn ein im Auftrag schreibender Schullehrer eines der Schriftstücke von seiner Hand mit »Anton Jakob Salcher[m.p.] Schullehrer allda«¹⁹ unterfertigte.

Die cursorische Durchsicht aller Bittschriften zeigt eine klare Tendenz zur Zunahme eigenhändigen Schreibens im Laufe des 18. Jahrhunderts. Darüber hinaus bestätigt sich der erwartbare Befund, dass eigenhändig schreibende Frauen in der Minderheit blieben. Überhaupt sind autografe Suppliken im untersuchten Bestand verhältnismäßig selten. Umso bemerkenswerter ist die Identifikation einer Schreiberin: Eine »Maurermeisterin« namens Gertraud Gasserin schrieb für andere Frauen Suppliken, was sie vermutlich gut konnte, da sie als Frau eines Maurermeisters oder vielleicht sogar als Handwerkerin diese Fertigkeit entweder für den eigenen Beruf oder die Verwaltung des Handwerks ihres Mannes benötigte.

Abgesehen von der Unterscheidung zwischen eigenhändigen und im Auftrag verfassten Bittschriften sind außerdem Stücke interessant, an denen mehrere Hände beteiligt waren. So ist zum Beispiel ein Dokument nachweisbar, bei dem die äußere Gestaltung nachgebessert wurde, d.h. es wurden nachträgliche Korrekturen und Ergänzungen eingefügt, um dem Schreiben ein »kanzleimäßiges« Aussehen zu geben, mit dem Ziel, ihm eher zum Erfolg zu verhelfen.²⁰

Grimm findet sich dementsprechend die Definition: »Schulhalter, m. der Schule hält, eine Schule hat [...]«. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/23, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB>

19 StABk, Suppliken 1790–1793, p. 6–7, dat. 1790 Februar 26, erl. am selben Tag. »m.p.« steht für »manu propria«, eigenhändig.

20 Vgl. StABk, Suppliken 1753, p. 168–169, erl. 1753 Dezember 22.

Der Gestus der Übergabe

Für die Frage nach der Materialität der Bittschrift ist der Akt des Einreichens von besonderem Interesse. Es war offenbar wichtig, dass eine Bittschrift als Dokument eingebracht wurde, damit ein Verwaltungsprozess in Gang kommen konnte. Selbst wenn sich Bittsteller:innen zum Stadtrat begaben und ihre Anliegen mündlich vorbrachten, wurden sie erst durch die Verschriftlichung zu »Fällen«, die einer »Erledigung« bedurften. Besonders für eine kleine Stadt wie Bruneck²¹ ist dieser Aspekt bemerkenswert, da man sich wohl kannte, d.h. die entscheidende Obrigkeit konnte eine Bittschrift mit einem Gesicht und vielleicht auch mit einer Lebensgeschichte in Beziehung setzen. Die Annahme, dass die Unmöglichkeit persönlichen Kontakts (etwa zum König oder Kaiser) erst zur Schriftlichkeit der Bittschrift oder Supplik gezwungen habe,²² trifft somit auf die Stadt Bruneck in der Frühen Neuzeit nicht zu; die Schriftform der Bittschrift war in jedem Fall notwendig. Nur sehr wenige Ausnahmen bestätigen diese Regel: Es gibt Hinweise auf ausschließlich mündliches Vortragen von Bitten, wie in einem Beispiel von 1729, in dem als Erledigung festgehalten wurde: »Weilen Maria Wiererin mindtlich umb ain h. Allmues(e)n gebeth(en) [...]«. ²³

Eventuell ist davon auszugehen, dass im Fall der Stadt Bruneck die Bittschrift ein Vorsprechen der Person nicht ersetzte und an die Stelle von mündlicher Rede trat,²⁴ sondern dass beides, das Einreichen der Supplik und das Ritual »fußfälligen« Vorsprechens nebeneinander Usus waren. Darauf deutet etwa auch hin, dass hiesige Bittschriften – wie gezeigt – durchaus kurz und in Form und Inhalt mangelhaft sein konnten und trotzdem Gehör fanden, da die Empfänger die einbringende Person entweder zu genaueren Umständen des Anliegens befragen konnten, sie persönlich kannten oder aber über sie informiert waren. Für Letzteres spricht zudem die Verwendung von Vulgonamen in den städtischen Protokollen, wo Erledigungen von Bittschriften bei-

21 Die Zahl der Einwohner:innen von Bruneck lag im 18. Jahrhundert zwischen 1000 und 2000 Personen. Für 1812 sind 1337 Einwohner belegt: Vgl. Heiss, Hans: »Die fortschrittliche Kleinstadt: Bruneck 1800–1914«, in: Stefan Lechner (Hg.), *Der lange Weg in die Moderne. Geschichte der Stadt Bruneck 1800–2006*, Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2006, S. 16–79, hier S. 30.

22 Vgl. N. Krajicek: *Suppliken*, S. 11.

23 StABk, *Suppliken 1728/29*, p. 19–20, Erledigung dat. 1729 September 23 durch den Ratsschreiber.

24 Vgl. T. Kirchner: *Bitte*, S. 179.

spielsweise die »Götschin«, die »Haußmanin«, die »junge Mahlerin« oder die alte Gerichtsdienerin als Einbringerinnen ausweisen. Als Barbara Primusßin um finanzielle Unterstützung bat, schrieb sie, dass ihr Mann ein »verschwen- derisches Leben« führe, was »laider allbekhandt« sei.²⁵ Als die Veith Stauda- cherischen Eheleute 1759 um eine Unterstützung für ihren Sohn ansuchten, verwiesen sie darauf, dass es den »g(ne)dig und gro(ß)g(onstiglich) gebietten- den H(ernn) (etc.) ehe deme satsamb bekhandt sein« dürfte, dass der Sohn das Schuhmacherhandwerk erlerne.²⁶ In einem anderen Fall ist nur der – beileibe nicht seltene – Vorname der Bittstellerin angeführt: »Catharina bittet umb eine Beyhilf das sye leichter den Totfahl ihres Mans bezahlen mag.«²⁷ Diese Fälle bestätigen, dass die Empfänger die Einbringer:innen der Bittschriften kann- ten und zumindest teilweise über ihre sozioökonomische Situation informiert waren. Auf die Spitze getrieben wurde dieses Wissen um Bekanntsein durch das Weglassen der wichtigsten Information: Für die bereits vorgestellte Luzia Stainerin wurden im Lauf der Jahre dermaßen viele Bittschriften eingereicht, dass sich sogar welche finden, in denen ihr Name fehlt.²⁸

Hinweise, die indirekt über den Wahrheitsgehalt beschriebener Situatio- nen und über die tatsächliche Bedürftigkeit der Ansuchenden Auskunft geben, sind die Erledigungen durch die Empfänger, d.h. die Anweisungen, ob einer Bittschrift eine Unterstützung folgte, ob die Bitte abgelehnt wurde (was selten vorkam) oder ob sie ein zweites oder gar drittes Mal eingereicht werden muss- te. Auch die Bittstellenden selbst gaben mitunter Auskunft über den Misserfolg eines Ansuchens: 1780 etwa klagte ein Supplikant, dass er drei Jahre vorher ei- nen »Bittzettel« eingegeben, aber nichts erhalten habe: »So bitte ich unterm- denig Sie wohlen mier diß Mahl zuhilff komen«.²⁹

Öfter findet sich der Hinweis, die Notwendigkeit einer Unterstützung sei noch detaillierter zu belegen und/oder zu bezeugen. Katharina Mayrin musste beispielsweise 1776 glaubhaft machen, in Bruneck geboren zu sein, um Anrecht auf eine Unterstützung zu haben.³⁰ Brunecker:in zu sein war die wichtigste Voraussetzung, um bei der Obrigkeit Gehör zu finden. Johannes Anpach, »sein

25 Vgl. StABk, Suppliken 1725/26, p. 129–131, erl. 1726 September 20.

26 Vgl. StABk, Suppliken 1757/58, p. 115–116, erl. 1759 September 20.

27 StABk, Ratsprotokolle 1756–1772, p. 74 (115), Sitzung des Stadtrates am 8. Juni 1759.

28 So z. B. StABk, Suppliken 1727, p. 161–162, erl. 1727 September 19 sowie ebd. p. 180–181, erl. 1727 Juni 6.

29 StABk, Suppliken 1780/81, p. 6–7, erl. 1780 Oktober 2.

30 Vgl. StABk, Suppliken 1776/77, p. 80–81, erl. 1776 Oktober 1.

alter Inboner«, formulierte bzw. ließ in einer Bittschrift formulieren: »Ich pin soboll ein Praunögger Khint, mein Vater ist Plärer Schmit alhie gebeßen«. ³¹

Zudem war das Aufrufen von Zeug:innen gängige Praxis: Maria Obermayrin gab an, seit Dreikönig am Fuß bzw. Bein zu leiden; »und ban man mier nit glauben bill so lasßen Sie den Pader schö[r]gen [berichten, Anm.] [...] und den Herrn Dockhter das Einnemben schultig pin und gar nicht zu Pezahllen hab«. ³²

Eine Genehmigung konnte unter Vorbehalt erfolgen. Dem »Grämppler« (Kleinhändler) Sebastian Planner etwa wurde 1776 Unterstützung nur »gögen vorleifigen Erlaag der Steuer und bösserer Auffiehrung der Eltern« ³³ zugesagt.

Was den Zeitpunkt des Einbringens einer Bittschrift anbelangt, gab es bekannte und anerkannte Richtlinien, die als soziales Wissen zirkulierten. ³⁴ Eine Supplik von 1758 gibt Einblick in die lokale Praxis:

»Zumahlen guethen Herkhommens, das von der loblichen Gemain Statt Brunegg mitlen denen daselbstig(en) des Allmosens würdigen Burgern und anderen Persohnen quatemberlich [vierteljährlich, Anm.] ein h. Allmosen auszufolgen gnedig(lich) und gro(s)go(nstig) verwilliget, und sodann das Benante denen Bedürfftigen gegeben wirdet [...].« ³⁵

Auffallend, aber nicht überraschend ist demnach eine Häufung von Bittschriften zu gewissen Terminen, etwa vor Weihnachten, als Bittsteller:innen die nahe stehende Festzeit strategisch zu nutzen wussten. So wies die Drechslerwitwe Catharina Schöpferin darauf hin, »das die Feir Dag herr pey khomb und mier gar nichts zu Eßen haben und so gar nichts zu verdienen ist«. ³⁶ Luzia Oberhueberin brachte ihr Ansuchen noch zeitnaher ein als »Anlangen und Piden als ein arme Dischler Dochter das ich gar khein Holz auch khein Mahrung [sic] auf die Feir Dag [habe]«. ³⁷

Dass auch vor dem Brunecker Rathaus ein »ständiges Kommen und Gehen« herrschte, wie es Gerd Schwerhoff für Köln im 18. Jahrhundert feststellt,

31 StABk, Suppliken 1759, p. 120–121, erl. 1759 März 13.

32 StABk, Suppliken 1754, p. 130–131, erl. 1754 März 8.

33 StABk, Suppliken 1776/77, p. 82–83, erl. 1776 Oktober 1.

34 Vgl. H. Bräuer: Bittschriften, S. 296.

35 StABk, Suppliken 1757/58, p. 36–38, erl. 1758 September 22.

36 StABk, Suppliken 1757, p. 23–24, erl. 1757 Dezember 16.

37 StABk, Suppliken 1752, p. 13–14, erl. 1752 Dezember 22.

wo mindestens 800 Suppliken im Jahr eingereicht wurden,³⁸ darf bezweifelt werden. Allerdings kann Bruneck bei der Zahl der protokollierten Bitten pro Ratssitzung mithalten, was wohl an der geringeren Zahl an Treffen des Stadtrates liegt: Wurden in Köln bei jeder Sitzung ungefähr fünf Bittschriften diskutiert, so scheinen im Brunecker Ratsprotokoll vom 30. Mai 1760 elf behandelte und erledigte Ansuchen in verschiedenen Anliegen sowie eine Liste mit 17 weiteren Personen als Empfänger:innen von Almosen auf.³⁹

An den Brunecker Bittschriften lässt sich feststellen, dass Bittstellende oft mehrere Anlaufstellen nutzten, um Erfolg zu haben. Die Suppliken wurden zuerst beim Stadtrat und danach beim Stadtspital eingereicht. Einmal im Jahr, am 25. April, gab es eine gemeinsame Sitzung des Stadtrates mit dem Amtmann des Spitals, bei der entschieden wurde, wem Almosen zugewiesen würden. Der Stadtrat hingegen traf sich – wie erwähnt – öfter, wobei aber nicht bei jeder Sitzung Bittschriften behandelt wurden.

Bisweilen finden sich Zeugnisse von »Umlaufbeschlüssen«, wie in einem Fall von 1780, als Joseph Planer und sein Sohn Anton um Unterstützung für eine Reise des Sohnes zur Kaufmannslehre ansuchten. Der Stadthauptmann gab sein schriftliches Placet, wies aber darauf hin, dass das Einverständnis des Stadtrates nötig sei. In der Folge wurden die Unterschriften der einzelnen Ratsmitglieder eingeholt, die jeweils eigenhändig auf dem Papier der Bittschrift ihren Namen notierten.⁴⁰

Neben den Suppliken nur einer Bittstellerin oder eines Bittstellers gibt es einige Stücke, die von mehreren Personen unterzeichnet sind. Derartige Dokumente wurden etwa im Namen mehrerer Frauen ausgestellt oder für Personen, die mehrmals im Jahr um Almosen ansuchten. Bei diesen Bittschriften ist anzunehmen, dass sie bisweilen auf eigene Faust des/der Schreibenden verfasst und in Abwesenheit der Bittstellenden eingebracht wurden, da es sich um eine regelmäßig wiederkehrende Routine handelte. Einige Stücke weisen eindeutig darauf hin, dass Bittstellende im Moment der Ausfertigung nicht anwesend waren; so wurden beispielsweise die regelmäßig in Erscheinung tretenden Kinder des Joseph Tinkhauser mit »N. et N. die Joseph Dinckhauseri-

38 Vgl. Schwerhoff, Gerd: »Öffentliche Räume und politische Kultur in der frühneuzeitlichen Stadt: Eine Skizze am Beispiel der Reichsstadt Köln«, in: Rudolf Schlögl (Hg.), Interaktion und Herrschaft: Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt, Konstanz: UVK Verlag 2004, S. 113–136, hier S. 121.

39 Vgl. StABk, Ratsprotokolle 1756–1772, p. 91–101.

40 Vgl. StABk, Suppliken 1780/81, p. 8–10, erl. 1780 Mai 29.

sche Wayslen alhie«⁴¹ benannt. Offenbar war auch der Gerhab (Vormund) dieser Waisen nicht zugegen, da er sonst deren Vornamen hätte nennen können.

Schließlich sei noch auf Einzelfälle verwiesen, in denen man offenbar an den falschen Empfänger herangetreten war: Als im Jahr 1758 »die gesamte burger(lich)e Handels- und Gwerbsleith alhier« ansuchten, dass das Hausierwesen laut Stadtordnung verboten würde, wurden die »Supplicanten« angewiesen, bei der Obrigkeit, also beim Hofrat in Brixen, »Instanz zu machen«.⁴²

Bitschriften als Quellen zur Geschichte von Bildung und Ausbildung

Die Suppliken im Brunecker Bestand bewegen sich inhaltlich in unterschiedlichen Themenbereichen, die von der Bitte um eine Stelle, um ein Studienstipendium, um Aufnahme ins Spital, um Geld für Kleidung, Feuerholz, den Aufenthalt in einem Bad oder die Finanzierung einer Reise, um die Reduzierung oder den gänzlichen Erlass einer Zahlung bis zum Ansuchen um Almosen reichen. Grundlage für die folgende Auswertung bieten die 1500 Bitschriften aus der Zeit zwischen 1701 und 1800 aus dem Bestand im Stadtarchiv. Ein überwiegender Teil dieser Suppliken bezieht sich auf unmittelbare Armut, die in den meisten Fällen aus Arbeitslosigkeit oder -unfähigkeit resultierte, welche wiederum einer Krankheit, einem Unfall oder schlicht dem Alter geschuldet war.

Auch das Bedürfnis nach materieller Unterstützung für Ausbildung und Schulbesuch gab in nicht wenigen Fällen Anlass zum Verfassen von Bitschriften. Für angehende Studenten wurde um Stipendien und die Erstattung von Reisespesen angesucht, etwa von Ignatius Renner, einem Brunecker Säcklermeister, der 1775 für seinen in Innsbruck studierenden Sohn um eine Beihilfe zu Kost, Kleidung, Quartier und Wäsche bat. Der Sohn habe »ein guetes Talentum und eine große Freid« zum Studieren, weshalb sich die Investition sicher lohnen werde.⁴³ Diese Fälle – in den untersuchten Bitschriften betreffen 25 Stücke Studenten, die um Beihilfen für Kleidung, Reisen, Bücher und *tituli mensae* ansuchten – werden im Folgenden nicht näher untersucht, da sie eher in die Zuständigkeit des Fürstbischofs als in jene der Stadt fielen, ging es doch in erster Linie um die Ausbildung des Nachwuchses für geistliche Berufe.

41 StABk, Suppliken 1759, p. 165–166, erl. 1759 April 25.

42 Vgl. StABk, Ratsprotokolle 1756–1772, p. 66 (1758 Dezember 22).

43 Vgl. StABk, Suppliken 1771–1775, p. 52–53, erl. 1775 Juli 21.

Häufiger waren Bitten um die Bezahlung des Schulhalters bzw. Schullehrers, der für den Unterricht der Kinder in der »deutschen Schule« Gebühren von den Eltern einhob. In den untersuchten Suppliken beziehen sich 44 Stücke auf den Schulbesuch von Jungen, 13 auf den Schulbesuch von Mädchen sowie 13 auf den Schulbesuch von Kindern, deren Geschlecht nicht erwähnt ist. 1758 beispielsweise bestätigte der Schulhalter Anton Jakob Salcher, das Schulgeld für den Sohn des Peter Wilhelm Puechbinter erhalten zu haben. Der Vater hatte um Unterstützung angesucht, da es, wie es in der Bittschrift heißt, die Schuldigkeit der Eltern sei, »ihren Khindern die Gottes Forcht all möglichen einzuflessen, auch in die Schuell zu schickhen das Lesen und Schreiben erlernen zu lassen«. ⁴⁴ Die Schulbildung wurde somit als elterliche Pflicht gesehen. Waren zudem die Kinder selbst vom Schulbesuch begeistert, war dies umso besser für eine beginnende Bildungskarriere. Hannß Schiner zum Beispiel bat 1729 um Unterstützung. Seine zwei Töchter hatten das schulfähige Alter erreicht; es wäre an der Zeit, sie in die Schule zu schicken, wo sie etwas erlernen könnten, da »sye auch eine Freyd darzue hetten«. ⁴⁵ Der Bäcker Michael Hörtmayr brachte 1755 eine Bittschrift ein, um seine Kinder weiter in die Schule gehen lassen zu können. Dem Schulhalter möchte das Schulgeld für ein weiteres Jahr bezahlt werden, »weil mein Söhndl Jacob daß Lösen und Schreiben erst ietzt fassen thete und darzue ein Freudt hatte«. ⁴⁶ Aus diesen Schreiben geht hervor, dass es vor der Einführung der allgemeinen Schulpflicht noch keine festgelegte Dauer der Schulzeit gab. Vielmehr hing die Verlängerung des Schulbesuchs (abgesehen von den finanziellen Mitteln der Eltern) vom individuellen Fortschritt der Schüler:innen und der Begeisterung von Eltern und Kindern für das Lernen ab.

Offenbar spielte darüber hinaus die Sicht auf die Schule als Erziehungsinstanz eine Rolle. Bereits in den ersten weltlichen Tiroler Schulordnungen von 1586 und 1747 klingt an, dass Mädchen und Jungen in der Schule in den Kulturtechniken unterwiesen und damit zu frommen und »geschickte[n] Burger/ und Inwohner« herangezogen werden sollten. Außerdem sollten speziell ärmere Kinder durch den Erlass des Schulgeldes vom »Müßiggang« abgehalten werden. ⁴⁷ Maria Koflerin aus Bruneck gab 1782 offenherzig an, dass sie ih-

44 StABk, Suppliken 1758, p. 12–13, erl. 1758 März 3.

45 StABk, Suppliken 1728/29, p. 250–251, erl. 1729 Dezember 16.

46 StABk, Suppliken 1755–1757, p. 11–13, erl. 1755 September 26.

47 Vgl. Augschöll, Annemarie: Schüler und Schulmeister im Spiegel der österreichischen und tirolischen Verordnungen, Innsbruck u.a.: StudienVerlag 2000, S. 77f.

re Kinder alle »gleichwohl etwas erlernen und nicht feyren zu lasßen«⁴⁸ gesinnt sei. Die Schule vermittelte nicht nur Kenntnisse wie Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch christliche Tugenden, worauf die bereits erwähnte Barbara Primusßin 1726 hinwies. Nachdem ihr Mann sich ihrer Meinung nach zu wenig um die Kinder (beispielsweise um ihre Kleidung) kümmerte, nahm sie deren Schulbesuch selbst in die Hand: »Damit aber sie [sic] Khinder khunfftiger Zeith ihr Stikhlein Brodt desto leichter gewinen khinen und mithin in christlicher Lehr und gueten Tugenten unterwisen wurden«, ließ sie den Nachwuchs in die deutsche Schule gehen und bat den Stadtrat um die Bezahlung des Schulgeldes.⁴⁹

Aus den Bittschriften, die den Schulbesuch betreffen, erfahren wir somit einiges über die Geschichte der Bildung in einer Zeit, die in dieser Hinsicht spärlich ausgeleuchtet ist. Es zeigen sich die Freiwilligkeit des Schulbesuchs und die Hoffnung der Eltern, ihren Kindern durch Bildung eine Verbesserung ihrer Lebenssituationen bzw. den Erhalt eines Lebensstandards garantieren zu können. Darüber hinaus erhält auch die Kenntnis über die Geschichte der Institution Schule neue Facetten.

In Bruneck gab es seit dem Spätmittelalter zwei Schulen, eine Lateinschule und eine sogenannte deutsche Schule, die für die Bildung der Stadtbevölkerung, d.h. von Bürgertum und Inwohnerschaft sorgten. Die Lateinschule stand unter der Kontrolle der Kirche, die Stadt stellte das Schulgebäude zur Verfügung.⁵⁰ Dem Schulmeister war ein Gehilfe, der »Jungmeister«, beigegeben. Beide arbeiteten im Auftrag der Pfarrei und hatten neben dem Schuldienst zusätzlich kirchliche Aufgaben, etwa den Chorgesang, zu erfüllen.⁵¹ Das Unterrichtsangebot aller Lateinschulen basierte auf den *septem artes* und lehnte sich an jenes in den Kloster-, Stifts- und Domschulen an. Um ihr Auskommen zu finden, verbanden die Schulmeister ihre Tätigkeit in den meisten Tiroler Lateinschulen mit der Mesner-, Chorregenten- und Organistenstelle.⁵²

In der deutschen Stadtschule hingegen wurden Schüler:innen im Lesen, Schreiben und – gegen zusätzliche Bezahlung – Rechnen unterrichtet. Die

48 StABk, Suppliken 1782/83, p. 63–65, erl. 1782 Oktober 1.

49 Vgl. StABk, Suppliken 1725/26, p. 129–131, erl. 1726 September 20.

50 Vgl. Tasser, Rudolf: »Die Schulstadt«, in: Stefan Lechner (Hg.), *Der lange Weg in die Moderne. Geschichte der Stadt Bruneck 1800–2006*, Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2006, S. 365–393, hier S. 365f.

51 Vgl. StABk, Ratsprotokolle 1530–1535, Protokoll über Rat am »Mitich Uns(er) Frauen Liechtmess Abent 1531«, p. 14.

52 Vgl. A. Augschöll: *Schüler*, S. 41f., S. 63.

sogenannten deutschen Schreib- und Leseschulen entsprachen vor allem den in der Frühen Neuzeit gesteigerten Bildungsbedürfnissen des städtischen Handwerks und Handels. Die »deutschen Schulhalter«, die nicht von der Kirche, sondern von den Eltern der Schüler:innen bezahlt wurden, bekleideten in Bruneck abwechselnd mit den Kollegen der Lateinschule die Organisten- und Chorregentenstelle in der Liebfrauenkirche.⁵³

Auflistungen über die Zahlung von Schulgeld lassen vermuten, dass in den »deutschen« ähnlich wie in den Lateinschulen eine Art Kursprogramm angeboten wurde: Eltern konnten demnach ihre Kinder beliebig zu einem oder mehreren Bildungsangeboten (Schreiben, Lesen, Rechnen, Religion) schicken.⁵⁴ Diese Feststellung deckt sich mit dem Befund in den Brunecker Bittschriften: Als beispielsweise Veit Staudacher ansuchte, dass für den Sohn Joseph weiterhin das Schuldgeld bezahlt würde, wurde der Supplik eine Quittung des Organisten und Schulhalters beigelegt, wonach »fir Joseph Staudacher [...] vor Teutsch lösen und schreiben lehren von quat(em)b(er) Crucis 1757 bis quat(em)b(er) Crucis 1758 inclusive 1 fl 52 xr«⁵⁵ bezahlt wurden. Rosina Frelichin, verwitwete Hörtmairin, hingegen legte in ihrer Bittschrift den Schwerpunkt auf nur ein Schulfach: »Habe mein grosseren Pueben mehrmahlen in die Schuell damit er in den angefangenen Raitten [Rechnen, Anm.] bösser fortkhomme, und in solchen bösser sich ieben khenne, gehengelassen«. ⁵⁶

Dass Schüler:innen zusätzlich zum Lesen und Schreiben im Rechnen unterrichtet werden sollten, wurde in den Bittschriften häufiger gesondert angeführt. Der erwähnte Sebastian Planner etwa bedankte sich 1776 für die Unterstützung und wies darauf hin, dass er seinen Sohn in der deutschen Schule »auch das Rechnen« erlernen lassen möchte.⁵⁷ Der Schlossermeister Joseph Millsteig suchte als Gerhab ebenfalls an, dass ein ihm anvertrauter Knabe »in allen besser geübet werden, auch das Rechen erlernen könnte«. ⁵⁸

Die Einführung der »Allgemeinen Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen k.k. Erblanden« vom 6. Dezember 1774 brachte in den Städten der Habsburgermonarchie die Einrichtung von

53 Vgl. R. Tasser: Schulstadt, S. 367.

54 Vgl. A. Augschöll: Schüler, S. 72.

55 StABk, Suppliken 1758, p. 20–22, erl. 1758 September 22; Quittung ebd. p. 23, o.D.

56 StABk, Suppliken 1758, p. 48–49, erl. 1758 Mai 19.

57 Vgl. StABk, Suppliken 1776/77, p. 82–83, erl. 1776 Oktober 1.

58 StABk, Suppliken 1776/77, p. 84–85, erl. 1776 Dezember 20.

Hauptschulen mit sich, in denen Mädchen und Jungen im Alter von sechs bis zwölf Jahren Unterricht erhalten sollten. In Bruneck änderte sich durch diese staatlicherseits verordnete Reform nicht viel, da die Stadt auch in weltlichen Dingen dem Bischof von Brixen unterstand. 1786 bestellte Bischof Joseph I. von Spaur einen Lehrer für die erste Klasse (von zwei Klassen) der Normalschule, der im Stadtpital »auf dem Herrentisch« verköstigt wurde und 20 Gulden jährlichen Lohn aus der Schulkasse erhielt; um eine Wohnung musste er sich selbst kümmern.⁵⁹ Mehrere Bittschriften von Schulhaltern informieren über deren Lebensumstände sowohl in der Zeit vor als auch nach der »Allgemeinen Schulordnung«. Martin Hausmann etwa gab 1723 an, sich stets »unclagbahr« verhalten zu haben; beim großen Stadtbrand im selben Jahr aber sei sein weniger Besitz samt aller Kleidung verbrannt, zudem müsse er an einem anderen Ort unterkommen und Herbergzins entrichten, da das Schulhaus, in dem er mietfrei gewohnt hatte, stark beschädigt worden sei.⁶⁰ In einem anderen Schreiben beklagte er sich, dass die »Gelögenheit Schuell zu halten« zu »clain und eng [sei], das ich khaum etweliche Khinder sözen khann«,⁶¹ was darauf hindeutet, dass er die Schüler:innen in seiner neuen Wohnung unterrichtete. 1804 suchte der Schulgehilfe Alois Bachlechner an, sein Gehalt, das er bis dahin in Naturalien bezogen hatte, in Geld zu bekommen – dies ein weiterer Hinweis auf die konkreten Lebensumstände von Schulhaltern, die sich offenbar ungeachtet des Übergangs des Schulwesens von der kirchlichen an die staatliche Autorität nach der Säkularisation kaum änderten.⁶² Obwohl ab 1774 eine fundierte Lehrerausbildung propagiert wurde und ein Mindesteinkommen festgelegt war, blieb der Beruf noch lange Zeit prekär, was sowohl die Ausbildung als auch die soziale und ökonomische Lage betraf.⁶³

Die Förderung von Mädchen und jungen Frauen

Die Auswertung der Brunecker Bittschriften bestätigt, dass Mädchen das ganze 18. Jahrhundert über Willen zur Bildung zeigten bzw. von den Eltern in die

59 Vgl. R. Tasser: Schulstadt, S. 369.

60 Vgl. StABk, Suppliken 1723/24, p. 22–23, erl. 1723 Dezember 17.

61 StABk, Suppliken 1723/24, p. 44–46, erl. 1724 Dezember 22.

62 Vgl. R. Tasser: Schulstadt, S. 370.

63 Vgl. A. Augschöll: Schüler, S. 15, S. 250–279.

deutsche Schule geschickt wurden. Ein Beispiel: Der Maurer Georg Rauchenpacher bedankte sich im Jahr 1755 dafür, dass seine Tochter zum deutschen Schulhalter in die Schule gehen könne.⁶⁴ Allerdings sei ihr Fortkommen in Lesen und Schreiben etwas langsam, weshalb er um die Bezahlung des Schulgeldes für ein weiteres Jahr ansuchte. Die fällige Gebühr sollte aber vermindert sein, da die Tochter »bißweillen nicht frequentieret«,⁶⁵ also offenbar nicht regelmäßig zur Schule ging. Aus einer anderen Supplik des Maurers geht hervor, dass er zwei seiner Kinder, ein Mädchen und einen Jungen, zur Schule gehen ließ, obwohl dies ein finanzieller Kraftakt für ihn war; der Stadtrat aber unterstützte seine Bildungsabsichten.⁶⁶ 1759 konnte Rauchenpacher vermelden, dass sein Sohn »aniezt sovill erlehret, was zu sein Notturfft er betürfftig sein möchte«, bat aber um weitere Unterstützung, »weillen das Mädll noch nicht alldings das Lösen und Schreiben erlehrent«.⁶⁷ Dieses Ansuchen wurde ebenfalls bewilligt.

Obwohl sich also deutlich zeigt, dass die deutschen Schreib- und Leseschulen bereits vor der »Allgemeinen Schulordnung« auch Mädchen offenstanden, nutzten weniger Mädchen als Jungen die Gelegenheit zum Schulbesuch; für die Schülerinnen kann zudem ein wesentlich kürzerer Schulbesuch nachvollzogen werden.⁶⁸ Gerade Kaufleute und Handwerker aber sahen seit dem ausgehenden Mittelalter die Notwendigkeit, dass die Ehefrauen in den Betrieben mithalfen, den Umgang mit Geld beherrschten und die Firmen bei einer Abwesenheit der Männer eigenverantwortlich führen konnten.⁶⁹

In der Ausbildung von Mädchen und jungen Frauen galt textilen Fertigkeiten besonderes Augenmerk. Kenntnisse im Schneidern und Nähen wurden von Verwandten, Nachbarinnen oder Schneiderinnen und Näherinnen vermittelt.⁷⁰ In 38 Brunecker Bittschriften aus dem 18. Jahrhundert ist davon

64 Vgl. StABk, Suppliken 1755–1757, p. 27–29, erl. 1755 September 26.

65 Ebd.

66 Vgl. StABk, Suppliken 1758, p. 54–55, erl. 1758 Dezember 22.

67 Vgl. StABk, Suppliken 1757/58, p. 72–74, erl. 1759 September 20.

68 Vgl. A. Augschöll: Schüler, S. 146f.

69 Vgl. Grabmayer, Johannes: »Lebenswelten von bürgerlichen Frauen in der spätmittelalterlichen Stadt«, in: Günther Hödl/Fritz Mayrhofer/Ferdinand Opll (Hg.), Frauen in der Stadt (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 18), Linz: Österreichischer Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung 2003, S. 13–135, hier S. 21; Wunder, Heide, »Er ist die Sonn, sie ist der Mond«. Frauen in der Frühen Neuzeit, München: C.H. Beck 1992, S. 124.

70 Vgl. J. Grabmayer: Lebenswelten, S. 22.

die Rede, dass Mädchen im Nähen oder Stricken unterwiesen werden sollten, wobei immer wieder genannte Näherinnen (»Naterinnen«) diese Ausbildung übernahmen, die gegen Bezahlung ihre Kenntnisse weitergaben. Auch in diesen Fällen zeigten sich die Stadtväter kooperativ. Maria, verwitwete Stiegenmillerin in Bruneck, suchte 1777 um Unterstützung an, da ihr Sohn Michael Mayr noch zu wenig im Lesen und Schreiben unterrichtet sei, die 14-jährige Tochter Maria aber das Nähen erlernen wolle.⁷¹ Der Sohn wurde folglich zum »geist(lichen) H(ernn) Unger«, die Tochter zur »tugentsammen« Ursula Valtinerin geschickt. Dem Buben wurde für ein halbes Jahr, dem Mädchen für ein Vierteljahr das Schul- bzw. Lehrgeld bezahlt.⁷²

Der Maurerknecht Martin Kreuzer suchte ebenfalls um Unterstützung für die Tochter an, die bei der »Tischler Cathl« das Nähen erlernte. Der Stadtrat genehmigte die Bezahlung des Lehrgeldes, worauf die Näherin eine Quittung für die erhaltene Zahlung ausstellte und diese mit »Catharina Aichnerin gebohrne Verlahnerin Natterin alda«⁷³ unterschrieb.

Die erwähnte Luzia Oberhueberin, eine »mit der Handt Gottes getroffene und dardurch genzlich erarbnnet [verarmt, Anm.] wordene Supplicantin«, ⁷⁴ bat 1754 um Unterstützung, damit ihr Tag und Nacht dienendes »Bäßl« Anna Oberhueberin »die Strickherei« erlernen könne. Die Bitte wurde erhört: »Daß Mädll soll das Strickchen bei der Jungen Mahlerin lehrnen, es wirdt schon bezahlt werden.«⁷⁵

Für Eltern, die ihre Töchter das Nähen oder Stricken lernen ließen, galten diese Fähigkeiten weniger als Ersatz denn vielmehr als Ergänzung zum Schulbesuch. Maria Schinerin etwa schilderte als »arme Weibs Persohn«, dass ihre Tochter »mit Lesen und Schreiben, auch Strikhen wohl befasst« sei und jetzt die »Naterei« erlernen sollte.⁷⁶ Die »Winkhlerische« Witwe Maria suchte um

71 Vgl. StABk, Suppliken 1776/77, p. 104–105, erl. 1777 September 19.

72 Vgl. ebd.

73 StABk, Suppliken 1758, p. 6–7, erl. 1758 Dezember 22. Quittung ebd. p. 3, dat. 1758 Dezember 29.

74 In einer Supplik findet sich der Hinweis, dass sie »in meinen kindlichen Tagen durch den Schlagfluss also zuegerichtet, daß ich keineswegs in Stand, daß noth türffttige Stickhl Brodt mit der Handt Arbeith zu gewinnen«. StABk, Suppliken 1744, p. 88–89, erl. 1744 Dezember 18.

75 StABk, Suppliken 1754, p. 83–85, erl. 1754 März 8.

76 Vgl. StABk, Suppliken 1752, p. 21–24, erl. 1752 Dezember 22.

Unterstützung an, da ihre Tochter Maria alt genug sei, um »nach vollbrachten Schuell-Gehen auch ein wenig die Naterey ihr zu erlernen«. ⁷⁷

Die hauswirtschaftlichen Fähigkeiten dienten nicht nur der späteren Erfüllung ehelicher Pflichten, sondern boten darüber hinaus die Möglichkeit beruflicher Weiterentwicklung: Katharina Mayrin suchte um Unterstützung für das Nähenlernen an, »um damit ich desto leichter in einen Denst [sic] unterkommen und mir das Stückl Brod verdienen könne«. ⁷⁸ Sie wies darauf hin, dass ihre Eltern Wirtsleute in Bruneck gewesen waren, bereits verstorben waren und ihr kein Erbe hinterlassen hatten, und wusste wohl, dass ihre Supplik mit dieser Begründung eher Gehör finden würde.

Unterstützungsgelder entnahm der Stadtrat in diesen Fällen häufig einer Stiftung, die ein für die Zwecke der Armenhilfe willkommener Entnahmetopf gewesen zu sein scheint. Sie ging auf ein Legat der Ursula Wenzl, geborene Kemter, aus dem Jahr 1636 zurück. Die Wohltäterin hatte dem Stadtrat eine auf 2000 Gulden lautende Obligation übergeben, die unter anderem »jährlich den armen Handwerksleuten, und armen Kindern zur Erlernung eines Handwerks« ⁷⁹ zur Verfügung stehen sollte. In Bruneck wusste man offenbar um die Möglichkeit, um Beihilfen anzusuchen. Der Maler Jörg Steeger etwa schrieb 1729 in einer Bittschrift bzw. ließ schreiben: »All die weillen man hat zu öffteren auf den Statt Raths Behausung gemelt ist worden es sey ein gwis es Gelt verhanden die Khinder etwas zu lehrnen lasen.« ⁸⁰ Er äußerte seinen Wunsch, eine Tochter »zway Quatember zu der Naterin gehen« zu lassen, und es wurden ihm zwei »Quatembergelter« aus dem »Wertzischen Legatgelt«, einer zweiten städtischen Stiftung, zugesagt. ⁸¹

Wurden Mädchen nicht zu Näherinnen in der Stadt geschickt, sondern für eine Wanderschaft ausgestattet, so passierte dies in der Regel nicht zum Erlernen von Handwerksberufen, sondern um als Hausmädchen Dienststellen anzutreten, die durchaus weit weg von Zuhause sein konnten. Hierin zeigt sich eine klare Trennung der Geschlechterrollen. Im untersuchten Bestand finden sich zwölf Bittschriften, die sich auf die Ausstattung für ein Dienstverhältnis,

77 StABk, Suppliken 1734/35, p. 4–5, erl. 1735 Juni 3.

78 StABk, Suppliken 1776/77, p. 80–81, 1776 Oktober 1.

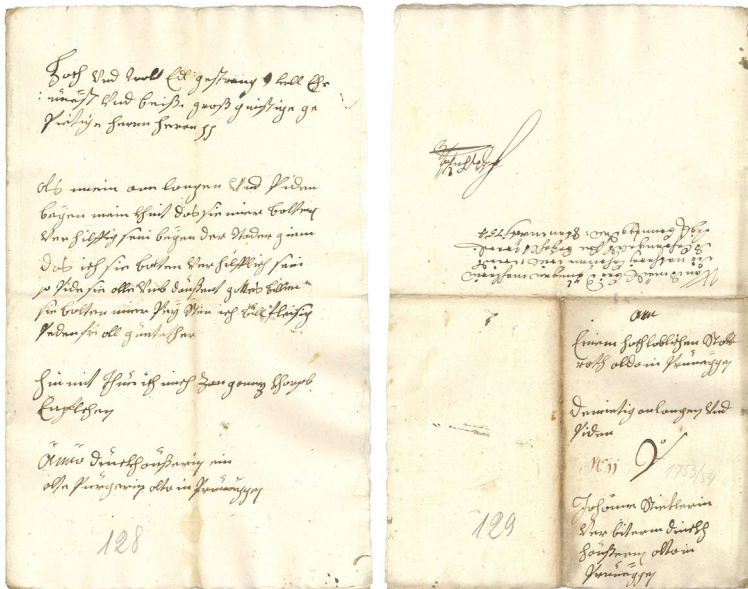
79 Zitiert nach Stemberger, Hubert (Bearb.): J.N. Tinkhauser's Brunecker Chronik 1834. »Geschichtliche Nachrichten von der k.k. Kreisstadt Bruneck und derselben Umgebung«. Mit 147 Faksimile-Farbdrucken nach den Vorlagen des Verfassers, Bozen: Verlagsanstalt Athesia 1981, S. 129.

80 StABk, Suppliken 1728/29, p. 25–26, erl. 1729 September 23.

81 Vgl. ebd.

die Reise an den Dienort oder aber auch die nicht näher beschriebene Lehre eines Mädchens beziehen.

Abb. 1: Ansuchen der Anna Dinckhauserin um Unterstützung für ihre Tochter, damit diese zu »der Nader giem [sic]« könne (Vorder- und Rückseite). Das Schreiben ist vielleicht eigenhändig.⁸² Foto: Stadtarchiv Bruneck



82 StABk, Suppliken 1754, p. 128–129, erl. 1754 März 8.

Die Förderung männlicher Jugendlicher

Bittschriften an den Stadtrat konnten finanzielle Mittel gewährleisten, um Lehrlinge und Gesellen für die Fortführung ihrer Ausbildung auszustatten. So suchte Georg Pertinger 1710 um Geld für Kleidung und »Zörung« für seinen Sohn an und betonte, dass die Handwerksausbildung auf den absolvierten Schulbesuch folgen sollte: »Gleich vor 3 Teg haben meinen Sohn Geörg, so in Lesen, Sch(rei)ben und Raiten wol unterricht(et), [...] das Kirschner Handtwerch zu erlernen [in] Glait Gottes hinunter geschickht.«⁸⁴ Der Hinweis auf die Literalisierung gleich im ersten Satz der *narratio* deutet darauf hin, dass Grundkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen eine Voraussetzung für eine Lehre waren bzw. sein konnten. Andererseits kommt in dieser Formulierung Stolz der Eltern zum Ausdruck, dem Sohn den Schulbesuch ermöglicht zu haben, obwohl sie sich dessen nötige Ausstattung nicht leisten konnten.

Maria, »Pergmaisterische arme Wittib«, musste 1752 33 Gulden bezahlen, damit ihr Sohn Joseph das Radmacherhandwerk erlernen konnte.⁸⁵ Als er 1753 frei- und ledig gesprochen werden sollte, wurde eine weitere Zahlung fällig.⁸⁶ Peter Primus, Schuhmachermeister in Bruneck, ließ seinen Sohn Felix die »Mallerei Khunsst« erlernen, »warzue er eine sondere Freid und Naigung spür(e)n lasset«.⁸⁷ Der Vater war aber durch den Stadtbrand 1723 und den folgenden Wiederaufbau in einen Notstand geraten, wodurch er das Lehrgeld nicht weiter bezahlen konnte. Aus der Ursula Wenzl'schen Stiftung wurden ihm drei Gulden zugesprochen.⁸⁸ In einer weiteren Bittschrift wiederholte Primus die Begeisterung des Sohnes für den angestrebten Beruf: »[...] hat er zu Erlehnung der Mallerey eine solche Freid und Begihrde erzeiget, das ich ine solche Khunsst habe wirckhlichen erlehren lassen.«⁸⁹ Im selben Dokument ist die Rede davon, dass der Sohn in Kürze ledig gesprochen werde und es notwendig sei, ihm mit Kleidung und weiterem Lehrgeld auszuhelfen. Wieder wurden drei Gulden aus der Stiftung der Ursula Wenzl bewilligt.⁹⁰

84 StABk, Suppliken 1710, p. 20–21, erl. 1710 März 14.

85 Vgl. StABk, Suppliken 1752, p. 86–89, erl. 1752 Februar 28. In die Bittschrift ist ein Kostenvoranschlag des Hofraders (Radmacher am fürstbischöflichen Hof) zu Brixen Johann Sagmeister eingeklebt.

86 Vgl. StABk, Suppliken 1753, p. 168–169, erl. 1753 Dezember 22.

87 StABk, Suppliken 1725/26, p. 116–118, erl. 1726 Jänner 2.

88 Vgl. ebd.

89 StABk, Suppliken 1728/29, p. 51–54, erl. 1729 März 11.

90 Vgl. ebd.

Die Brunecker Suppliken vermitteln, dass die Eltern in vielen Fällen grundlegende Dinge für die Ausbildung ihrer Söhne zu Handwerkern nicht finanzieren konnten. Insgesamt spielen 90 der untersuchten 1500 Bittschriften auf die Lehre männlicher Jugendlicher, deren Fortsetzung oder Abschluss sowie auf den Bedarf an Reisespesen oder geeigneter Kleidung an. Die Witwe Anna Öhlackhererin schrieb bzw. ließ schreiben, dass sie für ihr »Söhndl Franz zu Erlehnung des Huetmacher Handtwerchs« bereits einen Beitrag zum Lehrgeld erhalten habe.⁹¹ Ein möglicher Lehrmeister in Brixen sei bereits angefragt, Franz sollte nun vorstellig werden.

»Weilen aber der Bue mit einer schlechten Begwändtung vorgesechen, das ich mich nit erkheckhe mich mit ihme zu den Maister zu verfiengen. Es were zwar von meinen verstorbnen Mann see(ligen) ein Rockh verhanden. Allein bin ich demietilige Supplicantin dergestalten erarmbt, das ich sollichen Rockh ihme meinen Söhndl anmachen zu lassen, noch minder mit was anders beizuspringen genzlichen nit vermag.«⁹²

Die Witwe bat um die Bezahlung des Schneiderlohns, um den Rock anpassen zu lassen. Zudem wollte sie ein paar Schuhe machen und dem Sohn einige Mahlzeiten für den Weg nach Brixen zukommen lassen. Die Supplik hatte Erfolg, der Stadtrat genehmigte die Zahlung.⁹³

Ebenso suchten die Johann Hoferischen Eheleute, deren Sohn bei einem Weißgerber in Zwettl in der Lehre stand, um einen Beitrag an. Auch hier fehlte es offenbar an Kleidung und die Eltern machten auf ihre Notlage aufmerksam, dass sie nämlich von ihrem Handwerk kaum leben konnten.⁹⁴

Catharina Obermairin schrieb bzw. ließ schreiben, dass ihr Sohn Joseph zum Erlernen des Schneiderhandwerks nach Rom gezogen und von dort »ganz zerrissen« zurückgekommen sei. Da sie kein Geld habe, um Kleidung und Wegzehrung für eine neuerliche Reise »in die Frembd« zu bezahlen, bat sie um Unterstützung.⁹⁵ Der Kupferschmied Joseph Planer suchte 1774 um Unterstützung für seinen Sohn Ignaz an, der in Wien freigesprochen werden sollte. Dafür benötige er Geld, um »in das Gsölln Mitl« aufgenommen zu werden, aber auch um Verpflegung und »s.v. Strimpf, Schuech und Hemmater zu

91 Vgl. StABk, Suppliken 1754, p. 77–79, erl. 1754 September 20.

92 Ebd.

93 Vgl. ebd.

94 Vgl. StABk, Suppliken 1757/58, p. 27–29, erl. 1758 September 22.

95 Vgl. StABk, Suppliken 1723/24, p. 58–59, erl. 1724 Dezember 22.

kauffen«. ⁹⁶ »Kasparl«, der Sohn der Rosina Tauberin, kam aus »Welschland« nach Hause und wurde nach Wien geschickt, um dort die »Kaufmanschaft« zu lernen. Dafür müsse er »gut gewandet werden«, hinzu kämen die Kosten für Reise und Wegzehrung. ⁹⁷ Bemerkenswert ist hier, dass eine nicht verwitwete Frau die Supplik einbrachte, worin ein Hinweis zu sehen sein kann, dass man sich von der Bittschrift einer Mutter eher Erfolg versprach als von jener des Vaters.

Auffallend ist in allen genannten Fällen, dass die Auszubildenden nicht selbst Bittschriften verfassten, sondern dass diese von ihren Eltern eingereicht wurden – was sich wohl damit erklären lässt, dass die Betroffenen noch minderjährig waren. Die Witwe Maria Pleißmayrin etwa gab in einer Supplik an, dass ihr zwölfjähriger Sohn gerne das Schneiderhandwerk erlernen würde. Da er aber »all zu jung seie«, sollte er zunächst »das lösen und schreiben noch bösser lehrn«. ⁹⁸ Es gibt aber auch hier Ausnahmen: Franz Forräm, Lehrling des Schusterhandwerks in Bruneck, bedankte sich 1758 für empfangene Aushilfen. Da er sich auf Wanderschaft begeben wollte, bat er um eine weitere Beihilfe für die Anschaffung von »Hantwerchszeug« und Kleidung. ⁹⁹ Fallweise wurden Bittschriften von Eltern und Kindern gemeinsam eingebracht, wie das oben genannte Beispiel von Vater und Sohn Joseph und Anton Planer zeigt.

Erwähnt sei noch, dass eine finanzielle Unterstützung von Auszubildenden nicht nur auf das Lernen eines Brotberufes abzielen musste. Der »arme Chorschueler« Florian Beykhürcher zum Beispiel suchte während seiner Schulzeit in der Lateinschule um Hilfe an, da er von seinem Vetter im Orgelspielen (»Orglschlagen«) und vom Jungmeister im Geigenspiel unterrichtet wurde. Aus der Stiftung der Ursula Wenzl erhielt er zwei Gulden bewilligt. ¹⁰⁰ Von Chorschülern (ihrer Aufnahme und Ausstattung oder dem Erlernen eines Instruments) ist in zwölf der untersuchten Bittschriften die Rede, es handelte sich hierbei um eine ehrenvolle Position, die bewusst hervorgehoben wurde und offenbar als besonders förderungswürdig galt. ¹⁰¹

96 Vgl. StABk, Suppliken 1771–1775, p. 24–25, erl. 1774 Juni 3.

97 Vgl. StABk, Suppliken 1784/85, p. 155–157, erl. 1785 Juni 12.

98 Vgl. StABk, Suppliken 1728/29, p. 103–106, erl. 1728 Dezember 17.

99 Vgl. StABk, Suppliken 1758, p. 39–42, erl. 1758 März 3.

100 Vgl. StABk, Suppliken 1734, p. 64–66, erl. 1734 Dezember 17.

101 Vgl. A. Augschöll: Schüler, S. 25f., S. 51–55.

Armut

Auch wenn sich die Suppliken im Brunecker Bestand inhaltlich in unterschiedlichen Themenbereichen bewegen, überwiegen die Bitten um finanzielle Unterstützung bei Weitem; es ging also in den meisten Fällen um die Abdeckung der wichtigsten Lebensbedürfnisse.

Generell ist in den Brunecker Quellen aus dem 18. Jahrhundert immer wieder die Rede von schlechten Zeiten, von der Unmöglichkeit, Arbeit zu finden und Geld zu verdienen, zudem soll das Leben sehr teuer gewesen sein. Die Unzufriedenheit mit der Situation ist nicht zuletzt durch einen Stadtbrand im Jahr 1723 zu erklären, bei dem zahlreiche Häuser in Mitleidenschaft gezogen und Einwohner:innen durch Reparaturen und Wiederaufbau in den Ruin getrieben wurden. Inwiefern allerdings der so oft wiederkehrende Hinweis auf große Not und teure Zeiten als Strategie einzuschätzen ist, ist schwer zu sagen. In mehreren Bittschriften ist die Rede davon, dass die Armut »stadtkündig« sei.¹⁰² Der Befund, dass die meisten der im Stadtarchiv erhaltenen Suppliken aus dem 18. Jahrhundert stammen, könnte tatsächlich damit zusammenhängen, dass in dieser Zeit viele Menschen Not litten. Werfen wir deshalb noch einen kurzen Blick auf die wirtschaftliche Situation Tirols im 18. Jahrhundert.

Es ist auf der Basis bisheriger Forschungen kaum möglich, generelle Aussagen über das Ausmaß von Armut im frühneuzeitlichen Tirol zu treffen. Sicher ist, dass das Land hoch verschuldet war. Georg Mühlberger stellt zudem fest, dass sich zu den Folgen des Dreißigjährigen Krieges schrumpfende Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten in fast allen Bereichen der Wirtschaft, im Handel, im Transportwesen, im Gastgewerbe, im Handwerk und ebenso in der Landwirtschaft gesellt haben.¹⁰³ Mit dem Verfall des Bergbaus schritt die Verarmung Tirols weiter voran. Die Gruppe der nebenerwerbsabhängigen Kleinhäusler:innen, Kleinbauern und sonstigen Gewerbetreibenden wuchs erheblich an. Tirol musste immer wieder bedeutende finanzielle Beiträge für die Türkenkriege leisten, für welche eigene Türkensteuern eingeführt wurden.

102 So z. B. in der Bittschrift von Elisabetha Kofler: »Ein solches [der große Notstand und die Teuerung, Anm.] ist sonders Erzehlen ehedeme stattkindig«. StABk, Suppliken 1759, p. 174–176, erl. 1759 April 25.

103 Vgl. Mühlberger, Georg: »Absolutismus und Freiheitskämpfe (1665–1814)«, in: Josef Fontana/Peter Haider/Walter Leitner et al. (Hg.), Geschichte des Landes Tirol, Band 2, Bozen u. a.: Verlagsanstalt Athesia/Tyrolia-Verlag 1986, S. 289–579, hier S. 339.

Kriege wirkten sich nicht nur auf Abgaben und auf die Pflicht zur Einquartierung aus, sondern brachten darüber hinaus eine weitere Verteuerung von Lebensmitteln, vor allem des Getreides, mit sich. Mehrere klimatische Extremereignisse (»Kältewinter«), die zu Ernteausfällen und verminderten Erträgen der Landwirtschaft führten, kamen erschwerend hinzu. Vor allem die städtischen Unterschichten litten unter dem stetigen Anstieg der Preise für Nahrungsmittel, da ihre Löhne nicht in gleicher Weise wuchsen.

Es lässt sich also doch vermuten, dass die in den Bittschriften oft wiederkehrenden Klagen über schlechte Zeiten, Armut und fehlende Verdienstmöglichkeiten mehr als nur eine Strategie waren, um bei Ansuchen um Hilfe Aussicht auf Erfolg zu haben. Insofern scheint es plausibel, dass das für Schul- und Ausbildung notwendige Geld in vielen Fällen schlicht nicht vorhanden war, wie es eine Bittstellerin, die bereits erwähnte Witwe Maria Pleißmayrin, auf den Punkt brachte: »weilen ich aber wöder zu Löben, noch das Schuelgelt zu Bezahlen habe«. ¹⁰⁴

Fazit

Die Untersuchung der Brunecker Bittschriften zeigt, dass das Corpus in vielerlei Richtungen ausgewertet werden kann. Eine mögliche Fragestellung ist jene nach der Materialität des Mediums Supplik als Dokument, eine zweite jene nach finanziellen Mitteln als Lebensgrundlage bzw. als Türöffner für die schulische und berufliche (Weiter-)Bildung und somit für die Erhaltung oder Verbesserung des sozialen und wirtschaftlichen Status.

Männer und Frauen hatten unterschiedlichen Zugang zur Schriftlichkeit und somit zur Möglichkeit, Bittschriften einzureichen, oder aber sie nutzten diesen Weg in unterschiedlichem Maß. Frauen waren, wie zu vermuten ist, privilegiert, wenn es darum ging, durch die Betonung prekärer Lebensverhältnisse Unterstützung zu erhalten. ¹⁰⁵ Zudem war es ihnen möglich, klischeehafte Rollenbilder zu betonen und dadurch ihre vermeintliche Hilflosigkeit zu

104 StABk, Suppliken 1728/29, p. 103–106, erl. 1728 Dezember 17.

105 Vgl. Ulbrich, Claudia: »Zeuginnen und Bittstellerinnen. Überlegungen zur Bedeutung von Ego-Dokumenten für die Erforschung weiblicher Selbstwahrnehmung in der ländlichen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts«, in: W. Schulze: Ego-Dokumente, S. 207–226, hier S. 213f., <https://doi.org/10.1524/9783050047997.207>; T. Kirchner: Bitte, S. 177f.

unterstreichen.¹⁰⁶ Gerade alleinstehende Frauen waren beim Einbringen von Bittschriften genötigt, aus der privaten Sphäre des Familiären herauszutreten und mit der öffentlichen (und männlich dominierten) Sphäre der Verwaltung in Kontakt zu treten. Andererseits exponierten sie sich freiwillig, wenn es darum ging, ihre Chancen auf Unterstützung zu erhöhen, auch wenn sie ihren Männern den Vortritt hätten lassen können. Junge, d.h. nicht volljährige Menschen begegnen im Brunecker Corpus äußerst selten, da sie aus rechtlicher Sicht nur vertreten durch einen Elternteil oder einen Vormund agieren konnten.

Durch das Einbringen von Bittschriften erhoffte man sich eine Verbesserung der individuellen Situation, der Lage der eigenen Familie sowie namentlich der nachfolgenden Generation, die in den Genuss eines sozialen Aufstieges kommen oder sich durch solide Ausbildung, den Erwerb der Grundfertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen bzw. das Erlernen eines Handwerksberuf oder hauswirtschaftlicher Fähigkeiten zumindest selbst erhalten können sollte.

Im Besuch der Schule zeigte sich eine soziale Schere, die sich auch nach der Implementierung der »Allgemeinen Schulordnung« nicht schloss, da die Schulpflicht keineswegs dazu führte, dass der Staat die Kosten für den Schulbesuch übernahm. Auch der Erfolg im Erlernen eines Handwerks hing stets von den Möglichkeiten einer Familie ab, den Bildungsweg wirtschaftlich mitzutragen, selbst wenn es um banal scheinende Notwendigkeiten wie die Ausstattung mit Kleidung oder Verpflegung für eine Wanderschaft ging. Bildung und Ausbildung aber waren Eltern und Kindern gleichermaßen ein Anliegen, zumindest was den städtisch-bürgerlichen Bereich betrifft. Für die Ermöglichung der Ausbildung der Jugendlichen beiderlei Geschlechts nahm man finanzielle Belastungen in Kauf, die aber – zumindest teilweise – auf die »öffentliche Hand« abgewälzt werden konnten. Die Stadtregierung wiederum konnte sich auf Gelder stützen, die Spender:innen in Fonds hinterlegt hatten. Dieser Einblick in das Funktionieren einer autochthonen Politik der Bildungsfinanzierung in einer Kleinstadt mag unsere Kenntnis über das Schul- und Berufsbildungswesen in der Frühen Neuzeit erweitern. Die Quellengattung Bittschrift leistet auf diese Weise einmal mehr einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der Alltagsgeschichte.

106 Vgl. N. Krajicek: Suppliken, S. 46f.

Mündelakten als analytischer Zugang zur historiografischen Rekonstruktion von Geschlechterdimensionen in der Jugendfürsorge

Birgit Bütow, Vanessa Blaha und Daniela Steinberger

Einleitung

Mündel- und Zöglingssakten stellen ein wichtiges Element jugendwohlfahrtlichen Handelns und Dokumentierens dar. Sie bieten deshalb auch einen vielfältigen analytischen Zugang für historiografische Rekonstruktionen. Obschon Artefakte für Analysen von Geschlechterdimensionen seit dem *material turn* in den Sozial- und Kulturwissenschaften in den 2000er Jahren¹ eine große Rolle spielen und immer mehr Verbreitung gefunden haben, gibt es bislang kaum Versuche, diese Zugänge für die Analyse des Fürsorgesystems systematisch aufzuschließen. Bisherige Studien gehen implizit von einem Zusammenhang von Praktiken der an der Fürsorgerziehung beteiligten Akteur:innen sowie Kontexten und Fürsorgeakten aus, wie in folgendem Zitat zusammenfassend genannt: »Der Ensemblecharakter dieses Aktentypus erlaubt somit die Analyse des Zusammenwirkens der unterschiedlichen beteiligten AkteurInnen und Agenturen auf ausgezeichnete Weise«. ² Die zur Ensembleakte gehörenden

1 Vgl. im Überblick Kallmeyer, Martin: »New Materialism: neue Materialitätskonzepte für die Gender Studies«, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Springer Fachmedien 2019, S. 437–446, https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_40; Scheffer, Thomas: »Materialanalyse praxeologischer Körpersoziologie«, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), *Handbuch Körpersoziologie 2*, Wiesbaden: Springer Fachmedien 2022, S. 627–646, https://doi.org/10.1007/978-3-658-33298-3_45

2 Ralser, Michaela/Bischoff, Nora/Guerrini, Flavia et al.: *Heimkindheiten. Geschichte der Jugendfürsorge und Heimerziehung in Tirol und Vorarlberg*, Innsbruck u.a.: Studien-Verlag 2017, S. 38.

amtlichen Formulare, gerichtlichen Entscheidungen, offiziellen Dokumente, Gesprächsprotokolle und Hausbesuche, psychologischen und psychiatrischen Berichte sowie Schulzeugnisse ermöglichen die Rekonstruktion der sozialen Struktur durch den habituellen und normativen Rahmen innerhalb des Wohlfahrtsregimes.³ Vorstellungen von Normalität und Abweichung bei Mädchen (und Jungen) finden sich insbesondere in den Aussagen zur »sittlichen Verwahrlosung« nicht nur in den Erziehungsdiskursen der Jugendfürsorge in Österreich, sondern bis weit in die 1980er Jahre⁴ auch in den Fürsorgeakten. Diese normativen Vorstellungen ermöglichen den Zugang zu Gründen der öffentlichen Fürsorgeerziehung und zur »Heimwirklichkeit« von Mädchen. Mit dem Konzept von *materiality* können jedoch noch weitere Dimensionen und insbesondere das Verhältnis von *doing* und *material* genauer begründet und erfasst werden.⁵

Als Brücke zwischen Sozialkonstruktivismus und Praxeologie bietet das Konzept von *materiality*⁶ vielfältige Möglichkeiten, um Verhältnisse von Gender im Kontext der Fürsorgeerziehung als *Praktiken der Materialisierung*⁷ zu fassen. Dies betrachten wir von zwei Seiten: Akten werden erstens nicht nur als Lieferanten von Informationen herangezogen und daraus entsprechende Normative bzw. Sinngehalte rekonstruiert, vielmehr werden Akten und die ihnen zugrunde liegenden Fragebögen selbst gewissermaßen als »Akteure« mit einem performativen und normativen Aufforderungscharakter zum Handeln betrachtet: Diejenigen, die diese Akten schreiben bzw. Fragebögen ausfüllen, folgen einer inhärenten Logik von Schritten und von normativ aufgeladenen Kategorien, etwa zu Geschlechterrollen in Familien oder zu Familienformen.

3 Vgl. ebd.

4 Vgl. Bischoff, Nora/Guerrini, Flavia/Jost, Christine: »In Verteidigung der (Geschlechter)Ordnung. Arbeit und Ausbildung im Rahmen der Fürsorgeerziehung von Mädchen. Das Landeserziehungsheim St. Martin in Schwaz«, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 25 (2014) 1+2, S. 220–247.

5 Vgl. Bollig, Sabine/Kelle, Helga/Seehaus, Rhea: »(Erziehungs-)Objekte beim Kinderarzt. Zur Materialität von Erziehung in Kindervorsorgeuntersuchungen«, in: Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft 38 (2012), S. 218–237.

6 Wuttig, Bettina: »Soma Studies: Entwurf einer Theorie zur körperlichen Materialität«, in: R. Gugutzer/G. Klein/M. Meuser: Handbuch Körpersoziologie 2, S. 411–428, https://doi.org/10.1007/978-3-658-33300-3_45

7 Stoff, Heiko: »Materialität«, in: Aenne Gottschalk/Susanne Kersten/Felix Krämer (Hg.), *Doing Space while Doing Gender*, Bielefeld: transcript Verlag 2018, S. 77–82, <https://doi.org/10.1515/9783839435366-006>

Die dahinterstehenden Handlungen des Schreibens, Beobachtens und Fragens können zweitens als materialisierte Seite, als Ergebnis eines komplexen fürsorglichen Geschehens gefasst und analysiert werden, anhand dessen unter anderem Geschlechternormative rekonstruierbar sind.

Wir werden im vorliegenden Beitrag versuchen, die Praktiken der Materialisierung zu skizzieren und sie mithilfe von Materialien aus unserem laufenden Forschungsprojekt exemplarisch aufzuzeigen. Dieses werden wir zunächst vorstellen (1). In einem zweiten Schritt werden Mündelakten als Artefakte⁸ und damit als interobjektive Ordnungen der Praxis theoretisch gefasst, die durch das Schreiben und Beobachten von normabweichenden, als »erziehungsschwierig« identifizierten Kindern und Jugendlichen von Mitarbeitenden der (staatlichen) Fürsorge entstanden sind (2). Als Drittes analysieren wir Akten als geronnene Ordnung(-en) der Praxis. Wir betrachten dazu exemplarisch die in der Fürsorgepraxis verwendeten Erhebungsbögen als materialisierte Praxis, als Artefakte patriarchaler Vorstellungen über Familien und der darin sichtbaren Geschlechterverhältnisse (3). In einem nächsten Schritt werden einige Limitierungen des Konzepts von *materiality* aufgezeigt (4) und im letzten Teil diskutieren wir weitere Forschungsperspektiven (5).

1 Das Forschungsprojekt *Entwicklungen der Kinder- und Jugendwohlfahrt im (Spannungs-)Verhältnis zur Heilpädagogik und zur Kinder- und Jugendpsychiatrie im Land Salzburg. Historische Rekonstruktionen des Zeitraums 1945 bis 1975*

Das vom Land Salzburg finanzierte Forschungsprojekt verfolgt das Ziel, anhand von historischen Entwicklungen in der Kinder- und Jugendwohlfahrt im

8 »Das Artefakt, lateinisch arte = mit Geschick (Ablativ von: ars = Kunst, mit Geschick) und factum = das Gemachte, bezieht sich hier auf den Prozess der künstlichen Herstellung seiner Objektivität. Es entstehen dadurch kulturelle Determinanten, die wechselseitig an die Körper und das entstehende Artefakt vermittelt werden. Die Vermittlung (>mediation<) ist als fortlaufende Strukturierung des Verhältnisses von Aufforderungsangeboten seitens der Artefakte sowie der Ausbildung des Wahrnehmungsrepertoires und der Fertigkeiten des Körpers zu verstehen. Dadurch werden die Artefakte sozial«, siehe Göbel, Hanna Katharina: »Artefakte«, in: R. Gugutzer/G. Klein/M. Meuser: Handbuch Körpersoziologie 2, S. 55, https://doi.org/10.1007/978-3-658-33298-3_4. Somit stecken in Artefakten sozial hergestellte »Choreographien der Dinge« (ebd.), die es in der Forschung zu entschlüsseln gilt.

Bundesland Salzburg im (Spannungs-)Verhältnis zur Heilpädagogik zentrale Kernthemen und Problemfelder von sozialpädagogischen Institutionen bzw. Diskursen von den Nachkriegsjahren bis in die 1970er Jahre zu rekonstruieren. Fremdunterbringung wird dabei als ein exemplarischer Gegenstand gewählt, bei dem ideengeschichtlich-pädagogische, medizinisch-psychologische sowie sozial- und ordnungspolitische Diskurse und Institutionen miteinander verflochten sind. Der Zeitraum der Analyse wurde insbesondere deshalb festgelegt, weil in dieser Zeit zum einen Transformationsprozesse in der Wissenschaft und im System einer Wohlfahrtspflege bzw. Fürsorge nach der NS-Zeit zu bewerkstelligen waren und gerade diese Periode wichtige »Schaltstellen« für die weitere Entwicklung in der Wechselwirkung von Pädagogik, Medizin und Heimerziehung – sichtbar etwa ab 1954 mit den Kinderbeobachtungsstationen in Tirol, Salzburg und später in Klagenfurt – in einem österreichischen, nationalstaatlichen sowie deutschsprachigen Referenzrahmen aufweist. Mit diesem Zugang sollen Entwicklungen der Sozialpädagogik in Salzburg, ihre Besonderheiten und sozialen Rahmungen historisch-systematisch und exemplarisch rekonstruiert werden. Genderbezogene Aspekte von Fürsorgeerziehung als System und als Praktiken bilden dabei einen zentralen Fokus, der im Folgenden im Mittelpunkt stehen soll.

1.1 Schriftliche Quellen aus dem Landesarchiv Salzburg: Erhebung und Auswertung

Die primäre Quellenart des Projektes ist das überlieferte Aktenschriftgut des Salzburger Fürsorgeerziehungssystems. Dieses Schriftgut lässt einen Blick auf die Vorgänge und Arbeitsweisen der Kinder- und Jugendwohlfahrtsbürokratie zu und verschafft Zugänge zu den Maßnahmen und Entscheidungen der Fürsorgeverwaltung. Im Salzburger Landesarchiv (SLA) liegt ein Bestand von ca. 3000 Akten der Salzburger Landesregierung/Abteilung III vor. Es handelt sich dabei um Mündelakten des Landesjugendamtes sowie um Verwaltungsschriftgut der Landesjugendämter des Bundeslandes Salzburg.

Ein Mündelakt besteht aus verschiedenen Schriftstücken. Die Reihung dieser Schriftstücke ist weitgehend chronologisch nach Eingang derselben in den Akten abgelegt, kann jedoch in der zeitlichen Entstehung abweichen – beispielsweise, wenn Abschriften älterer Schriftstücke nachträglich in die Akten eingeordnet worden sind. Die Ablage der Mündelakten in den Kartons selbst lässt für diesen Bereich keine Schlüsse in Bezug auf die Logik der behördlichen Ordnungsprinzipien zu. Um die Suche für Betroffene dennoch zu erleichtern,

existiert im Salzburger Landesarchiv ein Index mit den Nachnamen der Mündel. Zusätzlich wurde vom SLA eine »Quellenübersicht über Erziehungsheime nach 1945 in Salzburg« angelegt, in der Aktensorten wie Jugendamtsakten der Bezirkshauptmannschaften, Landesgerichtsakten, Pflugschaftsakten der Bezirksgerichte sowie Akten der Abteilung III aufgelistet sind.

1.2 Sample und Auswertung

Für das Forschungsprojekt wurden bis dato 77 Mündelakten aus dem Landesarchiv erhoben. Davon stammen 32 Akten von männlichen und 45 Akten von weiblichen Mündeln. Der von uns untersuchte Einweisungszeitraum beginnt mit dem ältesten Akt im Jahr 1942 und endet mit dem jüngsten Akt im Jahr 1974. Die Stichprobe wurde nach Jahrgängen (in Abständen von fünf Jahren) geclustert, zusätzlich wurde der Fokus besonders auf Mündel gelegt, welche mit dem Thema Psychiatrie und/oder Heilpädagogik im Verlauf ihrer Fremdunterbringung in Kontakt gekommen sind.

Das Material wurde je nach Fragestellung mit der Inhaltsanalyse, in Anlehnung an die Grounded Theory⁹ sowie – punktuell – mit der Artefaktanalyse¹⁰ ausgewertet. Zudem wurden die aus der Inhaltsanalyse gewonnenen Kategorien aus den Mündelakten quantitativ erfasst, um Sachverhalte wie beispielsweise Gründe der Fremdunterbringung oder Dauer dieser im Überblick darzustellen.

Für den vorliegenden Beitrag nehmen wir nicht das gesamte Daten- und Auswertungstableau in den Blick, sondern bloß einen Teil derselben: die Artefaktanalyse der Erhebungsbögen, die am Anfang einer jeden Fürsorgemaßnahme stehen.

9 Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L.: Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung, Bern: Huber 2010. Aus den Akten wurden – ganz im Sinne des Denkstils von *grounded theory* – entsprechende Fallstrukturen und -verläufe rekonstruiert und systematisch in Fallportraits gefasst, die wesentliche Aspekte und Dimensionen der Fremdunterbringung beinhalten. Diese werden dann verschiedenen Vergleichsprozessen unterzogen, um übergreifende Strukturmuster herauszuarbeiten.

10 Froschauer, Ulrike: »Artefaktanalyse«, in: Stefan Kühl/Petra Strodtholz/Andreas Tafertshofer (Hg.), Handbuch Methoden der Organisationsforschung, Wiesbaden: Springer VS 2009, S. 326–347, https://doi.org/10.1007/978-3-531-91570-8_16; H.K. Göbel: Artefakte, S. 45–58.

2 Theoretisch-methodologische Überlegungen und Verknüpfungen von *materiality* und *gender*

Mit dem Schlüsselbegriff der (drohenden) »Verwahrlosung« etablierte sich ab dem 19. Jahrhundert auch in Österreich ein differenziertes System, das sozial benachteiligten Familien »Erziehungsschwäche« und ihren Kindern »Gefährdungen« verschiedenster Couleur attestierte und entsprechend eine öffentliche Fürsorgeerziehung anordnete.¹¹ Dieses System hat sich im Laufe der Zeit gewandelt und wurde insbesondere ab der Zweiten Republik (seit 1945) in entsprechenden Gesetzen strukturell und organisational verankert. Während des Zweiten Weltkrieges unterlag das System der öffentlichen Fürsorge vielfältigen Wandlungs- und Entwicklungsprozessen, insbesondere durch Vorgänge der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung. Grundlegende Problematiken der Fremdunterbringung – etwa die der institutionell verankerten (generationalen) Machtbeziehungen zwischen Erzieher:innen und zu Erziehenden oder die der »Verdinglichung«¹² von Personen und ihre Konfiguration als »Fälle«¹³ – bestehen jedoch bis heute fort. Auf die ganze Bandbreite und die Konsequenzen von Strukturen und Praktiken der Verdinglichung in der Fürsorgeerziehung kann und soll im Folgenden nicht eingegangen werden. Vielmehr sollen (Mündel-)Akten im Mittelpunkt stehen, die in der Heimerziehung bis heute ein wichtiges Medium der (Fall-)Dokumentation sind und die uns spezifische Zugänge zu historiografischen Analysen sowie Anschlüsse zu aktuellen Konzepten von *materiality* wie auch zu *doing gender & making sex* sowie zu KörperLeib¹⁴ bieten können. In den

11 Vgl. M. Ralser/N. Bischoff/F. Guerrini et al.: Heimkindheiten, S. 17.

12 Darunter verstehen wir die Zuschreibung von Eigenschaften an Mädchen und Jungen, die mit mehrmaligem Gebrauch – etwa in der Kommunikation, in alltäglichen Interaktionen oder in der Diagnostik von Fällen, die dann in Akten dokumentiert und bei Überweisungen in andere Institutionen weitergereicht werden – zu Tatsachen und damit scheinbar »objektiv« bzw. fraglos werden.

13 Urek, Mojca: »Wie in der Sozialen Arbeit ein Fall gemacht wird. Die Konstruktion einer ›schlechten Mutter‹«, in: Elke Schimpf/Johannes Stehr (Hg.), Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit, Wiesbaden: VS Verlag 2012, S. 201–216, https://doi.org/10.1007/978-3-531-94022-9_12

14 Es ist davon auszugehen, dass der Körper in einem Doppelverhältnis von Leib-Körper bzw. Körper-Leib zu betrachten ist: »Wir können den Körpern qua unserer exzentrischen Positionalität wie eine Gegenstand oder ein Ding bewusstseinmäßig *haben*, aber wir *sind* auch stets unser Körper, indem wir anthropologisch gesehen in eine reflexiv nicht oder nur bedingt einholbare Seinsweise als Körperwesen hineingestellt sind.«

dazu nötigen Zwischenschritten bestimmen wir zunächst die diagnostischen Instrumente des Beobachtens und Schreibens in der Jugendfürsorge, wie sie sich etwa in Formularen oder (formalisierten) Checklisten finden. Neben formalisierten Erhebungsbögen gibt es aber auch Berichte, die keinen Vorgaben folgen. Beiden Formen liegen Prozesse des Schreibens als Materialisierungen zugrunde. Mit dem Schreiben werden nicht nur Texte hergestellt, sondern es werden auch Annahmen etwa über (weibliche und männliche) Leibkörper und damit Normen von Gender reproduziert.

Die Professionalisierung, Disziplinbildung und Institutionalisierung der Sozialen Arbeit bzw. ihres Teilgebietes der Jugendfürsorge war im 20. Jahrhundert insbesondere auch an die Entwicklung von entsprechenden Methoden und Instrumenten der Fallarbeit gekoppelt:¹⁵ Darüber sollte es gelingen, entsprechende Bedarfe zu erheben und zu legitimieren, Fallverläufe zu dokumentieren, Jugendfürsorge aktenförmig zu organisieren und somit letztendlich auch interorganisationale Zusammenarbeit de facto ohne Informationsverluste zu ermöglichen.¹⁶ Gleichzeitig diente (de facto) die Dokumentation in Akten auch immer der Kontrolle und der Legitimation von öffentlicher Fürsorge. Auf weitere Strukturmomente einer aktenförmig

Vgl. Abraham, Anke: »Emanzipatorische Ambivalenzen in den Körperpraxen von Mädchen und Frauen. Plädoyer für ein alternatives Emanzipationsverständnis«, in: Carmen Birkle/Ramona Kahl/Gundula Ludwig et al. (Hg.), *Emanzipation und feministische Politiken. Verwicklungen, Verwerfungen, Verwandlungen*, Sulzbach (Taunus): Ulrike Helmer Verlag 2012, S. 283; Bütow, Birgit/Maurer, Susanne: »Zwischen ›Zugriff‹ und ›Ermöglichung‹: Sozial(pädagogische) Inblicknahmen von Leibkörper am Beispiel der Verhandlungen von Sexualität in den historischen Frauenbewegungen«, in: Clarissa Schär/Julia Ganterer/Martin Grosse (Hg.), *Erfahren – Widerfahren – Verfahren. Körper und Leib als analytische und epistemologische Kategorien Sozialer Arbeit*, Wiesbaden: Springer VS 2021, S. 31–48, https://doi.org/10.1007/978-3-658-30780-6_3; B. Wuttig: *Soma Studies*, S. 411–428; Opitz, Sven: »Die Materialität der Exklusion: Vom ausgeschlossenen Körper zum Körper des Ausgeschlossenen«, in: *Soziale Systeme* 14 (2008), S. 229–253; H. Stoff: *Materialität*, S. 77–82.

15 Vgl. Braches-Chyrek, Rita: Jane Addams, Mary Richmond und Alice Salomon. Professionalisierung und Disziplinbildung Sozialer Arbeit, Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich 2013, <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf08mk>

16 Aktenführung ist auch heute noch ein zentrales Element der Fallarbeit, Dokumentation und Hilfeplanung, vgl. Jordan, Erwin/Maykus, Stephan/Stuckstätte, Eva Christina (Hg.): *Kinder- und Jugendhilfe. Einführung in Geschichte und Handlungsfelder, Organisationsformen und gesellschaftliche Problemlagen*, München: Beltz Juventa 2015, S. 309ff.

organisierten Jugendfürsorge kann hier nicht näher eingegangen werden. Vielmehr soll an dieser Stelle, mit Blick auf die in diesem Beitrag aufgeworfenen Fragen, untersucht werden, ob und inwieweit Akten empirische Zugänge zu materialisierten Strukturen von Geschlechterordnungen bieten können. Dazu werden Akten als Artefakte gefasst. Analysen von Artefakten haben in der qualitativen Sozialforschung, genauer bei Dokumentenanalysen¹⁷ und auch in der Organisationsforschung,¹⁸ bereits eine längere Tradition, gewannen aber gerade in letzter Zeit mit dem Aufkommen sozialwissenschaftlicher Praxistheorien und im Kontext des *material turn* an Bedeutung.¹⁹ Bezüglich zahlreicher in jüngerer Zeit entstandener historischer wie aktueller Artefaktanalysen wird deutlich, dass hier in mittelbarer Weise bestimmte Programmatiken von Erziehung sowie deren Abweichungen und damit bestimmte Wissensbestände der Zeit ebenso inhärent sind wie (sinnhafte, aufeinander aufbauende und bezogene) Muster und Abläufe des Diagnostizierens.²⁰ Auch die in der Jugendfürsorge verwendeten Beobachtungs- und Dokumentationsbögen haben somit erstens einen instrumentellen Doppelcharakter: Sie prozessieren *Handlungsschritte* UND dokumentieren *Ergebnisse oder Verläufe*. Zweitens finden sich darin organisationale, soziale und auf soziale Entitäten bezogene *Sinnbezüge* (z.B. Erziehungsvorstellungen von Norm und Abweichung, etwa gegenüber Mädchen und Jungen). Und drittens dokumentieren Akten »interobjektive Ordnungen der Praxis«,²¹ hier: Macht- und Herrschaftsbezüge zwischen der öffentlichen Jugendfürsorge und den »befürsorgten«, sozial benachteiligten Kindern und deren Eltern.

Um die in Mündelakten materialisierten sozialen Interaktionen, organisationalen Prozesse und Machtstrukturen genauer zu fassen, ist es notwendig, das Schreiben von Dokumentationen auf der Grundlage von Beobachtungen näher in den Blick zu nehmen. Das Schreiben (von Fallakten) kann als ein mehrperspektivischer Prozess von Materialisierungen begriffen werden,

17 U. Froschauer: Artefaktanalyse, S. 326–347.

18 Wolff, Stephan: »Dokumenten- und Aktenanalyse«, in: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung*. Ein Handbuch, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 2019, S. 502–513.

19 Vgl. H.K. Göbel: Artefakte, S. 45–58.

20 Vgl. S. Bollig/H. Kelle/R. Seehaus: (Erziehungs-)Objekte, S. 222; Schulz, Marc/Bischoff-Pabst, Stefanie/Cloos, Peter: »Schwerpunkt: Dokumentenanalyse«, in: Stefanie Bischoff-Pabst/Sabine Bollig/Peter Cloos et al. (Hg.), *Fallarchiv Kindheitspädagogische Forschung (Falki)* 1 (2020) 3, S. 3–35.

21 H.K. Göbel: Artefakte, S. 45.

der zunächst in zeitliche, (sozial-)räumliche, organisationale und weitere soziale Kontexte eingebettet und mit einem bestimmten Kreis von Rezipient:innen²² verbunden ist und der zu den weiter vorn beschriebenen Zwecken der Jugendfürsorge und deren »Spielregeln«²³ erfolgt. Das Schreiben fußt auf Beobachtungen, welche wiederum in Wörter und Sätze transformiert werden. Die Fürsorgebedürftigkeit von Mädchen und Jungen wird mittels Erhebungsbögen und Beschreibungen in Worte und damit nicht geschlechtsneutral, sondern gleichzeitig als weibliche und männliche Leibkörper gefasst. Es scheinen darin geschlechtsspezifische Erziehungs- und Verhaltensproblematiken nicht nur im Kontext zeitgenössischer Normvorschriften auf, sondern in ihrem engen Bezug zu körperlichen Merkmalen auch im Kontext naturalisierter »Charaktere«, die bereits äußerlich beispielsweise durch körperliche Haltungen, Gesichtszüge, Haarfarbe oder auch die Art und Weise des Laufens sichtbar würden (so die Annahme). Hier kommt die Rolle der Heilpädagogik in Österreich ins Spiel, die sich bereits während der Zeit des Zweiten Weltkrieges als Disziplin gefestigt und seit den 1950er Jahren zu einem miteinander vernetzten Panorama von Beobachtungsstationen und anderen Einrichtungen entwickelt sowie etabliert hat und die von der Jugendfürsorge geradezu regelhaft zur Diagnostik und teilweise zur Intervention bei »schweren« Erziehungs- und Verhaltensproblematiken herangezogen wurde.²⁴ In den analysierten Fallberichten werden Mädchen und Jungen vordergründig mit ihren körperlichen Besonderheiten beschrieben, die zum einen auf innere Verfasstheiten – in der Regel psychische »Abnormalitäten« und erbblologische Ursachen – verweisen, zum anderen ausschließlich bei

22 Vgl. M. Schulz/S. Bischoff-Pabst/P. Cloos: Schwerpunkt: Dokumentenanalyse, S. 5.

23 Solche »Spielregeln« des Fürsorgesystems genauer zu rekonstruieren, kann hier nicht geleistet werden. An dieser Stelle sei lediglich auf die in jüngster Zeit publizierten historischen Studien zur Jugendfürsorge in Österreich hingewiesen und darauf, dass die Professionalisierung in der Fürsorgeerziehung lange Zeit dem Bedarf hinterherhinkte. Vgl. Bütow, Birgit/Holztrattner, Melanie: Familienähnliche Fremdunterbringung in Österreich. Geschichte – Institutionen – Biographische Erfahrungen, Schriftenreihe der ÖFEB-Sektion Sozialpädagogik, Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich 2022; Schaefer, Hilmar/Schindler, Larissa: »Schreiben«, in: R. Gugutzer/G. Klein/M. Meuser: Handbuch Körpersoziologie 2, S. 649, https://doi.org/10.1007/978-3-658-33298-3_46

24 Vgl. im Überblick: Dietrich-Daum, Elisabeth/Ralser, Michaela/Rupnow, Dirk (Hg.): Psychiatrisierte Kindheiten. Die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl, Innsbruck u.a.: StudienVerlag 2020.

Mädchen als »sittliche« Verwahrlosung sexualisiert werden.²⁵ Zur Illustration zwei kurze Beispiele aus unserer aktuellen Studie.²⁶

Im Jahr 1953 wurde ein Mädchen aufgrund von Verwahrlosung in eine Fürsorgeeinrichtung eingewiesen. Das Kind sei in sittlicher Hinsicht äußerst gefährdet. Im Verlauf der Fürsorgeerziehung wurde im Jahr 1954 ein heilpädagogisches Gutachten in einer entsprechenden Institution angefordert. Daraus stammt folgendes Zitat – eine zentrale Begründung für eine unbedingt nötige Unterbringung in einer Einrichtung der Jugendfürsorge:

»Sehr träge und schwerfällig, mühseliges Examen, zeigt keinerlei Interessen. Wirkt durch ihre Trägheit bedeutend älter, hat gar nichts junges und frisches an sich. Einer Beeinflussung von aussen völlig ausgeliefert, muss unbedingt vor der ›Freiheit bewahrt werden.«²⁷

Dem Mädchen wird – scheinbar bereits äußerlich sichtbar – ein eigener Willen abgesprochen. Dadurch erscheint es bereits in der Körperlichkeit »schwerfällig« und unbeweglich, also ein »leichtes Opfer« für äußere Einflüsse, die bis hin zu sexuellen Übergriffen reichen (könnten). Diese Beschreibung erweist sich durchaus als kohärentes Muster zur »sittlichen Gefährdung des Mädchens«, weswegen der Ausschluss des Mädchens aus der Öffentlichkeit als dessen bester Schutz angesehen wird. Gleichzeitig wird dem Mädchen zu wenig jugendliche »Frische« unterstellt, mithin: dass es den Attributen eines jungen Mädchens kaum entsprechen würde. Dann wäre es aber in dieser Lesart nicht »sittlich gefährdet«. Eine andere Lesart lässt diese Diagnose allerdings kohärent erscheinen: Das bei dem Mädchen unterstellte »unsittliche« Verhalten ist eine Form, sich trotz oder wegen kaum attestierter weiblicher Attraktivität »Zuwendung« zu organisieren. Durch die körperliche »Trägheit« sei diese Art der »Zuwendung« zwangsläufig und naturgemäß. Dies zu unterbinden und durch

25 Vgl. N. Bischoff/F. Guerrini/C. Jost: In Verteidigung der (Geschlechter)Ordnung, S. 220–247; Weiss, Alexandra: »Diskurse über Sittlichkeit. Jugend und Moral in den Nachkriegsjahrzehnten«, in: E. Dietrich-Daum/M. Ralsler/D. Rupnow: Psychiatrisierte Kindheiten, S. 205–376.

26 Bei den Beispielen paraphrasieren wir nur wenige Eckpunkte aus dem Fallverlauf. Da uns diese nicht komplett vorlagen, haben wir lediglich den Fundort im Landesarchiv genauer markiert, nicht aber die genauen Zeilennummern aus den Transkripten. Der transkribierte Wortlaut wurde im Original übernommen und Rechtschreibfehler wurden daher nicht korrigiert.

27 SLA, Landesregierung, Abt. III, Landesjugendamt, Fürsorgeakte 277.

eine sittlich-strenge Erziehung im Heim zu disziplinieren – zumindest für die Dauer der Unterbringung –, wäre folglich eine entsprechend logische Legitimierung von Ein- und Wegsperrern.

Weibliche Sexualität sollte – so zeigt es das nächste Beispiel eines Mädchens, für das im Jahre 1955 Fürsorgeerziehung angeordnet wurde – durch Ein- und Wegsperrern aus der Öffentlichkeit verbannt werden. Das Mädchen galt als »verwahrlost«, ohne dass dieses im Akt näher ausgeführt wurde. Der frühe Zeitpunkt des angeforderten Gutachtens durch das Salzburger Heilpädagogische Institut und der zentrale Duktus des Gutachtens sprechen für eine Diagnose der »sexuellen Verwahrlosung«. Im Gutachten, das von der Leiterin Frau Dr. Judtman angefertigt worden ist, steht im Resümee, das gleichzeitig die zentrale Argumentation für eine Fürsorgeerziehung darstellte: »Von ihren vollen Lippen, der blassrosa Haut und dem lockigen Haar, geht Gefahr aus, dass Männer verführt werden.«²⁸

Auch hier werden körperlich-leibliche Attribute einer weiblichen »Verführung von Natur aus« angeführt, die eigentlich weder durch Erziehung noch durch das eigene Tun veränderbar scheinen. Eine Fürsorgeerziehung kann in diesen Fällen demnach allenfalls ein zeitweiliger Schutz sein. Verwunderlich ist die Annahme, dass die »Verführung von Natur aus« eine Gefahr für Männer darstellte, weswegen solcherart junge Frauen aus der Öffentlichkeit verbannt werden sollten – und es damit eigentlich um den Schutz von Männern vor Frauen ging statt um den Schutz von jungen Mädchen – wie tendenziell im ersten Fall.

Betrachtet man nicht nur einige Ausschnitte wie gerade dargestellt, sondern den Prozess der Dokumentation von Fürsorgezöglingen, so zeigen sich wechselseitige Verflechtungen und Interaktionen: Der KörperLeib wird als Zeichenträger von Gender gesehen und wird gleichzeitig schreibend als Praxis im Dokument, der Fallakte, markiert.²⁹ Fallakten vermitteln also »stumm«³⁰ oder implizit, was »erziehungsschwierige« oder »sittlich verwahrloste« Mädchen oder Jungen »sind«: Akten materialisieren und sind gleichzeitig Ergebnisse von Materialisierungsprozessen. Vor dem Hintergrund von machtvollen Beziehungen zwischen Fürsorgemündeln und Fürsorger:innen bzw. von jenen mit Gutachten beauftragten Heilpädagog:innen dokumentieren sich Prozesse der Herstellung von sozialen, generationalen und genderbezogenen

28 SLA, Landesregierung, Abt. III, Landesjugendamt, Fürsorgeakte 701.

29 Vgl. H. Schaefer/L. Schindler: Schreiben, S. 647–662.

30 H.K. Göbel: Artefakte, S. 46.

Ordnungen und deren Ergebnisse.³¹ Fallakten sind also nicht nur deskriptive Dokumente mit semiotischen Zeichen, die entziffert oder dechiffriert werden können, sondern sind mit dem Konzept von *materiality* als machtvolle, praktisch erzeugte Struktur zu verstehen und stellen dadurch einen geeigneten Zugang für die Rekonstruktion von Geschlechterordnungen in der Jugendfürsorge dar. Während die Fallberichte keinen festen formalen Vorgaben folgen, sind Erhebungsbögen mit fixen Kategorien versehen, die einen mehr oder weniger klaren Aufforderungscharakter haben: Entweder wird eine Kategorie ausgewählt oder offengelassen. Ergänzungen und Differenzierungen sind eigentlich nicht vorgesehen, das bedeutet, der oder die Ausfüllende muss sich entscheiden. Daraus ergeben sich bestimmte Erkenntnismöglichkeiten, die im Folgenden diskutiert und exemplarisch ausgeführt werden.

3 Erhebungsbögen der Jugendfürsorge als geronnene patriarchale Ordnung der Praxis

Der Erhebungsbogen kann als »materiales Bindeglied«³² zwischen Fürsorge und Eltern gesehen werden, da dieser das Einschreiten der Fürsorge begründet. Im Vergleich zu Fallberichten handelt es sich bei Erhebungsbögen um besondere Artefakte, die im gesellschaftlichen, organisationalen bzw. fachlichen Diskurs Kriterien und Normative formal erfassen sollen. Die Dynamik der Artefakte ist daher nicht anhand der Interessen der Beteiligten zu erklären, sondern hängt mit der Performanz und der Vollzugslogik von Praktiken selbst zusammen. Das heißt, dass der Erhebungsbogen in der Mündelakte, der als Artefakt definiert wird, seine eigene Dynamik hat. Es geht nicht um das alleinige Interesse der Verfasser:in, im konkreten Fall waren dies die Fürsorger:innen, sondern es geht um die gesamte Performanz und Konsequenz, welche die Erhebung hat.³³

Anhand der folgenden Beschreibung und Interpretation des Erhebungsbogens lassen sich zeitgenössische Normvorstellungen ablesen, die als Grundlage für einzuleitende Fürsorgerziehungsmaßnahmen dienten. Der Erhebungsbogen selbst ist ein dreiseitiges behördliches Dokument, welches mit schwarzer Farbe auf cremefarbenem Papier gedruckt worden ist. Eine erste

31 Vgl. ebd.

32 S. Bollig/H. Kelle/R. Seehaus: (Erziehungs-)Objekte, S. 219.

33 Vgl. ebd., S. 222.

Übersicht zu den in den Erhebungsbögen erfassten Themenblöcken sieht wie folgt aus, wobei wesentliche Aspekte wie Genderdimensionen und patriarchale Familienverhältnisse genauer in den Blick genommen werden:

- I. Minderjähriger
- II. Die Eltern
- III. Die Geschwister
- IV. Wohnungsverhältnisse
- V. Wirtschaftliche Lage der Familie
- VI. Krankenkasse
- VII. Bisheriger Lebenslauf des Minderjährigen

Das Ausfüllen dieses Erhebungsbogens³⁴ war in den meisten Fällen der erste Schritt zur Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen.

Im Vordruck des Erhebungsbogens steht zunächst das Kind bzw. der Jugendliche im Vordergrund. Gleich zu Beginn des Bogens (I.) wird die masculine Form »Der Minderjährige« verwendet. Dies schließt an dieser Stelle sprachlich automatisch das weibliche Geschlecht aus. Berücksichtigt man jedoch den zeitgenössischen Kontext der Entstehung dieses behördlichen Dokuments, stellt die Tatsache, dass nicht gegendert wurde, die damalige Norm dar. Dennoch bleibt die Frage offen, weshalb sich das Jugendamt nicht der gleichen Ordnungspraxis wie das Heilpädagogische Institut bediente und Erhebungsbögen farblich sortierte, nämlich rosarote Bögen für Mädchen und blaue für Jungen.

Auszufüllen waren biografische Kerndaten wie Name, Geburtstag und -ort, Konfession, Staatsangehörigkeit und in weiterer Folge der gegenwärtige Aufenthalt des Kindes bzw. des:der Jugendlichen. Vor allem die Angabe der Familienzugehörigkeit unterstreicht die Wichtigkeit, in *welcher* Familie das Kind geboren worden ist und damit wiederum das soziale Milieu, die Bedingungen des Aufwachsens, das Eingewobensein in das dörfliche Gefüge sowie das implizite und zugleich machtvolle Wissen über die jeweilige familiäre Verfasstheit.

34 Der Vordruck der Erhebungsbögen variierte über die Jahrzehnte hinweg wenig. Rassebiologische Kriterien, wie »Rasse« und der Nachweis der »Zugehörigkeit zu nationalsozialistischen Organisationen«, wurden nach 1945 noch lange Zeit lediglich in den Vordrucken geschwärzt und erst später überarbeitet.

Die Frage ob »Der Minderjährige« ehelich auf die Welt gekommen ist, wird im Erhebungsbogen herausgehoben dargestellt und bereits an zweiter Stelle nach der Namensgebung abgefragt. Von Relevanz ist das deshalb, weil die Ehe als gesellschaftliches Ordnungssystem fungierte, das vor allem durch die vorherrschende, kirchlich beeinflusste Norm vorgab, in welcher familiären Formation Kinder geboren werden und aufwachsen sollten. Im Vordruck des Erhebungsbogen werden zudem drei weitere Optionen angegeben: So wird abgefragt, ob das Kind durch Legitimation³⁵ ehelich wurde, ob eine Annahme an Kindesstatt³⁶ vorlag oder ob eine Namenserteilung³⁷ erfolgt ist.

Auch diese Aufzählungen spiegeln die gesellschaftlich und/oder kirchlich geprägten Vorstellungen hinsichtlich eines anerkannten familiären Aufwachsens wider. Ob es sich um den biologischen Vater oder den Stiefvater gehandelt hat, schien dabei nicht von Relevanz gewesen zu sein, es sollte lediglich das patriarchale Ordnungsmuster aufrechterhalten werden. Die unterschiedliche Gewichtung beider Geschlechterrollen wurde noch einmal mehr durch den Umstand unterstrichen, dass den Müttern bei einer unehelichen Geburt die Vormundschaft entzogen wurde. Die Rolle des Vaters sowie die Rolle des Staates standen dabei in einem engen Zusammenhang, so nahm doch in diesen Fällen der Staat die Position des Familienvaters respektive des Jugendamtes als gesetzlicher Vertreter ein.

Ein weiteres wichtiges Thema, das sich im Erhebungsbogen unter I. erfassen lässt, ist die Beschreibung der schulischen Situation sowie die Auskunft über den Lernerfolg, welcher wiederum als erforderliche Basis für ein gelingendes (Berufs-)Leben angesehen wird. Vergleicht man die ausgefüllten Erhebungsbögen miteinander, so können klare Geschlechterunterschiede konstatiert werden: Bei männlichen Mündeln wird dem Lernerfolg größere Gewichtung beigemessen und dieser spielt bei der Fürsorgeerziehungsmaßnahme eine ausschlaggebendere Rolle. An einen (erfolgreichen) Schulabschluss schließt im besten Falle eine Berufsausbildung an und dies impliziert auch die Fähigkeit, finanziell unabhängig zu sein, eine gesellschaftliche Position einzunehmen und in weiterer Folge einer Familie finanzielle Sicherheit bieten zu können. Bei weiblichen Mündeln wird der Abschluss einer Pflichtschule erwartet. Damit verbunden werden die erfolgreich internalisierten Tugenden von

35 Die Legitimation konnte in diesem Fall durch eine erneute Eheschließung passieren.

36 Ist gleichzusetzen mit einer heutigen Adoption.

37 Dieser Fall lag vor, wenn die Mutter beispielsweise erneut geheiratet und das Kind den Namen des neuen Partners angenommen hat.

Ordnung, Disziplin und Reinlichkeit. Indirekt bereitet die Pflichtschule junge Mädchen auf ihre zukünftigen Rollen als Ehefrauen, Mütter und Care-Arbeiterinnen vor. Hier zeigen sich erneut die Geschlechterdifferenzen, die letztlich dazu mit beitragen sollten, die familiäre, patriarchal organisierte Familie als Lebens- und Ordnungsmodell zu sichern.

Bevor die leiblichen Eltern des Mündels unter Punkt II genauer beschrieben werden, sieht der Erhebungsbogen die Klärung der Anschrift »des gesetzlichen Vertreters« und »des Erziehungsberechtigten« vor, und zwar unabhängig davon, ob beide Personen identisch sind oder nicht. Unterstellt wird dabei das oben beschriebene patriarchale Ordnungsmuster. Es wird kohärent ergänzt und ausdifferenziert: Die gesetzliche Vertretung wird zumeist von Männern (biologischen Vätern, Stiefvätern, Großvätern etc.) oder von staatlicher Seite übernommen, also auch in diesem Fall von männlichen Personen. Damit einhergehend wird die Mitbestimmung bis zur Volljährigkeit, aber auch die Entscheidungsmacht bei Behördengängen, Finanzangelegenheiten sowie in gerichtlichen Angelegenheiten in männliche – oder staatliche – Hände gelegt. Im Falle der »Erziehungsberechtigung« werden hingegen stets Frauen (biologische Mütter, Stiefmütter, Großmütter etc.) adressiert.³⁸ Anhand dieser Aufteilung wird deutlich erkennbar, dass Männer vor allem im öffentlichen Raum agieren, während Frauen mit Aufgaben des privaten Raums betraut bleiben – hier: der Verantwortung für die Erziehung der Kinder. Demnach bilden Mütter die Adressatinnen von Erziehung, mithin von Erziehungsproblemen ihrer Kinder. Gleichzeitig sind es die Väter, die die Familie nach außen hin vertreten dürfen und die Machtposition innehaben.

Unter Punkt II des Erhebungsbogens (»Die Eltern«) werden ebenso wie bei dem:der Minderjährigen die biografisch relevanten Kerndaten abgefragt. Dabei stehen die elterlichen Kontexte im Rahmen gesellschaftlicher Normative von Ehe und leiblicher Abstammung von Kindern im Fokus. Zusätzlich werden implizit durch die Frage nach dem »Leumund« und die Frage nach den »Besonderheiten« des jeweiligen Elternteiles bzw. der Großeltern die sittlich-morali-

38 Wird ein Kind unehelich und ohne Kenntnis des Vaters geboren, obliegt die automatische Obsorge dem Staat. Dadurch wird diese Teilungspraxis ad absurdum geführt – der Mutter wird zwar die Erziehungsberechtigung des Kindes zugesprochen, das Recht, über das Kind (mit-)zubestimmen und somit eine gesetzliche Vertretung für das Kind zu sein, wird ihr zugleich genommen. Es wird dadurch einem patriarchalen bürgerlichen Familiensystem Sorge getragen und an ihm festgehalten.

schen Aspekte des familiären Lebenswandels – speziell die soziale oder anderweitige generationale »Vererbung« von den Eltern auf das Kind – geprüft.

Auffallend ist, dass erst bei den Eltern nach dem Familienleben gefragt wird – »geordnet«, »leben die Eltern getrennt?«, »Seit wann?«. Daran anschließend gibt es auch die Möglichkeit, die biografisch relevanten Kerndaten von Stief- bzw. Adoptiveltern bei einer erneuten Eheschließung anzugeben. Im Mittelpunkt steht somit einmal mehr die Vorstellung der konservativen patriarchalen Familie, der eine »natürliche Ordnung« gegeben ist, in der jede:r genau nach Geschlecht definierte Zuständigkeitsbereiche hat, die zu erfüllen sind; eine Gesellschaft im kleinen häuslichen Bereich, deren Gesetze dennoch im großen Ganzen gelten. Die natürliche Ordnung der Familie bestehe nach diesen Kategorien in der ehelichen Gemeinschaft und den ehelich geborenen Kindern. Damit bildet körperlich-leibliche Rechtmäßigkeit von Kindern in der Ehe die oberste Norm, während die durch Väter »anerkannten« bzw. angenommenen nicht leiblichen Kinder dieser nachgeordnet sind. Alle anderen, diesen Kategorien nachgeordneten Antwortmöglichkeiten bedeuten eine Abweichung von dieser Norm.

Die Intention, Kinder aus Familien und damit aus ihrer vertrauten Umgebung herauszunehmen, scheint mit dem nachfolgenden Punkt »Einfluss durch die Umgebung« legitimiert zu werden. In den ersten deskriptiven Analysen in unserem Projekt kann festgestellt werden: Mädchen wird in vielen Fällen der Einfluss durch männliche Jugendliche in moralisch-sittlicher Hinsicht negativ ausgelegt, ist doch bei ihnen »die Gefahr« von sexuellen Kontakten gegeben. Das wird auch anhand der Schilderungen des bisherigen Fallverlaufs sowie bei den weiter vorn skizzierten Beispielen aus den Gutachten über Mädchen deutlich. Bei Jungen zeigt sich oft der Einfluss von Peers oder älteren Geschwistern und die (vermeintlich) gesteigerte Gefahr des Vagabundierens oder delinquenten Verhaltens.

Unter Punkt III (»Die Geschwister«) werden noch einmal explizit Angaben zu den Geschwistern ermittelt. Es gibt an dieser Stelle die Frage: »besteht oder bestand Fürsorgeerziehung, Bestrafungen, Prostitution, Schwachsinn, körperlicher Missbrauch etc.«. Diese normativen Aufzählungen im Vordruck des Erhebungsbogens präformieren die Praktiken der Fürsorger:innen und erfordern eine umfassende »Diagnostik« der Familie bzw. Dokumentation.

Die beiden vorletzten Aufzählungen im Bogen, IV. »Wohnungsverhältnisse« und V. »Wirtschaftliche Lage der Familie«, spiegeln einmal mehr die symbolische Ordnung der Familie in der Geschlechterhierarchie und die materiellen Grundlagen des Lebens wider. Mit der wirtschaftlichen Lage der Familie

gehen automatisch die Anforderungen an den Vater als Ernährer einher; seine einzige Aufgabe ist es, beruflich erfolgreich zu sein und die finanzielle Ordnung innerhalb der Familie aufrechterhalten zu können. Mit den Wohnungsverhältnissen wird indirekt die Rolle der Mutter angesprochen; ihre Aufgabe ist es, sich *ordentlich* um den Haushalt, die Kinder und ihren Ehemann zu kümmern – ganz im Sinne einer traditionellen, hoch ideologischen Rollenverteilung.

Der Erhebungsbogen endet mit Punkt VII »Bisheriger Lebenslauf des Minderjährigen«. Somit soll an dieser Stelle noch einmal in Textform das bisherige Leben des Mündels beispielhaft beschrieben werden, um somit den Weg in die Fürsorgerziehungsmaßnahme zu ebnet und zu legitimieren.

4 Limitierungen

Mit diesem Beitrag ist der Versuch unternommen worden, nicht nur geronnene Strukturen, sondern insbesondere die Praktiken und die Prozesshaftigkeit, die hinter der Aktenführung von Fürsorger:innen stecken, aufzuzeigen. Dies ist anhand des Erhebungsbogens und der Performanz seiner auszufüllenden Kategorien und Einschätzungen gezeigt worden, denen eine bestimmte Logik der patriarchalen Ordnung von Familie und ihren Mitgliedern innewohnt. Diese Bögen sind Zug um Zug ausgefüllt worden – sie bildeten den Rahmen, von dem aus weitere Einschätzungen getroffen und in den seltensten Fällen revidiert wurden. Allerdings kann nicht explizit Auskunft darüber gegeben werden, welche Personen für die »Gemachtheit« von Artefakten zuständig waren und wie dieser Prozess innerhalb des Fürsorgeapparates im Detail abgelaufen ist. So gibt es zum Teil keine durchgängigen Unterschriften, noch sind diese, sofern vorhanden, zuverlässig recodierbar. Jedoch lassen sich in den Akten immer wieder Hinweise oder Informationen zu Strukturen und Menschen, die qua Amt »hinter den Akten« agierten, finden und rekonstruieren. Zudem lässt diese Prozesslogik die Rekonstruktion der Objektwerdung von Fürsorgerzöglingen zu, die sich sowohl in den männlich oder sächlich konnotierten Begriffen zeigt als auch in der Rekonstruktion der Fallberichte und Fallstrukturen. Wie diese jedoch konkret in der Praxis aussah und erlebt wurde, kann nur durch andere Methoden detailliert erforscht werden, etwa durch Ego-Do-

kumente von Fürsorgezöglingen, Heimleiter:innen, Fürsorger:innen etc. oder auch durch Zeitzeug:inneninterviews.³⁹

5 Ausblick

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Dokumente der Kinder- und Jugendwohlfahrt einen sehr guten (materialisierten) Datenkorpus bieten, um dahinterliegende normative (Handlungs-)Strukturen und Praktiken zu rekonstruieren, wie sie sich insbesondere hinsichtlich bestimmter Geschlechternormative zeigen. Zudem können normative KörperLeib-bezogene Dimensionen genauer begründet und erfasst werden.

Die Konzepte *materiality* als auch *doing gender & making sex* sowie KörperLeib-Konfigurationen⁴⁰ bieten viele Anschlüsse, welche in diesem Beitrag lediglich kurz angerissen, aber nicht ausgeführt wurden. Damit können historiografische Studien weiter ausdifferenziert und historische Materialien mit einem erweiterten Horizont aufgeschlossen werden, etwa um implizites (implizites) bzw. performatives Wissen empirisch zu analysieren. So kann es gelingen, die über einen historisch längeren Zeitraum – zum Teil bis in die Gegenwart – bestehenden Spannungsverhältnisse und Widersprüche einer weithin auf Familienähnlichkeit fokussierten Kinder- und Jugendhilfe umfassender in den Blick zu nehmen und detaillierter zu analysieren.⁴¹ Auch ist eine systematische Kopplung mit biografischen und organisationsbezogenen Methoden fruchtbar, erste Ansätze dazu zeigen sich zum Beispiel in der

39 Vgl. Leitner, Ulrich: »Ego-Dokumente als Quellen historischer Bildungsforschung. Zur Rekonstruktion von Bildungsbiographien ehemaliger weiblicher Heimkinder der Fürsorgeregion Tirol und Vorarlberg«, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 2 (2016), S. 253–265, <https://doi.org/10.3224/bios.v29i2.o8>

40 Vgl. S. Opitz: Die Materialität der Exklusion; H. Stoff: Materialität; B. Wuttig: Soma Studies.

41 Machtbegriff nach Foucault siehe: Foucault, Michel: Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977; Ders.: Die Macht der Psychiatrie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1973.

Klagenfurter Studie⁴² oder in der Analyse zu familienähnlicher Fremdunterbringung.⁴³

Abb. 1: Erhebungsbogen in einer Fürsorgeakte. Quelle: SLA, Landesregierung, Abt. III, Landesjugendamt, Fürsorgeakte 2295, Seite 1

Amt der
Salzburger Landesregierung
- Landesjugendamt -

Zell/Nr., am 6.9.68.

ERHEBUNGSBOGEN

I. Der Minderjährige

+) ehelich/unehelich, legit., adopt., Halbweise, Vollweise-Namenserteilg.
Geburtstag und -ort:Konf.: r.k. St.A. i. d. Geb.

Wohnort: dst. Aufenth.:

Schule (Klasse): Lernerfolg:

Welche Krankenkasse: Rentenansprüche:

Zuständiger Bezirksfürsorgeverband:

Anschr. d. gesetzl. Vertreters:

Anschr. d. Erziehungsberechtigten:

Vormund bestellt am: Zust. Vormundsch. Ger.:

II. Eltern

Leibl. Vater:	Leibl. Mutter:
.....	(auch Mädchenname und aus dem früheren Ehen
Geburtstag u.-ort:	Geburtstag u.-ort:
.....
Beruf:, Konf.: r.k.	Beruf: Hausfrau Konf.: r.k.
Wohnort:	Wohnort:
+) Todestag/ Selbstmord:	+) Todestag/Selbstmord:
Frühere Ehen (Zl.):	Frühere Ehen (Zl.):
Grund d. Auflösung: +) Tod/Scheidg.	Grund der Auflösung: +) Tod/Scheidg.
Von KM. geschieden am:	Eltern +) geschieden/getrennt lebend/ im gemeinsamen Haushalt lebend
Aus wessen Verschulden:	Wieder verh. mit wem, seit:
wieder verh. seit:
mit:
Unehel. Vater verh. mit wem:

+) Zutreffendes unterstreichen!

42 Loch, Ulrike/Imširović, Elvira/Arztmann, Judith et al.: Im Namen von Wissenschaft und Kindeswohl: Gewalt an Kindern und Jugendlichen in heilpädagogischen Institutionen der Jugendwohlfahrt und des Gesundheitswesens in Kärnten zwischen 1950 und 2000, Innsbruck/Wien: StudienVerlag 2022.

43 B. Bütow/M. Holztrattner: Familienähnliche Fremdunterbringung.

Abb. 2: Erhebungsbogen in einer Fürsorgeakte. Quelle: SLA, Landesregierung, Abt. III, Landesjugendamt, Fürsorgeakte 2295, Seite 2

Stief-, Adoptivvater:	Stief-, Adoptivmutter:
..... (auch Mädchename)
Geburtstag u.-ort:	Geburtstag u.-ort:
.....
Beruf: Konf.:	Beruf: Konf.:
Wohnort:	Wohnort:
Todestag/Selbstmord:	Todestag/Selbstmord:
Leumund:	Leumund:
.....
Väterl. Großeltern:	Mütterl. Großeltern:
.....
Leumund sowie erfassbare neg. Lebensgewohnheiten u. Charaktereigenschaften (Bestrafungen, Vagantentum, Arbeitsscheu, Trunksucht, Sittlichkeitsdelikte, Untruhe, Verhalten zum Gatten und Kindern, früher in Zwangsrichtung)	
<u>Vater</u>	<u>Mutter</u>
.....
.....
.....
<u>Familienleben</u> : geordnet, zusammengehalten, gefährdet, aufgelöst	
<u>Erz. Situation d. Familie</u> : KV. bzw. KM. (Kindeseltern) f. d. Ers. d. Mj. ungeeignet: willig, aber zu schwach; desinteressiert; unfähig (mangelnde Einsicht)	
Sie hat es aber auch schon aufgegeben sich an dem zu beteiligen und hat sich dem überlassen. Die Frau der ER hat nicht in Verwahrung.	
<u>Verhalten d. Großeltern/Verwandten/zum Mj.</u> : Verwöhnung, Verhütung	
<u>Negat. Einfluß d. Geschwister auf d. Mj.</u> : Schlechter Leumund, ER besteht oder bestand, Straffälligkeit, Prostitution, ne. Kind(er), usw.	

Spielzeug

Spielzeuge formen

Geschlecht und Erziehung in Schweizer Jugendheimen 1930–1990

Daniel Deplazes und Jona T. Garz

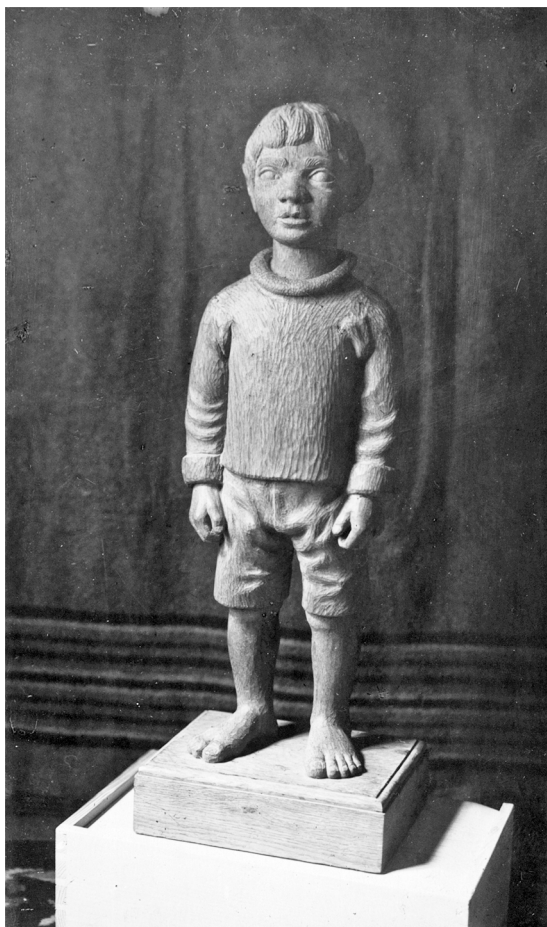
1926 trat der Holzschnitzer Hans Gessner (1898–1986) als Volontär in den Ausbildungsbetrieb der Schreinerei eines Schweizer Heims für »schwererziehbare« Knaben ein.¹ Verunsichert von der neuen Aufgabe fragte er den damaligen Heimleiter, wie er am geeignetsten mit den Jungen in »Kontakt« treten könnte. Dieser riet ihm – wissend um Gessners Fertigkeiten als Bildhauer –, einen der Knaben auszuwählen und ihn als Figur zu schnitzen. Die Jungen waren angeblich begeistert, Modell zu stehen, und was entstand, war eine Knabenfigur aus Holz, die man kurzum *Jakobli* taufte.² *Jakobli* lässt sich als geformtes Erziehungsobjekt verstehen, als eine Metapher für die Arbeit des Erziehungspersonals, um die »Ecken und Kanten« der »schwierigen« Knaben »abzuschleifen«, damit sie für ihre Zukunft als arbeitssame Männer in der Gesellschaft gewappnet sein würden. Die Anekdote über *Jakobli*s Entstehung zeigt nicht bloß, wie Materialität und pädagogische Beziehungen verknüpft sein konnten; Gessners Engagement im Heim markierte zudem den Anfang eines neuen Produktionszweigs der Schreinerei: einer Spielwarenabteilung.³

- 1 Dieser Beitrag entstand im Rahmen eines Projekts zur Geschichte des Landerziehungsheims Albisbrunn, das als Teil des vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Nationalen Forschungsprogramms 76 »Fürsorge und Zwang« unter der Leitung von Patrick Bühler, Lucien Criblez und Elisabeth Moser Opitz durchgeführt wurde (Projekt-Nr. 177436).
- 2 Vgl. Häberli, Hans: *Jakobli* [Manuskript], 30.10.1999, Staatsarchiv Zürich (StAZH) AL-Nr. 2021/071; Häberli, Hans: Von der Kaltwasser-Heilanstalt zum Landerziehungsheim [Typoskript]. An: Orientierungs-Veranstaltung für die Mitarbeitenden in Albisbrunn, 12.04.2002, S. 7f., StAZH Z 866.157.
- 3 Vgl. Hanselmann, Heinrich: »Bericht des Direktors«, in: Jahresbericht Albisbrunn 1926, S. 5–27, hier S. 26, Zentralbibliothek Zürich (ZB) LK 2807 1.

Beim Erziehungsheim, in dem *Jakobli* das Licht der Welt erblickt hat, handelte es sich um das erst kurz vor Gessners Stellenantritt eröffnete, damals als fortschrittlich geltende Landerziehungsheim Albisbrunn in der kleinen ländlichen Gemeinde Hausen am Albis im Kanton Zürich. Das Heim, das mitsamt seiner Spielwarenabteilung bis heute existiert, beherbergte von Jugendstrafgerichten zu einer Erziehungsmaßnahme verurteilte, von Fürsorgebehörden fremdplatzierte oder von Eltern unmittelbar dort angemeldete Jungen im Alter von zwölf bis 22 Jahren. Es verfügte über eine interne Volks- und Gewerbeschule, über betreute Wohngruppen sowie über mehrere Betriebe, in denen die etwa 70 »schwererziehbaren Zöglinge«⁴ eine Lehre unter anderem als Maler, Schreiner, Koch oder Landwirt absolvieren konnten.⁵ Modell gestanden für den geschnitzten Knaben aus den 1920er Jahren hat der neunundvierzigste eingewiesene Knabe in Albisbrunn. Allein bis 1990 sind ihm über 2500 Jungen gefolgt.⁶

-
- 4 Sowohl »Schwererziehbarkeit« als auch »Zögling« sind Quellenbegriffe, die wir nachfolgend der besseren Lesbarkeit wegen ohne Anführungszeichen verwenden.
- 5 Vgl. Arbeitsgruppe Töchterheimleiterinnen (ATH)/Arbeitsgruppe Jugendheimleiter (JHL): Erziehungsheime für Jugendliche und junge Erwachsene in der deutschsprachigen Schweiz, Zürich: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen (VSA) 1973, S. 11f. Für Analysen über das Verhältnis von »Heimkritik und Integration« sowie über die Formierung des »Schwersterziehbaren« in den 1970er Jahren am Beispiel Albisbrunns vgl. Deplazes, Daniel: »Heimkritik und Integration – Das Zürcher Landerziehungsheim ›Albisbrunn‹ in den 1970er Jahren«, in: Michaela Vogt/Mai-Anh Boger/Patrick Bühler (Hg.), Inklusion als Chiffre? Bildungshistorische Analysen und Reflexionen, Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2021, S. 192–202; Deplazes, Daniel: »Die Geburt des Schwersterziehbaren – Der Bauboom geschlossener Abteilungen in Schweizer Erziehungsheimen in den 1970er Jahren«, in: Vera Moser/Jona Tomke Garz (Hg.), Das (A)normale in der Pädagogik. Wissenspraktiken – Wissensordnungen – Wissensregime, Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2022, S. 183–197, <https://doi.org/10.35468/5971-11>. Für eine Untersuchung der disziplinären Praktiken im Heim im Fallbeispiel von Heimentweichungen im Zeitraum von den 1930er bis zu den 1980er Jahren vgl. Deplazes, Daniel/Garz, Jona T.: »Vergehen, Verhör, Verschriftlichung – Wahrheitspraktiken und die Pädagogisierung von Entweichungen aus dem Landerziehungsheim Albisbrunn (1938–1982)«, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 28 (2023), S. 107–132.
- 6 Vgl. »Herkunft der über 2.500 Jugendlichen[,] welche seit der Gründung bei uns aufgenommen wurden«, in: Broschüre zur Geschichte des Landerziehungsheims Albisbrunn aus Anlass der 100. Sitzung des Stiftungsrats, 02.11.1988, o.S., StAZH Z 866.168.

Abb. 1: Gessners Holzfigur Jakobli, 1927⁷



Nicht nur *Jakobli* (Abb. 1), auch sein Pendant aus Fleisch und Blut, der männliche Zögling, wurde im Heim »hergestellt«. Während Erziehung sich bemüht, auf eine ungewisse Zukunft vorzubereiten, orientiert sie sich aus Mangel an Alternativen an normativen Vorstellungen der jeweiligen Gegenwart; sei es im Hinblick auf Verhalten, Leistung oder eben auch: Geschlecht.

7 Fotosammlung Albisbrunn, StAZH Z 866.293.

Obschon Normen von Männlichkeitsvorstellungen kaum je in ihrem Anspruch realisiert werden können,⁸ dienen sie in der Erziehung gleichwohl zur Orientierung.⁹ Da die Konstituierung von Geschlecht als sozialhistorisches Phänomen zu verstehen ist – als »Art und Weise, in der soziale Praxis geordnet ist«¹⁰ –, trägt auch die »Heimerziehung« ihren Teil zu dessen Formung bei.¹¹ So erfordert die Rekonstruktion von Geschlecht als stets »im Kontext des Alltagslebens gemacht«¹² die Untersuchung sprachlicher als auch materialer Praktiken, mit denen Männlichkeit als Kategorie geformt wurde und die somit dazu beitragen, die »soziale Struktur« zu ordnen.¹³ Genau dies ermöglicht beispielhaft die historische Analyse des Landerziehungsheims Albisbrunn.

Implizit und explizit in der Gesellschaft kursierende Vorstellungen von Männlichkeit prägten auch das Heim:¹⁴ Der männliche, schwererziehbare Zögling erscheint als Knotenpunkt einer Vielzahl von Objekten und Praktiken

-
- 8 Vgl. Connell, Raewyn: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*, 4. Auflage, Wiesbaden: Springer 2015, S. 122, <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19973-3>
- 9 Für die »richtungsweisende« Funktion von Idealen in der Erziehung vgl. Reichenbach, Roland: *Philosophie der Bildung und Erziehung. Eine Einführung*, Stuttgart: Kohlhammer 2007, S. 48ff.
- 10 R. Connell: *Der gemachte Mann*, S. 124.
- 11 Vgl. Windheuser, Jeannette: *Geschlecht und Heimerziehung. Eine erziehungswissenschaftliche und feministische Dekonstruktion (1900 bis heute)*, Bielefeld: transcript Verlag 2018, S. 106, <https://doi.org/10.1515/9783839444993>. Für eine Übersicht über die bisherige historische Forschung im deutschsprachigen Raum zur Kategorie Geschlecht in der Heimerziehung vgl. ebd., S. 106–111.
- 12 Connell, Raewyn: *Gender*, Wiesbaden: Springer 2013, S. 106.
- 13 Vgl. ebd., S. 107; vgl. auch R. Connell: *Der gemachte Mann*, S. 124.
- 14 Diese Feststellung gilt nicht nur für das Geschlecht, sondern auch für die Klassenzugehörigkeit der Zöglinge, die insbesondere im Verhältnis zum Heimpersonal zum Tragen kommt. Klasse als Kategorie haben wir im vorliegenden Beitrag aus forschungspraktischen Gründen nicht systematisch berücksichtigt, auch wenn intersektionale Effekte von Klasse, Geschlecht und Generation sicherlich vorhanden waren und diese sich nicht immer klar trennen lassen. Zum intersektionalen Verhältnis von Geschlecht, Klasse, Race und Unterdrückung vgl. Young, Marion Iris: »Fünf Formen der Unterdrückung«, in: Christoph Horn/Nico Scarano (Hg.), *Philosophie der Gerechtigkeit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 428–445 und zusätzlich in Bezug auf Generation Windheuser, Jeannette: »Geschlecht, Generation und Intersektionalität«, in: *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung* 14 (2019), S. 141–154, <https://doi.org/10.3224/diskurs.v14i2.02>

wie etwa der gesetzlichen Grundlage seiner Einweisung, dem Heim als Gebäude, spezifischen Sport- und Freizeitaktivitäten wie Wandern, Fahrradfahren, Fußballspielen, Reparaturarbeiten an Motorfahrrädern, Drogenkonsum oder der zu verrichtenden Arbeit. Die ›Männlichkeit‹ der Zöglinge lässt sich somit nicht allein auf eine sprachlich sinngebende Kategorienbildung zurückführen, sondern als etwas begreifen, das sich dank Objekten und den mit diesen verbundenen Praktiken materialisiert: Die Hervorbringung von Geschlecht ist nicht »allein in den Sphären des Kulturellen oder Sozialen« zu verorten, sondern bedarf auch der »Leistung nichtmenschlicher, materieller Agency«, »die sich nicht erschöpfend als soziale Konstruktion erklären lässt«. ¹⁵ Geschlecht ist damit etwas, das in einer relationalen Konstruktion zwischen menschlichen und nicht menschlichen Akteuren hergestellt wird, die jeweils selbst als relational und prozesshaft gedacht werden.

Dieser Beitrag lotet *ein* Fragment dieses komplexen Gefüges für den Zeitraum von 1930 bis 1990 aus, das zu einer Erziehung zur Männlichkeit beigetragen hat. Im Folgenden wird im ersten Teil nachgezeichnet, wie die Heimerziehung bereits strukturell geschlechtsspezifisch ausfiel. Die Heime waren, spätestens als es um schulentlassene Jugendliche ging, nach Geschlecht in Mädchen- und Knabenheime getrennt. Auch die Einweisungsprozedere ins Heim sowie die dort jeweils praktizierte Erziehung waren durch das Geschlecht der Zöglinge geprägt. Einerseits soll dieser Umstand an den je nach Geschlecht divergierenden Einweisungsgründen mithilfe bisheriger Forschungsbefunde illustriert werden. Andererseits gibt eine Auswertung von vier Überblicksarbeiten mit den Erscheinungsjahren 1943, 1948, 1973 und 1979 zur jeweiligen strukturell-materiellen Ausformung der Jugendheime in der deutschsprachigen Schweiz Aufschluss darüber, wie sich das Angebot von Berufslehren in Mädchen- und Knabenheimen entwickelt hat (vgl. Teil 1). ¹⁶

15 Vgl. Kallmeyer, Martin: »New Materialism. Neue Materialitätskonzepte für die Gender Studies«, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Wiesbaden: Springer VS 2017, S. 1–10, hier S. 3, https://doi.org/10.1007/978-3-658-12500-4_40-1; Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, 4. Auflage, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2017.

16 Neben den Heimverzeichnissen besteht das untersuchte Quellenkorpus aus einer Stichprobe von 122 aus knapp 3000 Zöglingsakten (das sind ca. vier Prozent), Sitzungsprotokollen, Jahresrechnungen, Jahresberichten, Beiträgen in Fachzeitschriften, Handakten der Heimleitungen sowie Fotografien und Werbeprospekten des heimeigenen Betriebs der »Spielwaren Albisbrunn«. Der gesamte Bestand des Heims, mit ein-

Aus diesem Ensemble der gesellschaftlichen Konstituierung von Geschlecht und ihren Konsequenzen für die Heimerziehung soll im zweiten Teil mikrologischer entlang der Albisbrunner Archivalien ein weiterer Ausschnitt genauer betrachtet werden: Die Arbeitserziehung der Jungen in der Geburtsstätte des *Jakobli*, der Spielwarenabteilung des Landerziehungsheims Albisbrunn. Die Spielwarenabteilung eignet sich hierzu besonders, da sich in ihr mehrere Bereiche des Heimalltags in der Beziehung von Geschlecht und Materialität vermengten: Erziehungskonzepte, körperliche Arbeit, Strafreime, Finanzierung des Heims sowie reformpädagogische Erziehungsansätze.¹⁷ Gleichsam weist das in Albisbrunn hergestellte, relativ teure Holzspielzeug über die Mauern des Heims hinaus in die Kinderstube des Bürgertums und deren Vorstellungen von Erziehung (vgl. Teil 2). Abschließend wird diskutiert, inwiefern sich dieses Fallbeispiel eignet, um den »Produktionsmechanismen« einer Kategorie wie Geschlecht, und deren Verflechtungen mit Materialität, auf die Spur zu kommen (vgl. Teil 3).

1 Strukturelle Vergeschlechtlichung der Heimerziehung

Dass Geschlecht im Untersuchungszeitraum primär »sozial und biologisch zweigeschlechtlich gedacht«¹⁸ wurde, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die »Geschlechtertrennung« der Erziehungsanstalten »keiner expliziten Begründung« bedurfte: Sie erklärte sich quasi von selbst aus der vermeintlich »»natürlichen« Wesensverschiedenheit der Geschlechter«.¹⁹ Gerade in der Heimerziehung lässt sich diese Ausrichtung der erzieherischen Bemühungen auf ein bestimmtes zweigeschlechtliches Rollenverständnis, für welches die Jugendlichen vorbereitet werden mussten, beharrlich bis ins ausgehende

ner Laufzeit von 1925 bis 1996, wurde in zwei Schenkungen an das Staatsarchiv Zürich übergeben und besteht heute aus 35 Laufmetern (vgl. Fondsgeschichte Schul- und Berufsbildungsheim Albisbrunn, <https://suche.staatsarchiv.djiktzh.ch/detail.aspx?id=1368069> vom 05.09.2023).

- 17 Vgl. Deplazes, Daniel/Garz, Jona T.: »Historische Materialität: Ein ›Meilenstein‹ für die Historiografie?«, in: *Jahrbuch für Historische Bildungsforschung* 28 (2023), S. 185–196.
- 18 J. Windheuser: *Geschlecht und Heimerziehung*, S. 69.
- 19 Hochuli Freund, Ursula: *Heimerziehung von Mädchen im Blickfeld. Untersuchung zur geschlechtshomogenen und geschlechtergemischten Heimerziehung im 19. und 20. Jahrhundert in der deutschsprachigen Schweiz*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1999, S. 20.

20. Jahrhundert beobachten. Allein, dass Erziehungsheime für schulentlassene Jugendliche nicht koedukativ geführt werden durften,²⁰ veranlasst zu hinterfragen, worin sich die jeweilige geschlechtsspezifische Erziehung unterschied. Nachfolgend wird anhand der Einweisungsgründe sowie einer Gegenüberstellung der Berufslehreangebote in Knaben- und Mädchenheimen die strukturell geschlechtsspezifische Ausprägung der damaligen Heimerziehung illustriert.

Geschlechtsspezifische Einweisungsgründe

Seit der Einführung des Eidgenössischen Zivilstrafgesetzbuchs 1912, und später erneut akzentuiert mit der Einführung des Schweizerischen Jugendstrafgesetzes 1942, wurden administrative Fremdplatzierungen wie auch gerichtlich verordnete Erziehungsmaßnahmen in stationären Erziehungsinstitutionen zumeist mit dem weitläufigen Begriff der »Verwahrlosung« legitimiert.²¹ Eine Worthülse, die sich relativ beliebig füllen ließ, was einer Willkür der behördlichen Einweisungspraxis Vorschub leistete.²² Gleichwohl basierte das gehandete Verhalten von Devianz auf gesellschaftlich breit geteilten Normen, die mitunter an geschlechtsspezifischen »Symptomen« festgemacht wurden.

Es lassen sich über den gesamten Zeitraum hinweg »geschlechtsspezifische Legitimationsmuster bei der Anstaltsunterbringung«²³ feststellen. Bei den Knaben wurde in der Regel das »Schul- und Erwerbsverhalten« problematisiert. Vor allem »männlichen Schulabgängern« wurde dabei unterstellt

20 Vgl. Studienkommission für die Anstaltsfrage, Organ der Schweizerischen Landeskonferenz für soziale Arbeit: Richtlinien für die Organisation von Heimen zur Erziehung von Kindern und Jugendlichen, April 1949, S. 4, StAZH W II 24.1853, n. pag.

21 Vgl. Art. 284, 285 Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907 (in Kraft getreten am 1. Januar 1912), Amtliche Sammlung (AS) 24 233; Art. 91, Abs. 1, Schweizerisches Strafgesetzbuch vom 21. Dezember 1937 (in Kraft getreten am 1. Januar 1942), AS 54 757.

22 Vgl. Ramsauer, Nadja: »Verwahrlost«. Kindswegnahmen und die Entstehung der Jugendfürsorge im schweizerischen Sozialstaat 1900–1945, Zürich: Chronos 2000, S. 202–207.

23 Knecht, Sybille/Dissler, Noemi: »Erziehen, retten, bessern«. Die administrative Versorgung »verwahrloster« Jugendlicher (Kanton Zürich, 1920er- bis 1970er-Jahre), in: Christel Gumy/Sybille Knecht/Ludovic Mangué et al. (Hg.), Sondergesetze? Legitimierung und Delegitimierung der administrativen Versorgung, Zürich: Chronos 2019, S. 329–369, hier S. 356; vgl. dazu J. Windheuser: Geschlecht und Heimerziehung, S. 70.

»[a]rbeitsscheu« zu sein, was die Anstaltserziehung korrigieren sollte.²⁴ So platzierten bis in die späten 1960er Jahre die Vormundschaftsbehörden der Kantone Basel-Stadt und Appenzell 16 bis 22 Prozent ihrer Fälle aufgrund »fehlende[r] Arbeitsstelle, häufige[m] Wechsel der Arbeitsstelle, aber auch unregelmässige[m] Arbeiten, Faulheit und Pflichtvergessenheit«²⁵ in Erziehungsheime.

Anders als bei den männlichen Jugendlichen standen bei Heimeinweisungen von weiblichen Zöglingen zumeist nicht die sich häufenden Delikte oder Arbeitslosigkeit im Zentrum, sondern ein unterstelltes »normabweichende[s] Sexualverhalten«, artikuliert durch Vorwürfe wie Bekanntschaft mit Jungen oder gar Prostitution.²⁶ Weibliche »Verwahrlosung« wurde in aller Regel als »sittliche«, d.h. »sexuelle Verwahrlosung« verstanden, eine Verknüpfung, die auf »die Pathologisierung der weiblichen Sexualität und ihrer Klassifizierung als »Verwahrlosungserscheinung«²⁷ zurückzuführen ist. Gerade minderjährige Mädchen waren überdurchschnittlich häufig von einer Anstaltsversorgung betroffen, wenn ihnen ihr angebliches »Sexualleben« angelastet wurde.²⁸ Eine Auswertung zeitgenössischer Medienberichte konnte zeigen, dass »die be-

-
- 24 Vgl. Businger, Susanne/Janett, Mirjam/Ramsauer, Nadja: »Gefährdete Mädchen« und »verhaltensauffällige Buben«. Behördliche Fremdplatzierungspraxis in den Kantonen Appenzell Innerrhoden, Basel-Stadt und Zürich«, in: Gisela Hauss/Thomas Gabriel/Martin Lengwiler (Hg.), *Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990*, Zürich: Chronos 2018, S. 77–99, hier S. 85.
- 25 Janett, Mirjam: *Verwaltete Familien. Vormundschaft und Fremdplatzierung in der Deutschschweiz, 1945–1980*, Zürich: Chronos 2022, S. 197, <https://doi.org/10.33057/chronos.1645>
- 26 Vgl. S. Businger/M. Janett/N. Ramsauer: *Gefährdete Mädchen*, S. 85; vgl. auch Bischoff, Nora: »Nomadeninstinkt, Wandertrieb, pathologisches Fortlaufen. Medikalisierte Deutungsmuster im pädagogischen Kontext (ca. 1900–1970)«, in: *VIRUS. Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin* 17 (2018), S. 241–255, hier S. 253; Germann, Urs: »Zur Nacherziehung versorgt. Die administrative Versorgung von Jugendlichen im Kanton Bern 1942–1973«, in: *Berner Zeitschrift für Geschichte* 80 (2018) 1, S. 7–43, hier S. 16ff.; Künzle, Lena/Lis, Daniel/Galle, Sara et al.: »Legitimierung behördlicher Praxis? Analyse einer stationären kinderpsychiatrischen Begutachtung in Zürich 1944«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 31 (2020) 3, S. 124–143, hier S. 139; J. Windheuser: *Geschlecht und Heimerziehung*, S. 69.
- 27 M. Janett: *Verwaltete Familien*, S. 164.
- 28 Vgl. S. Knecht/N. Dissler: *Erziehen, retten, bessern*, S. 356. Hochuli Freund kann zudem zeigen, dass ein beträchtlicher Anteil der als »sittlich verwahrlost« untergebrachten Mädchen zuvor Opfer sexualisierter Gewalt geworden waren (vgl. Hochuli Freund: *Heimerziehung*, S. 430–433).

troffenen Mädchen« zudem »im Vergleich zu den männlichen Jugendlichen als ›schwieriger‹ und ›verwahrloster‹ dargestellt« wurden, was nicht zuletzt – im Rückgriff auf biologistische Überzeugungen – auf die »angeblich stärkere Gefühlsbetontheit und Subjektbezogenheit der Mädchen« zurückgeführt wurde.²⁹ Dies änderte sich in den 1970er Jahren, nachdem sich im Zuge der 68er-Bewegung die Sexualitätsnormen allmählich liberalisiert hatten.³⁰

Geschlechtsspezifische Berufsbildungsangebote

Wie sehr sich die Erziehungsbemühungen in Jugendheimen an der Sorge um die zukünftigen Männer und Frauen als funktionierende Teile³¹ einer zweigeschlechtlich geordneten Gesellschaft ausrichteten, zeigt sich an den angebotenen Berufslehren in den jeweiligen Heimen. Die Auswertung einer Diplomarbeit zur Berufsbildung in den Erziehungsheimen (1943) sowie von drei Heimverzeichnissen (1948, 1973 und 1979), denen sich die internen Berufslehreangebote aller Knaben- und Mädchenheime in der deutschsprachigen Schweiz entnehmen lassen, zeigt, dass die Wahrscheinlichkeit, eine Lehre im Heim zu absolvieren, je nach Geschlecht überaus unterschiedlich ausfiel (s. Tab.).

29 Vgl. S. Knecht/N. Dissler: Erziehen, retten, bessern, S. 356.

30 Vgl. S. Businger/M. Janett/N. Ramsauer: Gefährdete Mädchen, S. 86.

31 Vgl. Häberli, Hans: »Der Erziehungsauftrag des Heimes in unserer Gesellschaft«, in: Pro Infirmis 30 (1971) 1/2, S. 3–9.

Tab.: Anzahl Erziehungsheime mit dem jeweiligen internen Berufslehrangebot³²

	1943	1948	1973	1979
Knabenheime	16	15	16	16
Gärtner	12	10	9	10
Schreiner	10	9	11	13
Schuhmacher	8	7	1	1
Herrenschneider	7	6	3	1
Landwirt	6	7	7	9
Metallbauschlossler	3	4	7	8

- 32 Die Daten stammen aus Hauser, Esther: Die Berufsbildung in den Anstalten für schwererziehbare Jugendliche in der Schweiz, Soziale Frauenschule Zürich, Zürich: Soziale Frauenschule Zürich 1943, S. 70–85; Steiger, Emma: Handbuch der Sozialen Arbeit in der Schweiz, Band 2: Rechtliche Grundlagen, Behörden, Ämter und Werke der Sozialen Arbeit, Zürich: Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft 1949, S. 469ff.; ATH/JHL: Erziehungsheime; VSA (Hg.): Verzeichnis der Heime für erziehungsschwierige Kinder und Jugendliche der deutschsprachigen Schweiz, Zürich: VSA 1979. Berücksichtigt wurden allein die deutschsprachige Schweiz und nur diejenigen Erziehungsheime, die Jugendliche nach der obligatorischen Schulzeit aufnehmen. »Anlehren« wurden nicht berücksichtigt, da damit bis zum Eidgenössischen Berufsbildungsgesetz 1978 kein formeller Abschluss erreicht werden konnte. Vgl. zur Anerkennung der »Anlehren«: Schweizerischer Bundesrat: »Botschaft zu einem neuen Bundesgesetz über die Berufsbildung«, in: Bundesblatt 129 (1977) 9, S. 681–766. Die Arbeit von Esther Hauser wurde maßgeblich vom damaligen Albisbrunner Heimleiter, Max Zeltner, unterstützt, der sich intensiv um die Finanzierung ihrer Veröffentlichung bemüht hat; vgl. Brief von M. Zeltner an E. Hauser, 03.03.1944, StAZH W II 24.1854, n. pag. Im Verzeichnis von 1979 wurden die Heime der Arbeitsgruppe Jugendheimleiter (JHL) und der Arbeitsgruppe Töchterheimleiterinnen (ATH) miteinbezogen. Die Verschiebung in der Anzahl der Mädchenheime von 1973 bis 1979 resultiert aus Heimschließungen. Mithilfe eines Abgleichs mit der Studie von Priska Schürmann zur »Institutionalisierten Fremderziehung« (1978) konnten zudem neue Mitglieder der ATH nach 1973 aus dem Verzeichnis von 1979 berücksichtigt werden; vgl. Schürmann, Priska: Institutionalisierte Fremderziehung. Eine Darstellung der Erziehungseinrichtungen für schulentlassene weibliche und männliche Jugendliche und junge Erwachsene der deutschen Schweiz, Diss. Universität Bern 1978. Bei den Verzeichnissen gilt es zu berücksichtigen, dass es sich in der Regel um Selbstdeklarationen der Heimleitungen handelte. Die Angaben über Angebote dürfen daher nicht mit deren Nutzung verwechselt werden.

Mechaniker	3	3	4	4
Wagner	2	1	-	-
Kaufmann	2	1	2	2
Koch	1	-	5	5
Schmied	1	1	1	1
Bäcker	1	1	1	1
Automechaniker	-	-	3	2
Maler	-	-	2	3
Siebdrucker	-	-	1	2
Werkzeugmaschinist	-	-	1	2
Mädchenheime	21	18	18	14
Hauswirtschafterin	13	9	7	6
Wäscherin-Glätterin	13	10	4	1
Damenschneiderin	10	11	-	-
Bäuerliche Haushalterin	2	1	-	-

Die Zahlen in der Tabelle repräsentieren die Anzahl der Heime, die die jeweilige interne Berufslehre angeboten haben. Von den angebotenen Lehren wurden diejenigen in die Tabelle aufgenommen, die in mindestens zwei Statistiken erwähnt worden sind.³³ Obwohl es bis zumindest 1973 mehr Heime für Mädchen gab als für Jungen, lassen sich für diese Zeit insgesamt 33 Lehrberufe bei den Knabenheimen und nur zehn bei den Mädchenheimen identifizieren.³⁴ Während sich in den Knabenheimen manche Berufslehreangebote über

33 Ab 1973 wurden in einzelnen Heimen für männliche Jugendliche zusätzlich interne Berufslehren eingeführt wie Forstwart, Pferdehalter, Serigraf (Siebdrucker), Weinküfer oder Metzger, die zum Teil bereits sechs Jahre später, im Verzeichnis von 1979, nicht mehr zu finden sind.

34 Vgl. Hochuli Freund: Heimerziehung, S. 34–37. Die Auswahl der Berufe, in denen die Zöglinge während ihrer Zeit in der Anstalt eine Lehre machen konnten, war nicht zufällig. In den »Grundberufen« wie »Schreiner« oder »Gärtner« liess sich etwa für Knaben eine Ausbildung erlangen, von der man ausging, dass sie vielseitig einsetzbar war. Die anderen der in der Schweiz Anfang der 1940er Jahre möglichen 170 verschiedenen Berufsausbildungen schienen entweder nicht geeignet, weil sie mit einer für schwererziehbare Jugendliche zu »intensiven Aufsichtsanforderung« einhergingen, wie z.B.

die Zeit hinweg kaum veränderten (z. B. Gärtner, Landwirt, Schreiner), andere ausgebaut (wie Automechaniker, Koch, Metallbauschlosser) oder reduziert (beispielsweise Herrenschneider, Schuhmacher, Wagner) wurden, war das bei den Mädchenheimen anders. Nicht bloß die Anzahl der Berufslehren nahm im Gegensatz zu den Knabenheimen ab, sondern auch deren Auswahl dünnte zunehmend aus. Während sich also in den Knabenheimen das Berufsbildungsangebot zumindest träge an wirtschaftliche Veränderungen anzupassen schien, tendierte die Entwicklung bei den Mädchenheimen zum Abbau des Angebots. So ergänzten die Mädchenheime oftmals das zunehmende Fehlen interner Berufslehren mit dem Hinweis auf externe Angebote oder hoben die »Beschäftigung in Haus und Garten«³⁵ des Heims hervor.

Die Einweisungsgründe wie auch die internen Berufsbildungsangebote zielten nicht zuletzt auf die Festigung des »normativen Leitbilds der Familie, das heisst des bürgerlichen Ernährer-Hausfrauen-Modells«: Dementsprechend sollten die Jungen zur Erwerbstätigkeit, die Mädchen auf »reproduktive Aufgaben« hin erzogen werden.³⁶ Folglich hielten die Heimleiter der Knabenheime 1976 fest: »Die Heime müssen ihren Jugendlichen eine *berufliche Ausbildung* anbieten können, welche ihnen für das spätere Leben eine Existenzgrundlage vermittelt.«³⁷ Bereits in den 1940er Jahren wurde auf den erfolgreichen Abschluss einer Berufslehre als entscheidender Faktor für den

»Installateur Gas Wasser« und »Kaminfeger«, oder aber die Berufe galten als Umfeld, in dem der »Zögling unkontrollierbaren Einflüssen« ausgesetzt gewesen wäre wie beispielsweise »Coiffeur«, »Schaufensterdekorateur« oder »Kellner«; vgl. Bericht Walter Schweingruber an die Landeskonferenz für Soziales, 1942, StAZH W II 24.1853, n. pag.

35 ATH/JHL: Erziehungsheime, S. 34.

36 Vgl. Guggisberg, Ernst/Dal Molin, Marco: »Zehntausende«: Zahlen zur administrativen Versorgung und zur Anstaltslandschaft, Zürich: Chronos 2019, S. 48; vgl. auch S. Businger/M. Janett/N. Ramsauer: Gefährdete Mädchen, S. 83. Das in den Anstalten idealisierte Frauen- und Männerbild war klar bürgerlich. Während alle Jugendlichen arbeiten sollten, waren es bei den Erwachsenen lediglich die Männer, von denen eine Erwerbstätigkeit erwartet wurde. Dies kollidierte Ende der 1950er Jahre mit »der Lebensrealität der Arbeiterhaushalte«, in denen Frauen *und* Männer zum Lebensunterhalt beitrugen und sich auch die Männer an der Hausarbeit beteiligten (vgl. M. Janett: Verwaltete Familien, S. 199). In den internen Berufsbildungsangeboten der Mädchenheime bildet sich diese Verschiebung jedoch zumindest bis 1979 nicht ab.

37 JHL: »Zur Lage der Heimerziehung männlicher Jugendlicher in der deutschsprachigen Schweiz. Ein Situationsbericht der Arbeitsgruppe Jugendheimleiter (JHL). 2. Teil«, in: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen 47 (1976) 9, S. 293–301, hier S. 295. Hervorhebung im Original.

Erfolg der »Nacherziehung« verwiesen. Obschon dieser Erfolgsfaktor für beide Geschlechter galt, spiegelt die Statistik zu den internen Berufsbildungsangeboten die weitverbreitete Ansicht wider, wonach die »[h]auswirtschaftliche Ausbildung [...] die beste Vorsorge für das Mädchen« sei, ob »als Brotberuf [...] oder im späteren eigenen Haushalt«. ³⁸

Die gesellschaftlich normierten Vorstellungen von Geschlecht hatten demzufolge unmittelbare Konsequenzen für die Heimerziehung. Wie eine »Erziehung zur Arbeit« die angeblich »arbeits scheuen« Knaben kurieren sollte, lässt sich an der Erziehungsprogrammatik wie den -praktiken in der Spielwarenabteilung Albisbrunns studieren.

2 Männlichkeit, Arbeit und die Spielwarenabteilung Albisbrunns

Zunächst verrät die erzieherische Programmatik, die nach außen getragenen Erziehungsideale, einiges über die kursierenden Vorstellungen von Geschlecht und Klasse. Auch im Fall Albisbrunns ging es dabei um den zukünftigen, *arbeitenden* Mann, zu dem die Knaben erzogen werden sollten. Ein Blick in die »Merkblätter«, die den Erziehenden und Zöglingen ausgehändigt worden sind, zeigt, dass weitere Aspekte mit der auf eine äußerst bürgerliche Form der »Mannwerdung« zielenden Erziehung einhergingen wie Höflichkeit, adäquate Tischmanieren, ordentliche und stets frisch gewaschene Kleidung. ³⁹

Die Arbeitserziehung war ein breit beworbenes Erziehungsprogramm. Der Heilpädagoge und erste Leiter Albisbrunns, Heinrich Hanselmann (1885–1960), etwa hielt 1927 fest, dass Albisbrunn »nicht wesentlich eine Schul- sondern eine Arbeitserziehungsanstalt« ⁴⁰ sei. Alle Albisbrunner Zöglinge, auch die noch schulpflichtigen, mussten regelmäßig, mindestens an einem Nachmittag in der Woche, arbeiten. ⁴¹ Arbeit war, wie es Hanselmanns Nachfolger, Max Zeltner (1895–1953), formulierte, das »vornehmste und wichtigste Erziehungsmittel der Anstalten«. Wobei er – sich vom Anstaltsdiskurs

38 E. Hauser: Berufsbildung, S. 24; vgl. auch J. Windheuser: Geschlecht und Heimerziehung, S. 70.

39 Vgl. Merkblätter für Erzieher und ihre Gruppen, o.J., StAZH Z 866.93, n. pag.

40 Protokoll Stiftungsrat, 20.08.1927, StAZH W II 24.1841.1, S. 47.

41 Vgl. Zeltner, Max: »Bericht des Heimleiters«, in: Jahresbericht Albisbrunn 1928, S. 5–20, hier S. 11, ZB LK 2807 1.

der 1940er Jahre absetzend – betonte, dass »die Arbeit in erster Linie als Mittel« und »nicht als Selbstweck zu gelten«⁴² habe. Die »Erziehung zur Arbeit« erfolgte mittels einer »Erziehung durch Arbeit« und fand, je nach »Neigung« oder »Vermögen« des Jugendlichen, in einem der verschiedenen heimeigenen Betriebe statt, so auch in der Spielwarenabteilung; dort sollten die Zöglinge als Lehrlinge lernen, »auch das gut zu tun, was [sie] noch nicht, vielleicht überhaupt nie gern tu[n]« würden.⁴³

Die Einsicht in die »Arbeitspflicht in der Gesellschaft« war das Ziel der Erziehung der jungen Männer, die ein selbstständiges Leben »mit persönlicher Befriedigung und selbstgewollter Einordnung« überhaupt möglich machen würde.⁴⁴ Indem die Zöglinge in einer geschützten Umgebung an Arbeiten gewöhnt wurden, konnten sie sich, so die Annahme, an pünktliches Erscheinen, regelmäßiges Arbeiten und ans Durchhalten auch in schwierigen Situationen gewöhnen und so dem Erziehungsideal eines arbeitenden, den Familienunterhalt besorgenden jungen Mannes ein Stück näher kommen.

42 Zeltner, Max: Arbeitserziehung. Separatabdruck aus dem Jubiläumsbuch 100 Jahre Schweizerisches Anstaltswesen, Zürich: Otth 1945, S. 1.

43 Vgl. Hanselmann, Heinrich: »Die Erziehung der ›faulen‹ Kinder zur Arbeitsfreude«, in: Erwin Lesch (Hg.), Bericht über den 4. Kongress für Heilpädagogik, Berlin: Springer 1929, S. 310–315, hier S. 313, https://doi.org/10.1007/978-3-662-43066-8_47

44 Vgl. M. Zeltner: Arbeitserziehung, S. 1. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der Zweck der Heimerziehung als diesem Ziel untergeordnet verstanden (vgl. H. Häberli: Erziehungsauftrag).

Abb. 2: Zögling bei Ausschmittarbeiten der typischen Albisbrunner Holzfiguren, ca. 1936⁴⁵



Diese Form der Erziehung wurde mitunter als das »einzigste Mittel« bezeichnet, sollte aus einem Zögling »noch ein einigermaßen brauchbarer Mensch werden.«⁴⁶ Die »Erziehung zur Arbeit« lief auf eine Form von »Arbeitsgewöhnung« hinaus, die neben dem Erlernen berufsspezifischer Techniken

45 Fotosammlung Albisbrunn, [ca. 1936], StAZH Z 866.328.3. Bei dem Jungen im Bild handelt es sich höchstwahrscheinlich um einen der älteren Zöglinge, die bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr in Albisbrunn beschäftigt werden konnten.

46 Vgl. Bericht, 11.05.1938, StAZH W II 24.648, n. pag.

vornehmlich auf die zu stärkende »Willensanstrengung« der Zöglinge zielte.⁴⁷ Dazu gehörte in der Spielwarenabteilung nicht zuletzt die Gewöhnung an eine äußerst monotone Arbeit, die aus Aussägen, Abschleifen und Beizen von Holzfiguren bestand: Die schiere Menge der von einem Zögling zu produzierenden Pferdchen, wie sie auf der Fotografie aus den 1930er Jahren zu sehen ist (Abb. 2), spricht Bände. Der »Zöglings-Maschinen-Hybrid« produzierte – im Idealfall reibungslos – eine Spielfigur nach der anderen. Die Arbeitserziehung ging jedoch über pädagogische Anliegen hinaus: Dass diese tendenziell simplen Holzspielwaren nach anthroposophischen und reformpädagogischen Gesichtspunkten entworfen waren,⁴⁸ stellte nämlich einen nicht zu verachtenden Mehrwert für die Öffentlichkeitsarbeit und letztlich auch für die Finanzierung des Heims dar.⁴⁹ Während die Renditen der Spielwarenabteilung das Heim alimentierten – einzelne »Artikel« wie das »Schaukelpferd« wurden unter finanziellen Gesichtspunkten gar als »Zugpferde« bezeichnet –, wurde »die Herstellung von pädagogisch wertvollem Spielzeug« auch für die Zöglinge als pädagogisch »sinnvoll« verkauft.⁵⁰

Das Erziehungsideal eines arbeitsfreudigen, ordentlichen jungen Mannes entpuppte sich im Alltag des Heims jedoch als sehr viel brüchiger. Es blieb ein Ideal,⁵¹ an dem vor allem die Erzieher:innen ein Interesse hatten. Die Programmatik der »Erziehung zur Arbeit« erwies sich immer wieder als erfolglos, etwa wenn es in einem »Bericht« zum Ende der Unterbringungszeit über einen Zögling heißt, dass er sich weiterhin »von der Arbeit ablenken« ließe, »Al-lotria« treibe und damit »den ganzen Betrieb« störe.⁵² Zöglinge verweigerten auch wiederholt die Arbeit⁵³ oder ließen sich zu verbalen Entgleisungen hinreißen.⁵⁴ Solchen »Störfaktoren« musste Einhalt geboten werden, sei es mit

47 Vgl. Moor, Paul: »Erziehung zur Arbeit und zum Beruf«, in: Jahresbericht des Heilpädagogischen Seminars Zürich 1954, S. 3–19, hier S. 3, Pestalozzianum Zürich PRO] br 244 q.

48 Vgl. Knüsli, Laura M./Holzer-Weber, Ruth: 100 Jahre Schweizer Spielzeugfabrikation. Zum 125-Jahr-Jubiläum der Firma Franz Carl Weber, Zürich: Chronos 2006, S. 68f.; Prospekt Waldorf Spielzeug aus Albisbrunn, [ca. 1936], ZB LK 2807 1.

49 Vgl. D. Deplazes/J.T. Garz: Historische Materialität.

50 Siehe etwa Protokoll Stiftungsrat, 28.05.1986, S. 8, StAZH Z 866.61.

51 Vgl. R. Connell: Der gemachte Mann, S. 122.

52 Vgl. Brief des Heimleiters an das Jugendamt, 06.10.1947, StAZH W II 24.1174, n. pag.

53 Siehe etwa Beobachtungsbogen, 13.03.1949, StAZH W II 24.1047, n. pag.

54 Siehe etwa Beobachtungsbogen 13.06.1950, StAZH W II 24.1360, n. pag.

Aussprachen,⁵⁵ dem Wegschicken aus dem Betrieb⁵⁶ oder Strafpraktiken wie Körper-,⁵⁷ Arrest- oder Arbeitsstrafen.⁵⁸ Gerade Letzteres erwies sich als große »Versuchung«: Auch wenn der Heimleiter sah, dass dadurch das ganze Programm der Erziehung zur Arbeit »gefährdet« war, wurden regelmäßig zusätzliche Arbeitsstunden als »Erziehungsmittel« eingesetzt, um die Kooperation der Zöglinge zu erzwingen.⁵⁹

Hier zeigt sich ein weiteres Phänomen, das der Erziehung zur Männlichkeit innewohnt: die Unterordnung unter die »hegemoniale Männlichkeit«, in diesem Fall in Gestalt des Erziehers sowie des Lehrmeisters. Diese fungierten einerseits als Repräsentanten einer Geschlechterordnung, auf die hin die Jungen erzogen werden sollten. Gleichzeitig erfuhren die Zöglinge hier, was es für sie hieß, ein Mann zu sein, wenn sich die eigene Männlichkeit im Verhältnis zur Hegemonie als prekär erwies: Erfolgreich konnte die Arbeitserziehung bloß sein, wenn sich die Lehrlinge ihren Meistern unterordneten.⁶⁰ Die Arbeitserziehung zielte somit implizit auf eine unterworfenen Männlichkeit ab. Eindrücklich wird dies anhand der Gegebenheit, dass die Zöglinge auch über das Heim hinaus auf ihren Platz verwiesen blieben, wenn sie in ihrer prekären Situation Spielzeuge für bürgerliche Kinderzimmer produzierten, zu denen sie selber nie Zugang haben würden.

Unter diesen Umständen wenig überraschend entwickelten die Jungen eine erstaunliche Beharrungskraft, indem sie ihre eigenen Männlichkeitsideale mitunter an den – von den Verantwortlichen im Heim verabscheuten – Materialitäten und Praktiken der »Populärkultur« ausrichteten: »Blue Jeans«,⁶¹ »Café, Dancing und Bar«,⁶² Tragen langer Haare,⁶³ Mofa-Kult⁶⁴ oder Drogen-

55 Siehe etwa Journal-Blatt, 29.01.1980, S. 24, StAZH Z 870.458.

56 Vgl. Beobachtungsbogen, 15.09.1945, W II 24.1047, n. pag.

57 Siehe etwa Journal-Blatt, 28.10.1977, S. 19, StAZH Z 870.406.

58 Siehe etwa Beobachtungsbogen, 26.12.1950, StAZH W II 24.1365, n. pag.

59 Vgl. M. Zeltner: Arbeitserziehung, S. 8; vgl. die Zöglingsskizzen der vorangehenden Fußnoten.

60 Vgl. zu Dominanz und Unterordnung als zentral für die Herstellung von Männlichkeit R. Connell: Der gemachte Mann, S. 130ff.

61 Merkblätter für Erzieher und ihre Gruppen, o.J., StAZH Z 866.93, n. pag.

62 Psychologisches Gutachten, 19.01.1950, StAZH W II 24.1303, n. pag.

63 Vgl. Protokoll Stiftungsrat, 14.12.1965, S. 5, StAZH W II 24.1842.

64 Vgl. Aktennotiz »Unsere Burschen und die Mofas«, 08.11.1973, S. 1, StAZH Z 866.90.

konsum.⁶⁵ Es gab auch handfestere Methoden der Zöglinge, sich der Arbeit dauerhaft(-er) zu widersetzen. Eine wiederkehrende Praktik der Knaben, sich dem Zugriff zu entziehen, war die Flucht aus dem Heim: Ohne ihre Körper in der Spielwarenabteilung verfügbar zu haben, war die »Erziehung zur Arbeit« schlicht nicht möglich.⁶⁶ Die Erziehung operierte aber auch sonst unter erschwerten Bedingungen. Schwere Verletzungen, die sich die Zöglinge an den Maschinen zugezogen hatten, verunmöglichten die manuelle Arbeit über Monate hinweg.⁶⁷ Die Knaben machten sich die »Erziehung zur Arbeit« in der Spielwarenabteilung auch nicht in der von den Erziehenden erhofften Form zu eigen. Ein ehemaliger Zögling erinnert sich in seiner Autobiografie: »Die Mittwochnachmittage, an denen ich in der Spielzeugfabrik meine Stunden arbeitete und an Spielklötzen die Kanten abschliiff, liessen mich fast durchdrehen.«⁶⁸ Die Wut der Zöglinge auf die »beschissene Holzklötzchenfabrik« mit den »monotonen Geräusche[n] der Maschinen«, den »Neonröhren« und einer »riesige[n] Kiste noch unbemalter Figuren« war teils so gravierend,⁶⁹ dass Zöglinge nicht bloß damit drohten, den Spielwarenbetrieb in Brand zu stecken,⁷⁰ sondern dies ein Junge 1964 auch in die Tat umsetzte.⁷¹

Es gab durchaus Fälle, in denen die »Erziehung zur Arbeit« gelang, ob schon unklar bleiben muss, ob sich vor allem die Heimerziehung dafür verantwortlich zeichnete. Jahrelang bestehende Briefkontakte zum Heim belegen zumindest die »wünschenswerte« kleinbürgerliche Entwicklung im weiteren Lebensweg wie Festanstellung, Heirat oder Geburt des ersten Kindes.⁷² Nach der Entlassung der Zöglinge zeigte sich jedoch häufig, dass sich die »Erziehung zur Arbeit« als wenig nachhaltig erwies. Ein auf Bewährung entlassener Jugendlicher verdingte sich beispielsweise zunächst als »Hilfsarbeiter«, arbeitete »kurze Zeit auf dem Bau« und ging dann monatelang »keiner geregelten

65 Vgl. B., K.: »Grundsätzliches zum Haschischproblem im Erziehungsheim«, in: Jahresbericht Albisbrunn 1981/1982, o.S., StAZH III LE 7a.

66 Vgl. zu Flucht aus Albisbrunn und ihrer Pädagogisierung D. Deplazes/J.T. Garz: Vergehen, Verhör, Verschriftlichung.

67 Siehe etwa Beobachtungsbogen, 18.09.1940, StAZH W II 24.785, n. pag.

68 Curt, Philipp: Schattenkind. Wie ich als Kind überlebt habe, 2. Auflage, München: Goldmann 2018, S. 380.

69 Vgl. ebd., S. 380, S. 399.

70 Vgl. Protokoll Stiftungsrat, 18.02.1964, S. 6, StAZH W II 24.1842.

71 Vgl. Anonym: »Grossbrand in Albisbrunn«, in: Die Tat vom 21.03.1964, S. 4.

72 Siehe etwa Zöglingsdossier, StAZH W II 24.1047.

Arbeit nach«. ⁷³ Auch hier scheint das Ausbleiben des Erziehungserfolgs wohl kaum allein auf die Unzulänglichkeiten der Heimerziehung zurückzuführen zu sein.

Unabhängig vom Erfolg erschien Männlichkeit im Rahmen der »Erziehung zur Arbeit« zentral für die Struktur des Heims und für die darin praktizierte Erziehung. Nicht allein die Ausstattung Albisbrunn – mitsamt den Werkstätten und deren Maschinen –, auch der Zugriff auf die Körper mit der Unterordnung des Zöglings unter den Erzieher lassen sich mit Männlichkeitsidealen erklären. Dieses Ideal als Ziel der Erziehung erwies sich im Untersuchungszeitraum als äußerst robust. Die monotone, manuelle Arbeit an Maschinen zur Spielzeugherstellung stellte dabei einen zentralen Zugriff des Heims auf die »zu formenden« Männer dar. Diese suchten wiederum regelmäßig ihre eigenen Vorstellungen von Männlichkeit zu erproben, indem sie sich entzogen oder ihre Körper mit anderen Materialien und Praktiken, wie Drogen oder Mo-fas, formten.

3 Fazit: Materialität, Geschlecht und stationäre Erziehung

So wie sich Effekte von Erziehung kaum kausal bestimmen lassen, entzieht sich auch die Herstellung von Geschlecht einer eindeutigen Bemessung. Die Komplexität eines Gefüges kaum zu überblickender Einflussfaktoren, die unklare Vermischung von Erziehung und Sozialisation, die Unkalkulierbarkeit sozialer Systeme sowie die schiere Länge der jahrzehntelang dauernden Prozesse erschweren präzise Zuordnungen. ⁷⁴ Die Analyse der stationären Erziehung erlaubt derweil Einblicke in einen kleinen Ausschnitt der Konstituierung von Geschlecht und dessen Verknüpfungen mit Materialität.

Die Männlichkeit der Zöglinge blieb in den Augen der Heimverantwortlichen prekär. Das lag nicht zuletzt daran, dass die im Rahmen eines Erziehungsheims aufgrund von Machtgefälle und inhärentem Zwang den Zöglingen angebotene Männlichkeit jeweils nur eine unterworfenen, abgewerteten Männlichkeit war. Dementsprechend gelang es höchstens punktuell, sie der hegemonialen Männlichkeit unterzuordnen. Dennoch ließen sich die Verantwortlichen in ihrem Ideal kaum beirren, was auch zeigt, wie komplex

73 Vgl. Verfügung der Justizdirektion, 15.09.1952, StAZH W II 24.1365.

74 Vgl. Luhmann, Niklas/Schorr, Karl Eberhard: »Das Technologiedefizit der Erziehung und die Pädagogik«, in: Zeitschrift für Pädagogik 25 (1979) 3, S. 345–364.

und breit abgestützt gesellschaftlich forcierte Vorstellungen von Geschlecht waren und sind. Die Norm scheint als ein sich selbst zwar wandelnder, aber robuster Katalysator zu funktionieren, ungeachtet ausbleibender, praktischer Erfolge.

Materialität half bei der Stabilisierung dieser Normen mit. Jenseits der stereotypen Rollenvorstellungen lassen sich die Beharrungstendenzen der geschlechtsspezifischen Berufsbildungsangebote zweifellos auch auf eine materiale Dimension zurückführen: Die Grenzen der Heimareale, ihre Lage, ihre finanziellen Ressourcen und ihr auch landwirtschaftlicher Grundbesitz erweiterten oder beschränkten die Möglichkeiten, Lehrbetriebe einzuführen, gerade bei »platzraubenden« handwerklichen Berufen. Zugleich benötigten einmal eingerichtete, etablierte Betriebe – wie eine Schreinerei mit ihrem teuren Maschinenpark – gewichtige Argumente, um sie wieder zu demontieren. Die wirtschaftliche Prosperität dieser Lehr- und Erwerbsbetriebe allein erklärt deren Konstanz ungenügend, wie auch Beispiele aus Albisbrunn zeigen: Während die 1965 eingerichtete, wirtschaftlich defizitäre Verdrahterei bereits 1970 wieder aufgegeben wurde, war das bei der Spielwarenabteilung und dem landwirtschaftlichen Betrieb nicht so. Obwohl beide Betriebe über Jahre hinweg in die roten Zahlen glitten,⁷⁵ waren pädagogische Argumente (bei der Landwirtschaft)⁷⁶ und der symbolische Wert (Spielwarenabteilung als Label)⁷⁷ entscheidend für deren Erhalt. Es war kein Zufall, dass gerade diese beiden Betriebe über modernste, kostspielige Maschinen verfügten, was bei der Verdrahterei kaum der Fall war. Die Materialität des Heims und weniger eine pädagogische Begründung vermittelte also buchstäblich die erzieherischen Möglichkeiten in Albisbrunn. Insofern führten in Heimgebäuden und Ausbildungswerkstätten »zementierte« Geschlechtervorstellungen dazu, dass sich wandelnde gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlecht erst mit größerer Verzögerung in der Heimerziehung niederschlugen.⁷⁸

Entsprechend war auch die Programmatik der »Erziehung durch und zur Arbeit« an geschlechterstereotypen Erziehungsidealen orientiert. Sie strukturierte den Heimalltag und gab ein »handfestes Ziel« des Aufenthalts vor: den Abschluss einer Lehre. Die Erziehung zum »Familienernährer« erweist sich über den gesamten Zeitraum als das, worauf die Körper und auch die Psyche

75 Vgl. Jahresrechnungen Albisbrunn, 1955–1990, StAZH Z 866.27–Z 866.34.

76 Siehe etwa Protokoll Stiftungsrat, 02.11.1988, S. 5–8, StAZH Z 866.62.

77 Siehe etwa Protokoll Stiftungsrat, 28.05.1986, S. 8, StAZH Z 866.61.

78 Vgl. E. Guggisberg/M. Dal Molin: Zehntausende, S. 50f.

der männlichen Jugendlichen hin erzogen wurden. Diese Form der Arbeitserziehung auf spezifische Vorstellungen von Geschlecht und Klasse hin ging mit einer grundlegenden Ambivalenz einher: Einerseits sollten von bürgerlichen Idealen geformte Arbeiter das Heim verlassen. Im Heimalltag mussten sich die Zöglinge jedoch dauerhaft dem Heimpersonal unterwerfen, was nicht selten gebrochene und prekäre Formen von Männlichkeit produzierte. Die Orientierung anhand geschlechtsspezifischer Vorstellungen blieb derweil im Untersuchungszeitraum in Bezug auf die Heimeinweisungsgründe und auf das Berufsbildungsangebot sowie im Fall der Arbeitserziehung in der Spielwarenabteilung Albisbrunn relativ stabil. Dabei war die Materialität des Heims – Betriebe, Gebäude, Finanzen, Maschinen oder Spielzeuge – untrennbar mit den Potenzialen und der Stabilität dieser Erziehung verknüpft.

Im Januar 2023 fand sich die mittlerweile verstaubte Holzfigur des *Jakobli* auf einem Dachboden in Albisbrunn. 1999 habe sie sich jedoch noch im Büro des Heimleiters befunden.⁷⁹ Auch in einem Fernsehinterview des Schweizer Fernsehens von 1980 mit dem damaligen Heimleiter Hans Häberli (1924–2004) thronte *Jakobli* gut sichtbar zur Linken des Heimleiters auf der Fensterbank.⁸⁰ Obschon Kinder und Jugendliche in einem Erziehungsheim kommen und gehen, während im Regelfall das Personal bleibt, verhält es sich aus *Jakobli*s Warte gerade umgekehrt. Er hat zur Zeit der Fernsehsendung vier Generationen der Albisbrunner Heimleitung überlebt und beobachtet gerade die fünfte, ganz zu schweigen von all den Verhören, Aussprachen, Aufnahme- und Austrittsgesprächen, deren Zeuge er im Büro der jeweiligen Heimleitung geworden ist. Seine Funktion hat sich gleichwohl verändert. Während er dem Holzschnitzer Gessner, der später ein berühmter Künstler geworden ist, noch bei der Beziehungsvermittlung zu den Knaben geholfen hat, wurde *Jakobli* im Laufe der Zeit zu einer Art Fetisch. Er erscheint als das Ideal, das mindestens bis 1999 im Büro des Heimleiters, also während über 70 Jahren, das Ziel der Erziehung im Heim darstellte: ein geschliffener, sitsamer, angepasster Junge.

79 Vgl. Häberli, Hans: *Jakobli* [Manuskript], 30.10.1999, StAZH AL-Nr. 2021/071, n. pag.

80 Jugendheim, SRF-Sendung: *Blickpunkt*, 26.06.1980, 6:44, PlaySRF, <https://www.srf.ch/play/tv/-/video/-?urn=urn:srf:video:381b82b3-9933-4055-9d2c-990236212140> vom 05.09.2023.

Geschichtsdinge und Gender

Eine intersektionale Perspektive auf Spielfiguren mit mittelalterlicher Vergangenheitsreferenz

Christoph Kühberger

Annäherung

In der Geschichtskultur werden verschiedenste historische Narrationen und Vorstellungsgebäude über die Vergangenheit entworfen, verbreitet und rezipiert. Spiele und Spielsachen sind dabei selten im Fokus, stellen jedoch gerade für Kinder einen beträchtlichen Teil ihrer materiellen Welt im Privaten dar. Durch eine Hinwendung zur Materiellen Kultur in der Geschichtsdidaktik¹ und durch das ebendort beheimatete Interesse an der Geschichtskultur von Kindern erhalten Spielangebote mit Vergangenheitsreferenzen eine neue Aufmerksamkeit, vor allem hinsichtlich der in den Spielsachen eingeschriebenen geschichtlichen Muster und der Aneignungsprozesse seitens der Nutzer:innen.² Der vorliegende Beitrag versucht, anhand von historischen und aktuellen Spielfiguren der Marke Playmobil® die Frage zu beantworten, welche geschichtlichen Vorstellungen über das Mittelalter in angebotene Plastikfiguren für Kinder eingeschrieben werden. Spielzeugfiguren und ihre

1 Vgl. Barsch, Sebastian/van Norden, Jörg: *Historisches Lernen und Materielle Kultur*, Bielefeld: transcript Verlag 2020, <https://doi.org/10.1515/9783839450666>; van Norden, Jörg: »We do not need certainty«, in: *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik* (2018), S. 9–26; Must, Thomas/Buchsteiner, Martin (Hg.): *Haptische Zugriffe auf Gegenstände – Eine Chance für historisches Lernen? Fachwissenschaftliche, fachdidaktische und pädagogische Impulse*, Münster: Waxmann 2020.

2 Vgl. Kühberger, Christoph: »Spielzeug«, in: Felix Hinz/Andreas Körber (Hg.), *Geschichtskultur – Public History – Angewandte Geschichte*, Stuttgart: UTB GmbH 2020, S. 282–303; Kühberger, Christoph (Hg.): *Mit Geschichte spielen. Zur materiellen Kultur von Spielzeug und Spielen als Darstellung der Vergangenheit*, Bielefeld: transcript Verlag 2021, <https://doi.org/10.1515/9783839453582>

Spielsets werden dazu aus einer intersektionalen Perspektive betrachtet,³ die sich für die materielle Realisierung der verwobenen Diversitätskategorien Geschlecht, Hautfarbe, soziale Herkunft, Alter und Körper interessiert,⁴ um Aussagen über die angebotenen Konstruktionen von Geschichte treffen zu können. Damit knüpft der vorliegende Beitrag an postmoderne Fragestellungen der Gender Studies an und fragt nach der materiellen Repräsentation von Menschen in geschichtlichen Darstellungen.⁵ In den Spielzeugfiguren und ihren Welten spiegeln sich nämlich unweigerlich soziokulturell und historisch gewachsene Normen der je zeitgebundenen Wahrnehmung von Vergangenheit bzw. deren Ausdeutung als Geschichte und reproduzieren sich auf diese Weise in den Händen der Kinder. Im Spiel werden somit Verkörperungen, Zuschreibungen und Aneignungen in und über Artefakte vorgenommen.⁶ Schließlich muss man davon ausgehen, dass sich die materiell zur Verfügung gestellten Darstellungen der Vergangenheit und die damit angeregten Vorstellungswelten in der Kognition der Spielenden einnisten und im Spiel in der geschichtlichen Miniaturwelt zu *experienced knowledge* werden. Im Sinne einer Intersektionalitätsforschung werden dabei vor allem informelle Wissensstrukturen über Vergangenheit in Form von Geschichte bezüglich der im Spielzeug angelagerten bzw. inszenierten Machtstrukturen befragt, nicht nur als geschichtswissenschaftliche Kritik an wenig plausiblen Interpretationen des in und mit den Figuren Gezeigten, sondern auch als eine vernetzende

-
- 3 Vgl. Winker, Gabriela/Degele, Nina: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld: transcript Verlag 2009, <https://doi.org/10.1515/9783839411490>; Lücke, Martin: »Diversität und Intersektionalität als Konzepte der Geschichtsdidaktik«, in: Ders./Michele Barricelli (Hg.), Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Band I, Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag 2012, S. 136–146; Walgenbach, Katharina: Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft, Opladen: UTB Verlag 2017.
- 4 Vgl. Barsch, Sebastian/Degner, Bettina/Kühberger, Christoph et al.: Von Dingen und Objekten in der Geschichtskultur, Bielefeld: transcript Verlag 2020; Brüning, Christina/Deile, Lars/Lücke, Martin: Historisches Lernen als Rassismuskritik, Frankfurt a.M.: Wochenschau Verlag 2016; Bennewitz, Nadja/Burkhardt, Hannes: Gender in Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht. Neue Beiträge zu Theorie und Praxis, Berlin: Lit-Verlag 2016.
- 5 Vgl. König, Gudrun M.: »Geschlecht und Dinge«, in: Stefanie Samida/Manfred K.H. Egger/Hans Peter Hahn (Hg.), Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen, Stuttgart/Weimar: Metzler 2014, S. 64–69, hier S. 68.
- 6 Vgl. Bramberger, Andrea: PädagogInnenprofession und Geschlecht. Gender Inclusion, Wien: new academic press 2015, S. 33.

Perspektive, aus der heraus Geschlecht »nicht isoliert, sondern in Verschränkung mit anderen Kategorien sozialer Ungleichheit«⁷ diskutiert wird. Es handelt sich dabei um ein symbolisches Ordnungssystem, das eine vergangene Gesellschaft repräsentiert und subtil Macht auf Wissensproduktion und -verbreitung in der Lebenswelt von Kindern ausübt, da damit (un-)bewusst Momente und Strukturen als materialisierte Interpretationen von Vergangenheit und Diversität einer Rezeption übergeben werden. So stützen eben selbst Spielzeugwelten in einer »performativen Wiederholung«⁸ eine symbolische Ordnung, die in Bezug auf Diversitätskategorien der Spielzeugfiguren statisch inszeniert ist.

Durch den gewählten geschichtsdidaktischen Fokus, der sich insbesondere für die Aneignung von Vorstellungen von Vergangenheit interessiert, stehen damit nicht vorrangig pädagogische Fragen nach einer positiven Identitätsentwicklung von Kindern in einer sich globalisierenden Migrationsgesellschaft, die über das Spielangebot gestärkt werden könnte, im Mittelpunkt oder eine Egalisierung von Geschlechterrollen im Sinn des Gender Mainstreamings im 21. Jahrhundert, sondern Fragen nach kommunizierten und angeeigneten Vorstellungen, die Kinder von jenen Darstellungen der Vergangenheit ableiten, mit denen sie sich im informellen Rahmen beschäftigen. Der Beitrag skizziert daher zuerst auf einer allgemeineren Ebene (a) Spielzeugfiguren als geschichtskulturelle Darstellungen, um im Anschluss exemplarisch auf (b) Figurationen einzugehen, die in Produkte der Marke Playmobil® eingeschrieben wurden. Dazu werden Figuren der ersten Generation mit Angeboten, die derzeit am Markt sind, systematisch hinsichtlich unterschiedlicher Diversitätskategorien und intersektionaler Momente verglichen. Eine kategoriale Analyse dieser Figuren wird dabei ebenso vorgenommen wie ein Ausloten von queeren Phänomenen. Abschließend wird nach (c) Aneignungen gefragt und letztlich argumentiert, dass (d) Geschichtsdinge als Dinge des Wissens fungieren. Auf diese Weise positioniert der Beitrag ein Verständnis von Materialität, das nicht nur nach materieller Repräsentation fragt, sondern auch die Rezeption der »Dinge« sowie Praktiken der Aneignung in den Blick nimmt.

7 Ebd., S. 53. Vgl. dazu auch die Spielzeuganalyse bei Waburg, Wiebke: »Diversity im Spielzeug – wo ist sie und warum fehlt sie? Theoretische, empirische und pädagogische Annäherungen«, in: Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management 3 (2018) 1, S. 49–62, <https://doi.org/10.3224/zdfm.v3i1.05>

8 G. Winker/N. Degele: Intersektionalität, S. 54.

Spielzeugfiguren als geschichtskulturelle Darstellungen

Spielzeugfiguren treten Kindern als nicht weiter hinterfragbare Darstellungen der Vergangenheit entgegen. Sie führen den Kindern eine positivistische Objektivation jener Geschichtsinterpretationen vor, die den Figuren von der Spielzeugindustrie auf den Leib geschneidert wurden. Die materielle Dimension der Spielzeugfiguren ist dabei besonders zentral, da diese den Kindern eine dimensionsreduzierte Abbildrealität suggeriert, die sich aus dem Objekt heraus einer Kritik entzieht und sich durch das Beleben der Charaktere im Rollenspiel zudem oft selbst immunisiert und so auf mehrfache Weise handlungsmächtig wird. Das Aussehen der Figuren mit Vergangenheitsreferenz tritt den Kindern physisch-wahrhaftig, visuell und haptisch wahrnehmbar entgegen. Die Begegnung ist keine Imagination, sondern eine dreidimensionale Figur aus einer *small world*, wie derartige Spielwelten im angloamerikanischen Raum genannt werden. In den Miniaturen, deren Bezugspunkte in einer vergangenen Realität liegen, wird aber auch jene Abstraktion generiert, deren notwendige Schlichtheit jene Grundlage schafft, um Grenzen zwischen geschichtlicher Annäherung und vergangener Realität verschwimmen zu lassen.⁹ Daher kommt es in diesen Spielzeugwelten bezüglich der Vergangenheitsreferenzen nicht zu strengen Abbildern: »Die Spielzeugfiguren sind [...] keine Doublette, keine genaue Entsprechung der Objekte der realen Umwelt, sondern [...] Miniaturisierungen, Vereinfachungen, Verdeutlichungen und Begrenzungen.«¹⁰ Und dennoch sind sie materielle Objekte mit positivistischem Charakter, die einen verkörperten Zugang zu (Interpretationen der) Vergangenheit bieten.¹¹

Darüber hinaus müssen jedoch auch die von den Figuren ausgehenden Botschaften wahrgenommen werden, die sie zu glaubwürdigen Abbildern des Dargestellten machen sollen. Bei der Produktion von Spielzeugfiguren mit Vergangenheitsreferenz wird versucht, den Konsument:innen (Erwachsenen als Käufer:innen und Kindern als Spieler:innen) eine möglichst plausible Version des Dargestellten anzubieten. Aus unterschiedlichen Bereichen der Geschichtskultur weiß man, dass dabei nicht die geschichtswissenschaftliche

9 Vgl. von Holzen, Aleta-Amirée: »Playmobil. Zur Normativität des Spielzeuges und seiner Adaption in animierten Kurzfilmen«, in: kids+media 2 (2019), S. 41–64, hier S. 46.

10 Fritz, Jürgen: Wahrnehmungen und Spiel, Weinheim/Basel: Beltz Juventa 2018, S. 311.

11 Vgl. Edwards, Elizabeth/Hart, Janice (Hg.): Photographs Objects Histories. On the Materiality of Image, London: Routledge 2004, S. 3, <https://doi.org/10.4324/9780203506493>

Akkuratesse zentral ist, sondern breit verfügbare Bilder aus einer hegemonialen Geschichtskultur.¹² So gelten etwa nach wie vor weiße bzw. marmorne Statuen oder Tempelanlagen der Antike als authentische Rekonstruktionen, die Forschungen zur antiken Polychromie ignorierend.¹³ Es steht sogar zu vermuten, dass bunte Statuen oder Tempelfassaden in einer geschichtskulturellen Rezeption (etwa im Zusammenhang mit Spielfilmen, Computerspielen, Spielzeug etc.) als falsch und unpassend eingestuft werden würden, da sie den weit verbreiteten und eingefahrenen Bildern einer »weißen Antike« widersprechen. Damit zeigt sich, dass das Kennzeichen von plausiblen geschichtskulturellen Produkten oft mehr über einen *pastness*-Effekt erzeugt wird als über eine möglichst detailgetreue Annäherung an eine konkrete Vergangenheit in Zeit und Raum. *Pastness* kann dabei als Illusionsbildung verstanden werden, um etwa Spielzeug als etwas in Erscheinung treten zu lassen, das Vergangenheit glaubwürdig darstellt. Es handelt sich aber nicht um die Umsetzung von empirischer Triftigkeit, sondern um eine Authentifizierungsstrategie, die kulturellen Erwartungen entgegenkommt.¹⁴

Figurationen

Das Unternehmen geobra produziert seit 1974 Plastikspielzeugfiguren – in einer patentierten Größe von 7,5 Zentimetern – und deren Lebenswelten unter der Marke Playmobil®.¹⁵ Die ersten Figuren hatten zwar kein erkennbares biologisches Geschlecht, waren aber dennoch als Männer zu identifizieren. Den

12 Vgl. Zimmermann, Martin: »Der Historiker am Set«, in: Thomas Fischer/Rainer Wirtz (Hg.), *Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen*, Konstanz: UVK Verlag 2008, S. 144.

13 Vgl. Brinkmann, Vinzenz/Wünsche, Raimund (Hg.): *Bunte Götter. Die Farbigkeit antiker Skulptur*, München: Hirmer 2004.

14 Vgl. Holtorf, Cornelius: »Perceiving the Past: From Age Value to Pastness«, in: *International Journal of Cultural Property* 24 (2017) 4, S. 497–515, <https://doi.org/10.1017/S0940739117000236>; Ders.: »On Pastness: A Reconsideration of Materiality in Archaeological Object«, in: *Anthropological Quarterly* 86 (2013) 2, S. 427–443, <https://doi.org/10.1353/anq.2013.0026>

15 Zur Geschichte des Unternehmens und zur Produktgeschichte vgl. Bachmann, Felicitas: *30 Jahre Playmobil*, Königswinter: Heel 2005; Köpper, Hannah/Szabo, Sacha: *Playmobil® durchleuchtet. Wissenschaftliche Analysen und Diagnosen des weltbekannten Spielzeuges*, Marburg: Tectum 2014; Erhard, Jürgen: »Wandel und Kontinuität von historischen Themen in Spielzeugen von LEGO® und Playmobil®. Ein geschichts-

Anfang bildeten Ritter, »Indianer« und Bauarbeiter. Ihre schmalen Oberkörper und die kurzen, zackigen Frisuren deuteten das männlich zu lesende Geschlecht an. Das in den »Männchen« angelegte Rollenspiel war leicht möglich. Die mitgelieferten Utensilien (Hüte, Werkzeug, Waffen, Kleidungsstücke etc.) konnten innerhalb des Systemspielzeugs beliebig ausgetauscht und das jeweilige Potenzial der Rollen konnte ausgelotet werden.¹⁶ Die Andersartigkeit der »Indianer« wurde nicht durch eine andere Hautfarbe markiert, da alle angebotenen Figuren »weiß« (eigentlich eher hellbeige) waren, sondern durch Pastelltöne in der am Körper angedeuteten Kleidung (neben Weiß und Rot, eben Beige, Hellblau und Hellgrün).¹⁷ Erst zwei Jahre später traten die ersten Frauen als Figuren im Sortiment auf. Dass damit in der Spielzeugproduktion der Mann vor der Frau erzeugt wurde, erinnert nicht nur an die jüdisch-christliche Schöpfungsgeschichte, sondern vor allem an die feministische Kritik, wonach in europäischen Kulturen häufig der Mann als die Norm und die Frau als das Abweichende gilt.¹⁸ Die neu geschaffenen weiblichen Figuren waren zwar genauso groß wie ihre männlichen Vorläufer, zeigten darüber hinaus jedoch zwei markante Unterschiede: die Frisur und die Oberbekleidung. Abweichend zu den (gelben, schwarzen und hellbraunen) zackigen Frisuren der Männer trugen die Frauen einen knapp kinnlangen Bob. Die (gelben, schwarzen und hellbraunen) Frisuren der Frauen hatten keine Zacken und waren durch eine weiche Linienführung gekennzeichnet, was trotz des geschlechtlich unmarkierten Gesichtes, das für Männer- und Frauenfiguren genutzt wurde, ein etwas rundlicher wirkendes Aussehen erzeugte. Um die geschlechtliche Kennzeichnung zusätzlich hervorzuheben, erhielten die weiblichen Figuren einen anderen Oberkörper. Während die Arme und Hände gleichblieben, bekamen die Frauenfiguren eine Art Babydoll-Minikleid, das im Bereich des Bauches abstand. Die Funktionsfähigkeit der Figuren sollte dadurch möglichst nicht eingeschränkt werden (stehen, sitzen, bücken, beugen, aufstützen, Kopf drehen, Arme drehen etc.). Unabhängig vom Grundausssehen der Frauenfiguren

didaktischer Blick auf Gestaltung und Inszenierung der Kunststoffspielwelten«, in: C. Kühberger: *Mit Geschichte spielen*, S. 319–338.

- 16 Vgl. Szabo, Sacha: *Sozialanalyse des Alltags. Kulturelle Wurmlöcher und Gesellschaftliche Seismographen. Trends und Traditionen aus Sicht der Cultural Studies*, Marburg: Tectum 2015, S. 105.
- 17 Playmobil®-Produktnr. 3128, 3120, 3121, 3259.
- 18 Vgl. Samel, Ingrid: *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1995, S. 49ff.; Walgenbach dehnt dies auf sämtliche Grunddualismen von Diversitätskategorien aus: K. Walgenbach: *Heterogenität*, S. 69.

wurden die Rollen der Frauen über die angebotenen Sets bestimmt. Sie traten als »Indianerinnen«, mittelalterliche Adelige, Krankenschwestern, Putzfrauen, Reisende oder Spaziergängerinnen am Spielzeugmarkt in weitgehend traditionellen Rollenbildern auf.¹⁹ Damit wurde eine bipolare Geschlechtlichkeit in der Spielwelt errichtet.

Die Welt des Playmobil®-Medievalism legte in dieser Phase der Produkteinführung (1974–1977) ein Hauptaugenmerk auf Ritter und ihre Lebenswelt. Ritter standen nicht nur am Beginn der Produktpalette, sondern die adelige Lebenswelt wurde auch über verschiedene Sets breit ausgerollt. Den Höhepunkt fand diese frühe Entwicklung sicherlich in der Burg von 1977 mit zinnengekrönter Ummauerung, großem Tor, Wachturm und Beletage.²⁰ Neben der ritterlichen Lebenswelt kamen andere soziale Schichten zu kurz und es wurde die Lebenswelt einer – historisch betrachtet – sehr dünnen aristokratischen Schicht überbetont. So wurden im Jahr 1977 zur mittelalterlichen Spielwelt 32 Artikel angeboten. Dabei fällt auf, dass vor allem die Figuren der Bürger:innen mit 53 Prozent dominierten. Daneben waren drei Prozent der Figuren dem Hochadel zuzurechnen, 13 Prozent den Patrizier:innen und 19 Prozent der bäuerlichen Bevölkerung.²¹ Die angebotene Gesellschaft bestand zu 72 Prozent aus Männern und zu 28 Prozent aus Frauen, wobei es sich in Summe eindeutig um eine städtisch-mittelalterliche Spielwelt handelte (Abb. 1). Frauen traten in einigen Spielssets entweder gar nicht in Erscheinung²² oder nur als Einzelperson zwischen Männern.²³ Altersunterschiede waren keine festzustellen. Es handelte sich dem Anschein nach um Erwachsene. Ältere Personen oder Kinder wurden nicht angeboten. Alle hatten die gleiche hellbeige Hautfarbe. Diversität kann in der Gesamtgruppe der damals angebotenen Figuren also nur bezüglich einer bipolaren Geschlechtlichkeit und der erkennbaren sozialen Schichtung (Stände) ausgemacht werden.

19 Playmobil®-Produktnr. 3315, 3402, 3362, 3263.

20 Playmobil®-Produktnr. 3450.

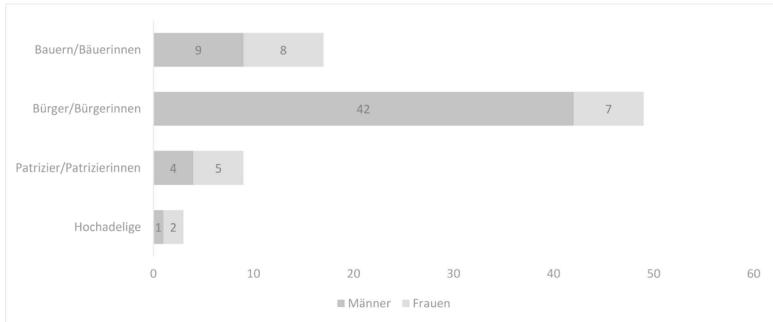
21 Zwölf Prozent der Sets wurden ohne Figuren angeboten (eigene Berechnung). Ob es sich bei den Figuren, die als »Bauern« bezeichnet wurden, um Ackerbürger:innen handelte, darf stark angezweifelt werden, da der Begriff »Bürgerin«/»Bürger« seitens der Spielzeugproduzent:innen für diese Figuren nicht verwendet wurde. Vgl. Hennel, Alex: Playmobil Collector 1974–2009. International Version, Dreieich: Fantasia 2009, S. 44–50; für die genaue Produktbezeichnung vgl. www.playmobil.at vom 22.08.2023.

22 Playmobil®-Produktnr. 3291, 3409, 3444.

23 Playmobil®-Produktnr. 3450, 3446.

Neuere Erkenntnisse der mediävistischen Forschung zeichnen jedoch ein weit heterogeneres Bild der mittelalterlichen Gesellschaft.²⁴

Abb. 1: Figuren (n = 78) aus allen Packungen nach Ständen (Produkte 1977) (Grafik: C. Kühberger)²⁵



Hinsichtlich der in den Spielsets dargestellten mittelalterlichen (städtischen) Gesellschaft fällt auf, dass kein Bezug auf den Klerus genommen wurde, wodurch eine tragende Säule der mittelalterlichen Kultur ausgeblendet wird, welche die lebensweltliche Erfahrung sowie die politische Ordnung geprägt hat.²⁶ Gerade für eine städtische Vergangenheit fehlte in erster Linie die Unterschicht (Bettler:innen, Abdecker etc.).²⁷ An der Fokussierung auf *weiße*

- 24 Vgl. Earle, Thomas/Lowe, Kate: *Black Africans in Renaissance Europe*, Cambridge: Cambridge University Press 2005; Hornung, Annabelle: *Queere Ritter. Geschlecht und Begehren in den Galsromanen des Mittelalters*, Bielefeld: transcript Verlag 2012; Borgolte, Michael: *Migrationen im Mittelalter. Ein Handbuch*, Berlin: De Gruyter 2014; Bennewitz, Nadja/Eming, Jutta/Traulsen, Johannes: »Gender Studies – Queer Studies – Intersektionalitätsforschung«, in: Dies. (Hg.), *Gender Studies – Queer Studies – Intersektionalitätsforschung. Zwischenbilanz aus mediävistischer Perspektive*, Göttingen: V&R unipress 2019, S. 13–25, <https://doi.org/10.14220/9783737010627.13>
- 25 Das Cohens Kappa als Maß der Interrater-Reliabilität wurde anhand von Figuren aus allen Packungen berechnet. Im Zusammenhang mit den Ständen wurde eine fast vollkommene Übereinstimmung ($\kappa = 0,9$) erreicht. Bei der Codierung des Geschlechts wurde überhaupt eine vollkommene Übereinstimmung erreicht ($\kappa = 1$).
- 26 Vgl. Bramann, Christoph/Ebert, Stephan F.: »Playmobil®-Ritter als Ausdruck der Geschichtskultur«, in: C. Kühberger: *Mit Geschichte spielen*, S. 293.
- 27 Vgl. Müller, Harald: *Mittelalter*, Berlin: Akademie Verlag 2008, S. 94ff.

Menschen in der Darstellung des europäischen Mittelalters zeigt sich eine historisch nicht haltbare Homogenität, die die »anderen« unberücksichtigt lässt und sie damit »unsichtbar« macht, die vielfältigen Realitäten verdrängend.²⁸ Frauen erschienen in der von Playmobil® dargestellten mittelalterlichen Welt nicht als passive Wesen, dennoch wurde ihnen auf den Packungscovern nur ein kleines Spektrum an Tätigkeiten zugeschrieben. Es fällt dabei insbesondere eine dienende Rolle (z. B. im Gasthaus, im Rathaus) auf. Zudem wurden die Frauen bei landwirtschaftlichen Tätigkeiten gezeigt (Abb. 2). Zu betonen ist, dass Königin und König im Spielzeugset ohne erkennbare Hierarchisierung als Regent:innen auftraten. Gleichwohl ist zu beobachten, dass vor allem Männer bei geistigen Tätigkeiten dargestellt wurden (Schreiber, Ratsherr, Musiker).²⁹

Playmobil® erlebte in den Jahrzehnten nach der Einführung einen gewaltigen Aufschwung. Plastikfiguren verdrängten am Markt nicht nur die älteren Massefiguren, sondern konnten sich zudem gegen Billigprodukte aus Asien durchsetzen.³⁰ Die Ritterwelt blieb dabei konstant im Angebot des Systemspielzeuges mit zehn Neuauflagen bis 2021³¹ und ist aktuell sogar eine der größten durchgängig verfügbaren Themenwelten.³²

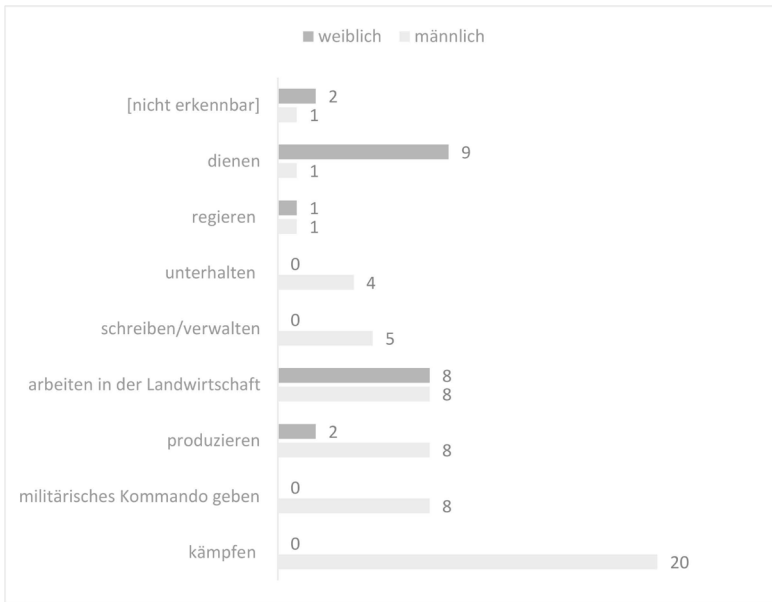
28 Vgl. Czyborra, Christian/Refai, Mohamed/Yağci, Nalan: »Geschichtsunterricht als weißer Raum. Überlegungen zu Critical Whiteness in der Geschichtsdidaktik«, in: C. Brüning/L. Deile/M. Lücke: Historisches Lernen, S. 71–92.

29 Dies entspricht gerade nicht einer adeligen Lebenswelt, in der Frauen durchaus Bildung erhalten und einen Beitrag zum geistigen Leben geleistet haben. Vgl. Nolte, Cordula: Frauen und Männer in der Gesellschaft des Mittelalters, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011.

30 Vgl. Kühberger, Christoph: »Spielzeugindianer. Seltsamer Grenzgänger zwischen den Kulturen«, in: Konrad J. Kuhn/Martin Nitsche/Julia Thyroff et al. (Hg.), ZwischenWelten. Disziplinäre Grenzgänge an den Rändern von Geschichtsdidaktik und Politischer Bildung, Geschichts- und Kulturwissenschaften. Festschrift für Béatrice Ziegler, Münster: Waxmann 2021, S. 80–98, hier S. 87.

31 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Playmobil> vom 21.08.2023.

32 Vgl. J. Erhard: Wandel und Kontinuität, S. 326.

Abb. 2: Tätigkeiten der Figuren (n = 78) auf den Covern (Produkte 1977)³³

Dass dabei das dargestellte Mittelalter ebenso Konjunkturen und Moden unterlag, ist eindeutig. Zwar wiederholten sich etwa Örtlichkeiten (Burg, Wald) und Typen von Figuren (König, Ritter, Burgfräulein), aber andere Ausprägungen veränderten sich stark. Jürgen Ebert weist etwa nach, dass ab Ende der 1980er Jahre neutral gehaltene Katalogtexte durch Konfliktgeschichten ersetzt wurden und dies auch heute noch der Fall ist. Handel und Handwerk verlieren dabei an Bedeutung und das mittelalterliche Leben wird zusehends auf ritterliches Kampfgeschehen verengt. Auffällig ist außerdem das Auftreten von Magie und Fabelwesen.³⁴ Klischees eines popkulturellen Mittelalters vom »schwarzen Ritter« über Robin Hood bis hin zu Tolkiens Mordor sind ab den 1990er Jahren erkennbar. Letztlich treten immer mehr Feen, Drachen,

33 Cohens Kappa im Zusammenhang mit den Tätigkeiten der Figuren ist fast vollkommen übereinstimmend ($\kappa = 0,92$).

34 Vgl. ebd., S. 326, S. 331.

Zauberer, Druiden und Elfen hinzu.³⁵ Die Auffälligkeit an der Produktlinie *Novelmore*, die seit 2019 im Sortiment als Ritterwelt geführt wird, besteht in der Zusammenführung verschiedener popkultureller Fäden, die in einer mittelalterlichen Lebenswelt angesiedelt werden und damit für einen zeitgeistigen Medievalism stehen. Im Katalog 2019 wird die neue Spielwelt so angekündigt:

»Willkommen in Novelmore, Abenteurer! Die mittelalterliche Stadt Novelmore erstrahlt dank der drei Helden Arwynn, Dario da Vinci und Gwynn in neuem Glanz. Dario erfand die Rüstung ›Invincibus‹, deren mythische Kraft ihren Träger [sic!] unbesiegbar macht. Auch die Burnham Raiders, ein wilder Haufen von Gesetzlosen und Banditen mit einer Vorliebe für Feuer, haben von der grandiosen Erfindung gehört und schon bald entfachen erbitterte Kämpfe um die mächtige Rüstung ...«³⁶

Die gesamte Präsentation der Figuren ist in Nachtblau gehüllt, Klängen von Schwertern blitzen und feurige Kanonenkugeln flitzen durch die Lüfte. Der altbekannte Kampf zwischen Gut und Böse wird damit erneut aufgegriffen: *Novelmore* gegen *Burnham Raiders*. Die Spielwelt ist unverkennbar mit Elementen aus populären Fantasydarstellungen durchtränkt, wie man ihnen in »Harry Potter«, »Herr der Ringe«, »Game of Thrones« oder Ähnlichen begegnet. Allein die Introseite des Katalogs 2021 mit einer Fantasielandkarte, die die Lage von *Novelmore* zeigt, lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass visuelle Referenzpunkte bei »Game of Thrones« zu finden sind.³⁷ Durch die Integration eines Zeppelins, einer Tempelanlage, von Zauber:innen, Dämonen, Drachen, einer Skelettarmee und von magischen Gegenständen kippt die Szenerie ins Fiktionale und bringt zeitliche Ordnungen massiv ins Wanken. Damit werden vor allem Bilder aus der Popkultur bedient. Playmobil® verabschiedete sich somit endgültig vom langjährigen Versuch, Anleihen aus der Vergangenheit zu nehmen, die in Teilen durch europäische Quellen nachweisbar sind.³⁸ Einzig die Große Burg von *Novelmore*³⁹ und ihre Ritter⁴⁰ scheinen noch am ehesten

35 Vgl. Zeppezauer-Wachauer, Katharina: »Drachensitter und Feenprinzessin. Die kreative Figurenkomposition gespielter Geschichte(n) und ihre Metamorphosen«, in: H. Köpfer/S. Szabo: Playmobil® durchleuchtet, S. 57–70, hier S. 62ff.

36 Playmobil®-Katalog 2019, S. 31.

37 Playmobil®-Katalog 2021, S. 33.

38 Vgl. C. Bramann/S.F. Ebert: Playmobil®-Ritter, S. 284ff.

39 Playmobil®-Produktnr. 70220.

40 Playmobil®-Produktnr. 70671.

in das ältere Schema zu passen. Vieles erinnert aber auch dort an eine Steam-punk-Ästhetik, wie etwa das Zahnrad, das im Schild bzw. als Wappen der Stadt und ihrer Getreuen geführt wird.

Hinsichtlich der Darstellung von Menschen kann daher festgehalten werden, dass sich Diversität in Richtung Fantasy entgrenzt, wenngleich man erkennen kann, dass die Hauptfiguren dennoch Menschen sind. Konnten im Einführungsjahr 2019 die größeren Spielsets mit einer Zusatzpackung um die »kluge Gwynn mit ihrem Wolfsgespann mit Wasserkanone«⁴¹ auf der Seite von *Novelmore* und um die »Hüterin des Feuers«⁴² bei den *Burnham Raiders* erweitert werden, zeigt die Werbung im Spielkatalog 2021 nur noch eine Frau in einer Männerwelt, die »Zaubermeisterin Crysthella«. Sie trägt eine goldene Rüstung, einen Spitzhut und hat einen Kristallstab.⁴³ Die Darstellung der Frauen schwimmt jedoch in hohem Maße mit jener der Männer. Auch die Frauen tragen nun Rüstungsteile und unterscheiden sich nicht in der Farbe oder in den ihnen zugewiesenen Utensilien. Letztlich sind es die Augen, mit denen das Systemspielzeug Zweigeschlechtlichkeit markiert. Gwynn hat einen erkennbaren unteren Wimpernkranz und Crysthella Augenbrauen sowie geschminkte Augen – Elemente, die man bei männlichen Figuren nicht findet. Es macht an dieser Stelle wenig Sinn, mit gesellschaftswissenschaftlichen Kategorien nach dem Aufbau der im Spiel inszenierten Gesellschaft zu fragen, ein Aspekt tritt dennoch hervor, nämlich der Umstand, dass den Spielzeugfiguren – unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu den *Burnham Raiders*, zu *Novelmore* oder zur Zauberwelt – verschiedene Hautfarben zugeschrieben und weitere Marker verwendet wurden, um eine diverse Gesellschaft (z.B. Alter, Herkunft) anzudeuten.⁴⁴ Letztlich handelt es sich dabei jedoch um präsentistische Zuschreibungen an eine mediävistische Welt, in der so aber stärker gegenwärtige Vorstellungen von einem egalitären Leben von Menschen mit verschiedenen Geschlechtern oder Hautfarben realisiert werden. Man kann gut nachzeichnen, dass Playmobil® damit »Hautfarbe für die Markierung kultureller und religiöser Alterität« verwendet, was aber nichts mit den als

41 Playmobil®-ProduktNr. 70225.

42 Playmobil®-ProduktNr. 70227.

43 Playmobil®-Katalog 2021, S. 37; Beschreibung des Spielsets Playmobil®-ProduktNr. 70745 auf <https://www.playmobil.at/violet-vale---zaubererturm/70745.html> vom 21.08.2023.

44 Playmobil®-ProduktNr. 70671.

Rassismus bekannten »pseudo-anthropologischen Ansätzen des 19. Jahrhunderts« zu tun hat.⁴⁵ Durch die in den Figuren dargestellte Diversität wird jedoch mehr unsere gegenwärtige diverse Migrationsgesellschaft in eine »Vergangenheit« gesetzt und einem identifikatorischen Spiel übergeben, als auf eine mittelalterliche diverse Gesellschaftsordnung zu verweisen, die ohnedies in der Fantasyritterwelt von *Novelmore* nur mehr rudimentär repräsentiert erscheint.

Playmobil® differenzierte sein Sortiment seit der Einführung stark aus. 1978 wurden erstmals unterschiedliche Hautfarben herausgebracht,⁴⁶ ab 1981 unterschiedliche Lebensalter. Die ursprünglich im Ausdruck neutral-fröhlichen Gesichter der Figuren wurden ebenso verändert wie ihre vormals schmalen Körper (z.B. der dicke Pirat⁴⁷ von 1986). Seit im Jahr 1989 lange Röcke und ein leicht angedeuteter Busen bei Frauenfiguren rund um ein Spielzeugwohnhaus, das architektonisch dem 19. Jahrhundert zuzurechnen ist, eingeführt wurden,⁴⁸ kam es verstärkt zu fixierten Rollen von Figuren, die innerhalb des Systemspielzeuges immer weniger die ihnen zugedachten Rollen wechseln konnten.⁴⁹ Die Figurensätze mit Vergangenheitsbezügen können daher in den aktuellen Varianten auf die bereits entwickelten Diversitätsmarker zugreifen, um sie etwa den Charakteren der *Novelmore*-Spielwelten einzuschreiben. Damit stehen in westlichen Konsumländern pluralisierte Spielzeugwelten von Diversität gekennzeichneten pluralisierten Gesellschaften gegenüber. Der gesellschaftliche Einfluss auf die angebotene mittelalterliche Spielzeugwelt ist unverkennbar, wenngleich damit aber eher ein *tokenism* betrieben wird denn eine Darstellung gesellschaftlicher Zusammenhänge der Vergangenheit. Exemplarisch kann man dies anhand eines Spielsets der *Novelmore*-Linie nachvollziehen.⁵⁰ Im Set mit der Produktnummer 70671 werden drei Ritter angeboten, die in den Farben von *Novelmore* ausgestattet sind. Sie unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Hautfarben, Frisuren und Gesichter. So wird ein Ritter mit schwarzer Zackenfrisur angeboten, der eine dunkelbraune Hautfarbe aufweist. Sein weißer Playmobil®-Mund hebt sich deutlich vom Gesicht

45 Vgl. N. Bennewitz/J. Eming/J. Traulsen: Gender Studies, S. 19.

46 Playmobil®-Produktnr. 3544, 3512, 3550.

47 Playmobil®-Produktnr. 3382.

48 Playmobil®-Produktnr. 5300, 5320, 5322, 5501, 5502, 5600.

49 Vgl. Köpper, Hannah: »Ich bin ein Ritter, kein Pirat! Modernisierungsaspekte, Individualisierung, Differenzierung und Pluralisierung von Lebensstilen im Spielzeug Playmobil®«, in: H. Köpper/S. Szabo: Playmobil® durchleuchtet, S. 37–50, hier S. 42.

50 Playmobil®-Produktnr. 70671.

ab. Auch seine Augen, bei denen man nicht nur eine schwarze Iris erkennen kann, sondern zudem Teile des Augapfels, heben sich markant vom Gesicht ab. Neben ihm werden im Set zwei Ritter mit weißer (hellbeiger) Hautfarbe angeboten. Einer hat gelbe (blonde) Haare mit einem welligen Vollbart. Er hat das klassische Playmobil®-Gesicht der ersten Stunde. Anders ist dies bei dem dritten Ritter, der eine schwarze, nicht zackige, sondern weich abgerundete Frisur trägt. Sein Gesicht hat den klassischen Spielfigurenmund, doch seine Augen sind nicht rund wie bei den anderen Figuren, sondern bestehen aus Halbkreisen, deren Rundung nach oben schaut und damit vermutlich einen stereotyp-klichehaften südostasiatischen Gesichtsausdruck andeuten möchte – in Summe eine ungewöhnliche Kombination für ein Spielset zum europäischen Mittelalter, das sich weniger an außereuropäischen Einflüssen (Kreuzzüge, Pilgerreisen, Kontaktzone Mittelmeer o.Ä.) abarbeitet, sondern eher an einem sehr zeitgemäßen und verkaufsfördernden Umgang mit Vielfalt in unserer sich globalisierenden Gesellschaft, um möglichst viele Identifikationsmomente zu bieten. Es hat insgesamt den Anschein, dass derartige, doch stärker ins Fiktionale kippende und Diversität feiernde Darstellungen die »Lösung« für die Spielzeughersteller:innen sind, um Kritik in Hinsicht auf Einseitigkeit oder gar Rassismus zu entgehen.

Trotz der hier skizzierten intersektionalen Twists und der in den Geschichtsdarstellungen identifizierbaren Schräglagen, die vor allem Hinweise auf die Vorstellungen der Spielzeughersteller:innen geben bzw. auf als marktfähig eingestufte Geschichtsdarstellungen in den späten 1970er bzw. in den 2020er Jahren, also solche mit vermarktbarem Wiedererkennungswert, sollte man den Blick nicht nur auf (adäquate) Repräsentation von Diversität in der Spielwelt richten, sondern auch auf diversitäts- und geschlechtersensible Potenziale. Mit Playmobil® wurde ab den späten 1970er Jahren eine Marke etabliert, die ähnlich wie die bunten Lego®-Bausteine dafür bekannt wurde, keinen allzu traditionellen Umgang mit Spielzeug zu betreiben. Die angebotenen Spielwelten sollten allen Kindern zur Verfügung stehen. Eine Trennung in Mädchen- und Jungenspielzeug – etwa über geschlechterstereotype Farbcodes – wurde seitens des Anbieters anfänglich nicht vorgenommen.⁵¹ Letztlich blieb das Spielen mit den Figuren offen, auch wenn manche Sets

51 Vgl. auch aktuelle Analysen der Internetseiten von Spielzeuganbieter:innen: Kröger, Sonja: Kinder als Rezipienten von Onlinewerbung. Triangulationsstudie zum Onlinewerbangebot und der Werbekompetenz von Grundschulern, Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 169.

suggerierten, dass bestimmte Utensilien Frauen zugeordnet wären, so wurde es in letzter Instanz den Kindern überlassen, ob sie einer männlichen Figur die Krone der Königin aufsetzten, ob Frauen als Ritterinnen eingesetzt wurden oder ob Männer mittelalterliche Frauenhauben trugen. Die im Systemspiel angelegten Möglichkeiten bargen einen fast unerschöpflichen Pool an Kombinationen. Einige Momente waren jedoch vom Systemspielzeug vorgegeben. Die Brustpanzer der ersten Ritterfiguren konnte man an Frauenkörpern nur unzulänglich montieren und die Röcke der Frauenfiguren schränkten die Bewegungsfreiheit der Pferde beim Reiten ein. Es kann beobachtet werden, dass über die verschiedenen Verkaufszyklen am Spielzeugmarkt hinweg ein bipolares stereotypisierendes Gendermarketing im Gesamtangebot des Systemspielzeuges eingeführt wurde, indem Spielsets für a priori festgelegte weibliche und männliche Zielgruppen angeboten und verschiedene Elemente dafür genutzt werden, die dies kommunizieren.⁵² Özlem Teckert und Thorsten Litfin verweisen in diesem Zusammenhang auf Schlüsselreize wie etwa Themenwelten, Farben, Modellierungen, Oberflächenstrukturen und Werbelinien. Materielle Aspekte der Figuren seien davon ebenso betroffen wie deren Einbettung in Marketingstrategien. Während für Mädchenspezifische Produkte vor allem die Farbe Pink sowie Pastelltöne zum Einsatz kämen, würden in jungenspezifischen Produkten die Farbe Blau und eine intensivere Farbgebung dominieren.⁵³ Blickt man diesbezüglich nochmals auf die Produktlinie *Novelmore*, zeigt sich, dass darin eine jungenspezifische Spielwelt angeboten

52 Vgl. etwa im Playmobil®-Katalog 2022 die rosarote *Princess*-Linie gegenüber der düsteren schwarzblauen *Novelmore*-Linie.

53 Vgl. Teckert, Özlem/Litfin, Thorsten: Pink knights for all? Perception, categorization and preferences for toys. *Proceedings of the European Marketing Academy*, 48th, 2019, A2019-9350.pdf (emac-online.org) vom 23.08.2023; vgl. auch Nelson, Anders: »Children's toy collections in Sweden? A less gender-typed country?«, in: *Sex Roles* 52 (2005), S. 93–102, <https://doi.org/10.1007/s11199-005-1196-5>; Auster, Carol J./Monsbach, Claire S.: »The gender marketing of toys. An analysis of color and type of toy on the Disney store website«, in: *Sex Roles* 67 (2012), S. 375–388, <https://doi.org/10.1007/s11199-012-0177-8>; Weisgram, Erica S./Fulcher, Megan/Dinella, Lisa M.: »Pink gives girls permission: Exploring the roles of explicit gender labels and gender-typed colors on preschool children's toy preferences«, in: *Journal of Applied Developmental Psychology* 35 (2014), S. 401–409, <https://doi.org/10.1016/j.appdev.2014.06.004>; van Tilburg, Miriam/Lieven, Theo/Herrmann, Andreas et al.: »Beyond ›Pink It and shrink It‹. Perceived product gender, aesthetics, and product evaluation«, in: *Psychology & Marketing* 32 (2015), S. 422–437, <https://doi.org/10.1002/mar.20789>

wird, die sich farblich eindeutig positioniert. Die düsteren, schwarzblau inszenierten Hintergründe im Katalog entsprechen diesen Konzepten genauso wie die Farben der Figuresets selbst.

Abb. 3: Playmobil®-Schweine im Schafspelz in einer gebastelten Krippe (Bundesland Salzburg, Januar 2020)



Inwieweit in der Spielpraxis der Kinder aber dennoch queere Varianten genutzt werden, indem anempfohlene technische Nutzungsmöglichkeiten oder normierte Vorstellungen der Spielzeugwelt oder der Gesellschaft ignoriert oder bewusst überschritten werden, muss dazu aufgrund von fehlenden empirischen Untersuchungen vorerst offenbleiben. Gegenwärtige Spielszenarien, wie sie im Rahmen meiner eigenen ethnografischen Untersuchungen in Kinderzimmern in den letzten Jahren dokumentiert werden konnten, deuten jedoch darauf hin, dass Kinder in ihrer Spielwelt ganz unterschiedliche Modi nutzen, um Eindeutiges neu zu codieren und alternativ in ihr Spiel einzubauen. Dazu zählen rosarote Playmobil®-Schweinchen, deren Körper von einem achtjährigen Jungen mit weißem Vlies eingehüllt wurden, um so Schafe zu

imitieren (Abb. 3),⁵⁴ oder die Umstrukturierung, die ein Zwölfjähriger an seinem Spielzeug vornahm, als er seine Ritterburg zu einer »Star Wars«-Landschaft mutieren ließ, bei der Lego®-Raumschiffe im Burghof landeten.⁵⁵

Spielzeug kann eben in der Interaktion mit den Spielenden seine ursprüngliche Bedeutung oder Zuschreibung verändern, etwa wenn diese die Äußerlichkeiten übergehen.⁵⁶ Queere Les- und Nutzungsarten sind selbst bei eindeutig männlich codierten Spielsets potenziell möglich, wie dies etwa Jonathan Alexandratos herausarbeitete.⁵⁷ Nach Adrienne Shaw und Bonnie Ruberg wird das Queere in Spielzusammenhängen gerade dort sichtbar, wo innerhalb und gegen aufgestellte Regeln und Normen gespielt wird und andere Repräsentationen erkundet werden, übrigens genauso außerhalb queerer Inhalte.⁵⁸ Durch die technisch vorbereitete Kombinationslogik von Systemspielzeug, wie etwa bei Lego® und Playmobil®, stehen für solche Interventionen im Spiel viele Möglichkeiten offen, auch wenn derartigen Spielwelten im Verhältnis zum menschlichen Alltag eine reduzierte Kontingenz eingeschrieben wurde.⁵⁹

Aneignungen

Um Fragestellungen der Materiellen Kultur gerecht zu werden, ist es angezeigt, darüber hinaus die konkrete Nutzung der Spielzeugfiguren durch

-
- 54 Fall 7k_m. – Ethnografische Erhebung aus dem Projekt *Geschichtskultur im Kinderzimmer*, Erhebungen 2017–2020, C. Kühberger.
- 55 Vgl. Kühberger, Christoph: Toys with Historical References as Part of a Material Culture. An Ethnographic Study on Children's Bedrooms. 9th International Toy Research Association World Conference, International Toy Research Association (ITRA), Jul 2018 Paris, France, S. 11ff., <https://hal-univ-paris13.archives-ouvertes.fr/hal-02090966/document> vom 21.08.2023; Fall 7m.
- 56 Vgl. C. Kühberger: Spielzeug, S. 290f.
- 57 Vgl. Alexandratos, Jonathan: »My life with toys. An academic Esai into the queer multipurposing of toys as interrupted by the author's life«, in: Frederick Luis Aldama (Hg.), *The Routledge Companion to Gender and Sexuality in Comic Book Studies*, London: Routledge 2020, S. 516–524, <https://doi.org/10.4324/9780429264276-44>
- 58 Vgl. Shaw, Adrienne/Ruberg, Bonnie: »Imagining Queer Game Studies«, in: Dies. (Hg.), *Queer Game Studies*, London: University of Minnesota Press 2017, S. ix–xxxiii.
- 59 Sacha Szabo geht von keiner Kontingenz aus. Dabei übersieht er jedoch, dass auch andere Spielmittel, wie Elemente aus anderen Spielwelten und alltägliche Gegenstände, mit Playmobil® kombiniert werden können, was das Beispiel des Schweinchens zeigt. Vgl. S. Szabo: Sozialanalyse des Alltags, S. 105.

Kinder zu berücksichtigen. Auf diese Weise werden die Spielzeugobjekte nicht nur als geschichtskulturelle Produkte, denen geschichtliche Interpretationen in der Produktion und Vermarktung eingeschrieben wurden und die dabei eben auch geschlechtliche Codes aktivieren, beschrieben, sondern ebenso die von ihnen ausgehenden Kommunikationsstimuli sowie die Nutzung und Rezeption durch die Kinder. Damit kann nochmals verdeutlicht werden, dass sich etwa Geschlechtlichkeit nicht nur im Prozess der Herstellung einschreibt und sich so im Artefakt manifestiert, sondern dass ebenfalls beim Damit-Spielen geschlechtlich codierte Erfahrungen gemacht werden – entweder durch das Individuum selbst oder durch Kokonstruktionen mit Spielpartner:innen, die sich im Zuge des Spielens mit dem Objekt ergeben. Zudem sollte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass die Anschaffung von Systemspielzeug einen veritablen Kostenfaktor darstellt und sich auch unterschiedliche milieubedingte Nutzungsmuster und Statusfragen ausmachen lassen, die über derartiges Spielzeug verhandelt werden.⁶⁰

Im Zusammenhang mit der Materiellen Kultur wird in der Regel auf ein Netzwerk aus Akteur:innen und Aktanten verwiesen, in dem Bedeutungen generiert und erlebt werden.⁶¹ Versucht man die sich dabei ergebenden praxeologisch-strukturativen Vorbedingungen zu beachten, die den designten Artefakten mit Vergangenheitsreferenzen innewohnen, so ist sicherlich auf das Konzept der *affordance* (Affordanz) zu verweisen, das auf James J. Gibson zurückgeht.⁶² Damit erhalten Spielfiguren als Geschichtsdinge zwar keine

-
- 60 Vgl. Berry, Vincent: »Que trouve-t-on dans une chambre d'enfant? Un inventaire de la culture matérielle enfantine«, in: Gilles Brougère/Antoine Dauphagne (Hg.), *Les biens de l'enfant: Du monde marchand à l'espace familial*, Paris: nouveau monde 2017, S. 181–232, hier S. 214; Gehrman, Sebastian: *Aspirationen, kulturelles Kapital und soziale Herkunft: Eine quantitativ-empirische Untersuchung von Grundschulkindern in Deutschland*, Wiesbaden: Springer VS 2019, S. 195f.; Kühberger, Christoph: »Mit Geschichte spielen. Grundformen einer Begegnung zwischen Symbolisierung und Affordanz«, in: C. Kühberger: *Mit Geschichte spielen*, S. 13–40, hier S. 17f.
- 61 Vgl. Latour, Bruno: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2017; Ders./Roßler, Gustav (Hg.): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2017; Antenhofer, Christina: »Die Akteur-Netzwerk-Theorie im Kontext der Geschichtswissenschaften. Anwendungen & Grenzen«, in: S. Barsch/J. van Norden: *Historisches Lernen und Materielle Kultur*, S. 67–88.
- 62 Vgl. Gibson, James J.: »The Theory of Affordance«, in: Robert Shaw/John Bransford (Hg.), *Perceiving, Acting, and Knowing. Toward an Ecological Psychology*, Hillsdale (New Jersey): Routledge 1977, S. 67–82.

agency (Handlungsmacht),⁶³ aber die ihnen eingeschriebene Aufforderungs- und Gelegenheitsstruktur wird betont, indem es sich letztlich um intentionale Inszenierungen für die Nutzung im Spiel handelt. Es verwundert daher wenig, wenn Kinder – selbst jene, die noch nicht wissen, was Ritter sind – angesichts eines Spielangebotes von Playmobil® deren kämpferische Natur über deren materielle Struktur ins Spiel einbringen.⁶⁴ Benjamin Jörissen spricht diesbezüglich in einem anderen Kontext von strukturell angelegten »antizipativen Relationen«, die das »Potential ihrer je konkreten Verwirklichung in sich« tragen.⁶⁵ Diese appellativen Strukturen der Geschichtsdinge, die eine bestimmte Nutzung anempfehlen, stehen den Spielenden »nicht autoritär gegenüber, sind aber auch nicht beliebig umdeutbar«,⁶⁶ wie das die oben angeführten Beispiele des »Schweineschafs« (von Tier zu Tier) und der »ritterlichen Raumschifflandebahn« (vom mittelalterlichen Hof zum galaktischen Kampfszenario) verdeutlichen. Denn als was Spielfiguren aus der Ritterspielwelt von Playmobil® in der Begegnung wahrgenommen werden, hängt auch von grundlegenden Bedeutungszuweisungen ab, die ins Spiel miteingebracht werden.⁶⁷ So konnte in einem Kindergarten beobachtet werden, wie ein Mädchen eine Ritterfigur ihrer ritterlichen Attribute (Helm,

63 Hierbei wendet sich die vorgetragene Kritik durchaus gegen Ansätze des New Materialism. Vgl. Kallmeyer, Martin: »New Materialism. Neue Materialitätskonzepte für die Gender Studies«, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Springer VS 2019, S. 437–446, S. 438f.; vgl. auch Heuer, Christian: »Gestellte Geschichte(n)? Geschichtsdidaktische Überlegungen zur performativen Inszenierung von ›Spielzeug‹«, in: C. Kühberger: *Mit Geschichte spielen*, S. 41–54, hier S. 49.

64 Vgl. Kühberger, Christoph/Karl, Kristina: »Die Ritterburg im Kindergarten. Ethnographische Annäherungen an den Umgang mit einem geschichtskulturellen Produkt«, in: Christoph Kühberger (Hg.), *Ethnographie und Geschichtsdidaktik*, Frankfurt a.M.: Wochenschau Verlag 2021, S. 180–211, hier S. 196; Korsvold, Tor: »Proper Toys for Proper Children. A Case Study of the Norwegian Company A/S Ritige Leker (Proper Toys)«, in: David Buckingham/Vebjørng Tingstad, *Childhood and Consumer Culture*, London: Springer VS 2014, S. 31–45, hier S. 40, https://doi.org/10.1057/9780230281844_3

65 Vgl. Jörissen, Benjamin: »Bildung der Dinge. Design und Subjektivierung«, in: Ders./Torsten Meyer, *Subjekt Medium Bildung*, Wiesbaden: Springer VS 2015, S. 215–233, hier S. 222f., https://doi.org/10.1007/978-3-658-06171-5_11

66 Lange, Jochen: *Schulische Materialität. Empirische Studien zur Bildungswissenschaft*, Berlin: Springer VS 2017, S. 11, <https://doi.org/10.1515/9783110522129>

67 Vgl. C. Heuer: *Gestellte Geschichte(n)?*, S. 49.

Rüstung, Waffen) entledigte, um sie primär als Mann für das von ihr intendierte heteronormative Vater-Mutter-Kind-Spiel zu nutzen.⁶⁸ Andere Kinder der gleichen Gruppe beließen die Ritter in ihrer Montur und spielten mit ihnen als Kämpfer und Kumpanen. Als relativ breite Beobachtung über verschiedenste Einzelspielsequenzen hinweg lässt sich dennoch festhalten, dass grundlegende Zuschreibungen seitens der Spielzeugherstellung beibehalten wurden und damit der Aufforderungscharakter (*affordance*) seine Wirksamkeit entfaltete.⁶⁹ Zudem werden Kinder durch das Unternehmen mit *back stories* versorgt, die ihnen über verschiedenste kommunikative Kanäle (Videos, Malvorlagen, Bastelanleitungen, Comics etc.) multimodal und sich gegenseitig verstärkend entgegenreten.⁷⁰ Letztlich ist man geneigt, das Spiel mit den Figuren mit Vergangenheitsreferenz als Konglomerat zu verstehen, bei dem die Geschichtsdinge als Artefakte mitsamt der ihnen eingeschriebenen Affordanz und Symbolisierung an einer spielerischen Handlung teilnehmen, bei der das Ding als solches jedoch zunehmend verblasst und eine dialogische (oftmals auch monologische) Inszenierung Platz greift,⁷¹ über die Bedeutungszuschreibungen aus Vorerfahrungen, aus der Spielwelt selbst oder aus Interaktionen mit anderen Akteur:innen im Spiel erwachsen.

Solche Interaktionen *in situ* und *in praxi* zu dokumentieren, stellt jedoch die empirische Geschichtsdidaktik vor erhebliche Herausforderungen. Das Spielen mit derartigen Figuren ist nämlich geprägt von beobachtbaren Handlungen am Material und einer wenig strukturierten sprachlichen Kommunikation darüber. Angesichts der Widerständigkeit und des Eigen-Sinns der Kinder bzw. des menschlichen Wesens im Allgemeinen sollte man nicht automatisch davon ausgehen, dass ein spielendes Kind mit einer Turnierritterfigur in den Händen tatsächlich einen »mittelalterlichen« Ritter über den Teppich jagt oder mit den Figuren eines Königspaares ein Hofzeremoniell imaginiert. Vielmehr muss der Versuch unternommen werden, über Spielerinnerungen von

68 Vgl. C. Kühberger/K. Karl: Ritterburg, S. 196ff.

69 Vgl. ebd.

70 Vgl. Mackenzie, Jai/Coffey-Glover, Laura/Payne, Sophie et al.: »Disco Divas and Heroic Knights. A critical multimodal analysis of gender roles in ›create the world‹ LEGO cards«, in: Carmen Rosa Caldas-Coulthard (Hg.), *Innovations and Challenges in Language and Gender: Women and Sexism*, New York: Routledge 2020, S. 60–67, <https://doi.org/10.4324/9780429026140-5>; vgl. etwa für *Novelmore* <https://www.playmobil.at/play/novelmore/> vom 21.08.2023.

71 Vgl. C. Heuer: *Gestellte Geschichte(n)?*, S. 49.

Erwachsenen (Biografieforschung, Oral History) an artikulierbare Spielerfahrungen mit Dingen der materiellen Kultur heranzukommen⁷² oder eben über ethnografische Begegnungen mit Kindern in deren Lebenswelt.⁷³

Geschichtsdinge als Dinge des Wissens - Fazit

Spielzeugfiguren mit Vergangenheitsreferenz sollten aber auch als Dinge des Wissens (»Wissensobjekte«) verstanden werden. Sie leisten im informellen Lernen der Kinder durchaus einen Beitrag zum kulturellen bzw. kulturhistorischen Wissensaufbau. Sie bieten eine kulturell determinierte Mnemonik zum Aufbau historischen Wissens, dadurch, dass (qualitativ unterschiedlich zu bewertendes) Wissen über historische Epochen einer populären Geschichtskultur kommuniziert wird. Infolge der Begegnung mit diesen Geschichtsdingen, die durch eine Konzentration auf Wesentliches, durch eine Logik der Vereinfachung und damit durch eine positivistische Vereindeutigung gekennzeichnet sind,⁷⁴ kommt es zu einer maximalen Verharmlosung historischer Kontexte, indem etwa gesellschaftliche Unterdrückung, intersektionale Machtgefälle, blutrünstige Schlachten oder Ähnliches nicht dargestellt werden. Auch wenn die Figuren mit Vergangenheitsreferenz im Spiel queeren bzw. eigen-sinnigen Aneignungsstrategien von Kindern unterworfen sein können, bleiben sie als designte Geschichtsdinge der Spielzeugindustrie bestehen, die sich im Verlauf von informellen und formalen Lernprozessen in relationale Beziehungen zu anderen Darstellungsformen der Vergangenheit setzen (z.B. Sachbuch, TV-Dokumentation, Computerspiel, Schulbuch). Die Figuren wachsen so in ihrer Bedeutsamkeit als geschichtliche Wissensobjekte und stellen gleichzeitig einen lebensweltlichen Bezugspunkt zu den Erfahrungen der Kinder her, weil die verschiedenen Darstellungen auf gleiche bzw. ähnliche Strukturen der Vergangenheit verweisen und dadurch kulturell Relevantes markieren. Insofern besitzen Spielzeugfiguren mit Vergangenheitsreferenz eine aus den Objekten und deren Gebrauch erschließbare Funktion, die über die damit

72 Vgl. C. Kühberger: Spielzeugindianer; Ders.: »Indianer spielen. Eine kulturhistorische Perspektive auf Österreich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: C. Kühberger: Mit Geschichte spielen, S. 228–256.

73 Vgl. C. Kühberger: Ethnographie und Geschichtsdidaktik.

74 Vgl. Röhl, Tobias: Dinge des Wissens. Schulunterricht als sozio-materielle Praxis, Stuttgart: De Gruyter 2013, S. 123, <https://doi.org/10.1515/9783110507263>

möglichen arbiträren Spielhandlungen hinausgeht, dadurch, dass sie als kulturelle Artefakte (in-)direkt einen bislang wenig hinterfragten Beitrag zur grundlegenden Wissensweitergabe auf einer (basalen) kulturellen Ebene leisten.⁷⁵

Im hier diskutierten Kontext von Spielzeugfiguren mit Vergangenheitsreferenz und ihren *Welten* zeigt sich für Geschichte und Geschlecht eine kulturell determinierte, zwanghaft performative Wiederholung von nur bestimmten Ausschnitten aus historischen Zusammenhängen oder epochalen Strukturen im Sinn eines Kanons für Kinder, in dem sich nie überwundene Machtnarrative des Historischen repetitiv verbreiten und Bilder über *die* Vergangenheit zeigen, in denen eine Marginalisierung von Frauen, ein männlich-militärisches Überlegenheitsdenken und neuerdings Egalisierungsvorstellungen zu *race* etc. als kulturelle Erinnerungsmarker stabilisiert werden. Auf diese Weise hat es vielleicht vordergründig den Anschein, dass ältere (einseitige) Vorstellungsmuster im Spielzeug durchbrochen werden, gleichzeitig verfestigen solche neueren Spielsets aber durch einen zeitgeistigen, an Diversität ausgerichteten Anstrich genau jene zu engen Interpretationsrahmen, anstatt sie zu relativieren oder einer kritischen Reflexion zuzuführen.

75 Dies ist in der Regel eine anthropologische Funktion von Spielzeug. Vgl. Chick, Gary: »Anthropology and the Study of Play«, in: James E. Johnson/Scott G. Eberle/Thomas S. Henricks et al. (Hg.), *The Handbook of the Study of Play*, New York: the strong 2015, S. 71–84, hier S. 71f.

Raum

Puppenhäuser und Gesellenstuben?

Räumliche Aspekte der schweizerischen Fürsorgeerziehung aus der Geschlechterperspektive (ca. 1880–1980)

Kevin Heiniger

»Die Vorstellung, der männliche Jugendliche werde durch Arbeitserziehung in der Landwirtschaft und das Mädchen nur durch eine Tätigkeit im Haushalt oder haushaltähnlichen Berufen im Heim auf die heutigen Anforderungen der Industriegesellschaft vorbereitet, ist eine Illusion. Sie ist ein Überbleibsel veralteter Anschauungen.«

Ernst Müller, Leiter Landerziehungsheim Erlenhof, Reinach/Baselland, in: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen VSA (40/1969), S. 6.

Perpetuierung tradierter Geschlechtervorstellungen – Eine Fragestellung

In der stationären Fürsorgeerziehung von Kindern und Jugendlichen lassen sich bis ins späte 20. Jahrhundert – und womöglich bis heute – stark geschlechtsspezifisch geprägte Erziehungskonzepte beobachten. Tradierte Geschlechtermodelle und überholte Gesellschaftsstrukturen wurden auf diese Weise stets reproduziert und den Erziehungsbefohlenen im Hinblick auf ihr späteres Leben gleichsam eingepflegt. Die Frau nahm dabei die Aufgabe der Kindererziehung und der Haushaltsführung ein, der Mann diejenige des Alleinernährers. Dieses Rollenmodell wird im Verlauf exemplarisch illustriert anhand von Passagen aus Jahresberichten zweier Erziehungseinrichtungen, nämlich des katholischen Mädchenheims in Richterswil am Zürichsee (heute Stiftung Grünau) sowie der kantonalen Arbeitserziehungsanstalt (AEA) Utikon für männliche Jugendliche und junge Erwachsene, unweit der Stadt

Zürich gelegen. In Ersterer wurden 1977 »die neu eingerichteten Küchen für die einzelnen Gruppen« gerühmt, die »den Mädchen ein selbständigeres wirklichkeitsnäheres Leben« ermöglichten.¹ Beinahe zeitgleich, 1976, gründete die AEA Uitikon im Nachbardorf eine externe Wohngruppe für junge Männer, die »in realistischem Rahmen, aber unter fester Führung, all das einüben [...] können, was ihnen Mühe macht: der Aufbau von verlässlichen Beziehungen, die Bewährung an einem geeigneten externen Arbeitsplatz, etwas anfangen können mit der freien Zeit und den Wochenenden, der Umgang mit Geld und Verwaltungsstellen.«²

Im Falle der weiblichen Jugendlichen versprachen die kleineren Wohneinheiten mit eigenen Gruppenküchen offenbar ein »wirklichkeitsnäheres Leben«, weil sich so die jungen Frauen besser auf einen Tagesablauf mit Hausarbeiten und Kochen vorbereiten konnten. Das Setting der jungen Männer hingegen galt aus institutioneller Sicht als »realistisch«, wenn sie sich am »externen Arbeitsplatz« bewähren, sie den »Umgang mit Geld und Verwaltungsstellen« üben und sie ihre Freizeit sinnvoll planen konnten. Während die jungen Frauen also noch in den späten 1970er Jahren auf ein Leben *im* Haus vorbereitet wurden, lag der erzieherische Fokus bei den jungen Männern auf einer Tagesstruktur und auf lebensweltlichen Bezügen *aufserhalb* der häuslichen Sphäre. Interessanterweise geschah diese Engführung der Geschlechterrollen in beiden Fällen im Kontext infrastruktureller Neuerungen und konzeptueller Innovation. In Richterswil war es das Gruppen- oder Familiensystem, das seit den frühen 1950er Jahren angestrebt und seit etwa 1960 mit der Eröffnung eines Neubaus effektiv umgesetzt wurde.³ Die baulichen Anpassungen der 1970er Jahre versprachen nun aus Sicht der Heimleitung eine noch »wirklichkeitsnähere« Erziehungsumgebung. Die Anstaltsleitung in Uitikon wiederum versuchte mit der Einrichtung einer externen Wohngruppe als separater Organisationseinheit mit vom übrigen Anstaltsbetrieb weitgehender Autonomie eine Annäherung an »reale« Lebensbedingungen. Infrastruktur und Erziehungskonzepte bedingten einander und standen in einem reziproken Verhältnis, indem sie sich gegenseitig beeinflussten und jene Rahmenbedingungen definierten, in denen sich die Akteur:innen

1 Vgl. Stiftung Grünau: Jahresbericht 1977, S. 6.

2 Arbeitserziehungsanstalt Uitikon: Jahresbericht 1978, S. 33.

3 Zur Entwicklung in Richterswil vgl. Seglias, Loretta/Heiniger, Kevin/Bignasca, Vanessa et al.: Alltag unter Zwang. Zwischen Anstaltsinternierung und Entlassung, Zürich: Chronos 2019, S. 67–70.

bewegten. Diese räumlichen und gleichzeitig konzeptuellen Rahmenbedingungen in Verbindung mit dem Akteurshandeln sollen im Folgenden in den Blick genommen werden mit einem Augenmerk auf geschlechtsspezifische Charakteristika. Dabei stütze ich mich einerseits auf meine Dissertation zur Erziehungsanstalt Aarburg im Kanton Aargau, andererseits ziehe ich exemplarische Erziehungseinrichtungen wie diejenigen in Richterswil und Uitikon hinzu, die im Rahmen der Unabhängigen Expertenkommission Administrative Versorgungen näher untersucht wurden.⁴ Eine weitere Quelle werden außerdem die Richtlinien der Landeskonferenz für soziale Arbeit darstellen, die innerhalb des Forschungsprojekts *Werkstätten der Professionalisierung? Verbände und die Koordination des Sozialwesens in der Schweiz* als Teil des Nationalen Forschungsprogramms *Fürsorge und Zwang* (NFP 76) ausgewertet wurden.⁵ Fragestellung und theoretische Herangehensweise lehnen sich wiederum an das laufende Forschungsprojekt zur *Aushandlung von Erziehungsräumen in der Heimerziehung* im Zeitraum von 1970 bis 1990 an, das an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit, in Kooperation mit den Universitäten Innsbruck und Kassel durchgeführt wird.⁶

Unter dem Aspekt der räumlichen Arrangements von Erziehungseinrichtungen wurden bislang nur wenige geschichtswissenschaftliche Untersuchungen durchgeführt. Vielmehr waren es erziehungswissenschaftliche sowie erziehungs- und bildungssoziologische Debatten, die sich dieses Forschungsfelds angenommen haben.⁷ Eine Ausnahme bildet dabei vielleicht Carola Groppe, die im Bereich der historischen Bildungsforschung arbeitet.

4 Vgl. Heiniger, Kevin: *Krisen, Kritik und Sexualnot. Die »Nacherziehung« männlicher Jugendlicher in der Anstalt Aarburg (1893–1981)*, Zürich: Chronos 2016, https://doi.org/10.26530/OAPEN_625136; Unabhängige Expertenkommission Administrative Versorgungen: <https://www.uek-administrative-versorgungen.ch/startseite> vom 06.03.2023.

5 Vgl. <http://www.nfp76.ch/de/projekte/massnahmen-und-lebenswege/projekt-hauss> vom 06.03.2023; sowie: Hauss, Gisela/Heiniger, Kevin/Bossert, Markus: *Praxis der Sozialstaatlichkeit. Koordinieren und Finanzieren zwischen Expertise, Staat und Gemeinnützigkeit*, Zürich: Chronos 2023.

6 Vgl. das vom SNF, FWF und DFG im Rahmen des Lead Agency Verfahrens geförderte Forschungsprojekt *Die Aushandlung von Erziehungsräumen in der Heimerziehung 1970–1990*, URL: <https://irf.fhnw.ch/handle/11654/33021> vom 27.11.2023.

7 Vgl. Dirks, Sebastian/Kessler, Fabian: »Räumlichkeit in Erziehungs- und Bildungsverhältnissen«, in: Ullrich Bauer/Uwe H. Bittlingmayer/Albert Scherr (Hg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie*, Wiesbaden: VS Verlag 2012, S. 507–525, https://doi.org/10.1007/978-3-531-18944-4_31

Sie unterscheidet im Zusammenhang mit »Erziehungsräumen« zwischen denjenigen, die »bewusst als materielle Umwelt für Erziehung konzipiert, eingerichtet oder gebaut« wurden, und jenen, die »sich im historischen Prozess zu solchen« entwickelten.⁸ Eine weitere Differenzierung schlägt Groppe mit dem Begriff der »erziehenden Räume« vor, für solche Räume, denen explizit eine erziehende Funktion zugewiesen wird, wie eigens konzipierte Kinderzimmer, Sporthallen oder Jugendheime. Zur Analyse solcher räumlich-materieller Arrangements eignet sich ein raumtheoretischer Ansatz, wie ihn Martina Löw entwirft. Löws Raumbegriff reicht über das Arrangement materieller Dinge sowie über ihre räumlichen und ideellen Begrenzungen hinaus und geht von einer konstituierenden Funktion des Akteurhandelns für Räume aus. Die räumliche Konzeption, das Arrangieren von Objekten durch Akteur:innen nennt Löw Spacing, derweil sie die Wahrnehmung und Interpretation von Raum als Syntheseleistung der Akteur:innen versteht.⁹ Daraus lässt sich ein reziproker Prozess ableiten, wenn Räume durch Akteurshandeln strukturiert und geformt werden, diese gleichzeitig aber das Handeln der Akteure beeinflussen und lenken. Die Räume spiegeln damit tägliche Routinen, aber auch Machtverhältnisse und soziale Differenzen.¹⁰

Vor diesem Hintergrund komme ich auf die eingangs skizzierte Fragestellung zurück und werde in der Folge anhand einiger Beispiele aus den Erziehungseinrichtungen in Richterswil und Uitikon geschlechtsspezifische Konzeptionen von »Erziehungsräumen« und deren Problematisierungen untersuchen. In einem weiteren Schritt werde ich die daraus resultierenden Erkenntnisse in Bezug setzen mit den Standardisierungsbemühungen im Heim- und Anstaltswesen der späten 1940er bis 1960er Jahre. Zunächst gehe ich aber auf die grundsätzliche und langwierige Debatte ein, ob Räume oder ganze Gebäudekomplexe zu Erziehungszwecken geeignet sind. Daraus lässt sich anschließend die geschlechtsspezifische Diskussion ableiten.¹¹ Die Frage, welche infrastrukturellen Voraussetzungen für die Erziehungsarbeit am besten geeignet sind, ist stets eng gekoppelt mit der Frage nach der zu erziehenden

8 Vgl. Groppe, Carola: »Erziehungsräume«, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 16 (2013), S. 59–74, hier S. 61, <https://doi.org/10.1007/s11618-013-0405-1>

9 Vgl. Löw, Martina: Raumsoziologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2001, S. 158f.

10 Vgl. ebd., S. 161–166.

11 Zu dieser Diskussion vgl. etwa auch Leitner, Ulrich: »Gebaute Pädagogik – Raum und Erziehung. Die Bedeutung der Architektur für die Fürsorgeerziehung am Beispiel der Landerziehungsanstalt am Jagdberg«, in: Tiroler Heimat. Zeitschrift für Regional- und Kulturgeschichte Nord-, Ost- und Südtirols 80 (2016), S. 171–200.

Klientel, den ihr zugeschriebenen Problemlagen und den Mitteln, welche zur Behebung oder Behandlung derselben von den institutionellen Akteur:innen als adäquat angesehen wurden. Bei diesen Diskussionen stand häufig nicht das Wohlergehen der Anstaltsinsass:innen im Mittelpunkt, sondern, quasi als Hidden Agenda, die Rentabilität funktionslos gewordener Liegenschaften – dies als Eingangsthese.

Alte Gebäude in neuem (Erziehungs-)Gewand

Ein frühes Beispiel einer Diskussion über geeignete Erziehungsorte und -räume findet sich im Zusammenhang mit einer geplanten »schweizerischen Rettungsanstalt für jugendliche Verbrecher« zu Beginn der 1880er Jahre.¹² Als mögliche Standorte standen das Landgut Klosterfiechten in der Nähe von Basel, die Festung Aarburg im Kanton Aargau und das ehemalige Kapuzinerkloster im aargauischen Laufenburg zur Debatte. Auffällig ist zunächst, dass kein Neubau ins Auge gefasst wurde, sondern dass alle drei Standortvorschläge von einer Umnutzung bestehender, teils sehr alter Gebäudestrukturen ausgingen. Der Verdacht liegt nahe, dass es bei der Standortsuche nicht zuletzt darum ging, außer Gebrauch geratene, aber unterhaltsintensive Infrastruktur umzuwidmen und die unvermeidliche Investition in eine solche Einrichtung für die beteiligten Trägerschaften zu minimieren. Der Aargauer Landammann Karl Friedrich Brentano beispielsweise sprach sich dezidiert für die Festung Aarburg als Standort für eine Anstalt aus. Die mittelalterliche Festungsanlage hatte dem jungen Kanton Aargau seit 1826 als Gefängnis gedient und war mit der Eröffnung der Strafanstalt Lenzburg 1864 funktionslos geworden.¹³ Brentano hatte ein reges Interesse daran, die Staatskasse zu entlasten und die zusehends verwahrloste Anlage einem neuen Zweck auf der Basis eines interkantonalen Konkordats zuzuführen. Er befand jedenfalls die Liegenschaft, »wo ein zweistöckiges Zellenhaus, mit 56 Zellen, mit Arbeitssälen und

12 Hier und im Folgenden: Vgl. K. Heiniger: Krisen, S. 61–65.

13 Vgl. Hüsey, Annelies/Reding, Christoph/Bossardt, Jürg Andrea et al.: Die Burg und Festung Aarburg, Bern: GSK 2007, S. 31–37.

Verwalterswohnungen, Bureaux und Estrichen« zur Verfügung stünden, für ideal.¹⁴

Ganz anders lautete rund ein halbes Jahr später ein Expertengutachten aus der Feder von Jakob Büchi, von 1865 bis 1883 Verwalter der thurgauischen Zwangsarbeitsanstalt Kalchrain. Die Festungsanlage Aarburg stand aus seiner Sicht dem Erziehungszweck entgegen: »Man will die jugendlichen Leute nicht bloss dem schädlichen Einfluss älterer Sträflinge, sondern überhaupt dem düstern Zuchthausleben entziehen, und so kann und darf man sie nicht noch in düstere, inmitten zerfallener Festungswerke liegende Gefängnisse verbannen.«¹⁵ Büchi verfügte als Verwalter einer Anstalt, die in einer ehemaligen Klosteranlage untergebracht war, über ausreichend Erfahrung hinsichtlich umfunktionierter Infrastrukturen und auch jugendlicher Insassen. Umso aufschlussreicher ist seine Einschätzung: »Erst vollends vernichtend, statt aufrichtend und bessernd, müssten dann die abgeschlossenen Wohnräumlichkeiten mit den kerkerartigen Schlafzellen auf ihn [den jungen Menschen] einwirken.«¹⁶ Büchi erkannte in der Aarburger Infrastruktur offenkundig keine Möglichkeit für die Einrichtung von »Erziehungsräumen«, weil diese »düster«, »zerfallen«, »abgeschlossen« und »kerkerhaft« war.¹⁷ Vielmehr präferierte er das Landgut Klosterfiechten, das in puncto geografischer Lage und ländlicher Umgebung, bereits vorhandener Gebäude und damit zu erwartender finanzieller Investitionen für landwirtschaftlich ausgerichtete Erziehungsmaßnahmen am geeignetsten erschien.¹⁸

Gegen diesen Plan wiederum opponierte der Direktor der aargauischen Strafanstalt in Lenzburg, Joseph Victor Hürbin, in der Annahme, »dass ein Bauernhaus den Anforderungen, die an eine Anstalt für jugendliche Verbrecher gestellt werden dürfen, nicht entspricht«.¹⁹ Geltend machte Hürbin einerseits die niedrige Kapazität mit lediglich 30 Plätzen, andererseits die

14 Vgl. Bericht: Konferenz betreffend Gründung einer interkantonalen Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, 23./24.10.1882, Staatsarchiv Aargau: StAAG DJ01.0314, Varia A.

15 Bericht: 2. Konferenz betreffend Gründung einer interkantonalen Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, 15.05.1883, S. 19f., StAAG DJ01.0314, Varia A.

16 Ebd.

17 Vgl. ebd.

18 Vgl. K. Heiniger: Krisen, S. 62.

19 Hürbin, Joseph Victor: »Die Errichtung von Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher in der Schweiz«, in: Zeitschrift für Schweizer Strafrecht 1 (1888), S. 39–43, hier S. 42.

akute Fluchtgefahr, die bei einigen Jugendlichen bestünde. In Aarburg pries er wiederum die »geräumigen Korridore«, und durchaus zynisch klingt sein Hinweis, dass in der erhöht gelegenen Festung »natürlich genug [Luft] zu haben« sei.²⁰ »Eine bessere Gelegenheit für Errichtung einer solchen Anstalt wird nicht kommen [...]«,²¹ so abschließend Hürbins – letztlich erfolgreicher – Werbefeldzug.

Aus den angeführten Standpunkten lässt sich zunächst ableiten, dass sich die Diskussionsteilnehmer uneinig waren hinsichtlich der zu erwartenden Klientel, der ihr zugeschriebenen Problemlagen und schließlich der angemessenen Maßnahmen zur Behandlung derselben – eine Diskussion, die sich Jahrzehnte später im Zusammenhang mit einer interkantonalen Anstalt für »Schwersterziehbare« wiederfindet.²² Die Frage, ob Jugendliche anstatt in der Strafanstalt in einer baulich rudimentär angepassten Festungsanlage untergebracht werden sollten, entschied der Kanton Aargau im positiven Sinne und eröffnete dort 1893 eine Zwangserziehungsanstalt für männliche Jugendliche, einem Betriebskonzept Direktor Hürbins folgend. Dank der Lobbyarbeit maßgeblicher politischer und institutioneller Akteure transformierte also der Kanton in Eigenregie eine nutzlos gewordene historische Anlage in ein Konstrukt mit pädagogischem Anspruch und löste gleichzeitig – indem er die Anstalt für andere Kantone öffnete – die Frage nach einer interkantonalen Einrichtung für jugendliche Gefangene.

Was die Umwandlung alter Gebäudestrukturen in »Erziehungsräume« im weiteren Sinn anbelangt, war die Anstalt Aarburg im 19. Jahrhundert kein Einzelfall. Die Anstalt für Frauen im bernischen Hindelbank befindet sich beispielsweise seit 1866 in einem ehemaligen barocken Landschloss, ganz ähnlich der Zwangsarbeitsanstalt im zürcherischen Uitikon (1873). Die bereits erwähnte Anstalt Kalchrain nutzte seit 1849 ein ehemaliges Klostergebäude und das Mädchenheim in Richterswil nahm 1881 seinen Betrieb

20 Vgl. Hürbin, Joseph Victor: »Anstalt für jugendliche Verbrecher«, in: Zeitschrift für Schweizer Strafrecht 3 (1890), S. 497–500, hier S. 499.

21 Ebd.

22 Vgl. Heiniger, Kevin: »Eine Anstalt für ›Schwersterziehbare‹. Ambivalente Diskurse um Strafe, Erziehung und politische Zuständigkeit (1940–1990)«, in: Oliver Gaida/Marie-Theres Marx/Julia Reus et al. (Hg.), Zwang zur Erziehung? Deviante Jugendliche als institutionalisierte Aufgabe im 20. Jahrhundert, Berlin: LIT Verlag 2022, S. 287–308, hier S. 293ff.

in einem damals 70 Jahre alten Fabrikgebäude auf.²³ Ob ein Standort für die vorgesehenen (Nach-)Erziehungszwecke geeignet war oder nicht, dafür fanden sich wohl in jedem dieser Fälle Pro- und Kontra-Stimmen. Die Standortwahl dürfte sich meistens an finanziellen Gesichtspunkten und an der geografischen Lage orientiert haben. Bevorzugt wurden abgelegene Orte, am Rand der Siedlungsgebiete, mit möglichst wenig äußeren Einflussfaktoren auf den Anstaltsbetrieb und keinen »gefährlichen« Attraktionen für die Internierten. Bei der Konzipierung stand üblicherweise die Gewährleistung möglichst reibungsloser Abläufe im Vordergrund. Ein Umdenken zugunsten einer heilpädagogischen Perspektive mit einer verstärkten Bezugnahme auf die Klientel fand, wie noch zu sehen sein wird, nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Das Wohl der Internierten wird in den Diskussionen zwar stets erwähnt, scheint aber – auch im chronologischen Verlauf – unterschiedlich gewichtet worden zu sein. Eine »Besserung« der Eingewiesenen war das Ziel praktisch aller (Um-)Erziehungseinrichtungen, sie unterschieden sich jedoch vor allem hinsichtlich der räumlichen Form (offen oder geschlossen) und der Beschäftigungsangebote. Auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Anstaltspraxis gehe ich im Folgenden ein.

Arbeit und Freiräume machen Geschlechter

Vergleicht man (Um-)Erziehungseinrichtungen für männliche und weibliche Jugendliche, sind die Unterschiede im Bereich der Arbeitsbeschäftigung respektive der Berufsausbildung am augenfälligsten. Die tradierten Rollenbilder für die Frau als Mutter und Hauswirtschafterin und für den Mann als Alleinernährer und Familienoberhaupt waren bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts die dominierenden Fluchtpunkte in der Anstaltserziehung. Im einen Fall ging es darum, eine selbstständige, planmäßige und nach Lehrbuchverständnis hygienische Haushaltsführung anzutrainieren, im anderen darum, ein regelmäßiges, nach bürgerlichem Verständnis »ordentliches« berufliches Einkommen dauerhaft zu generieren. Prospektives Ziel der institutionel-

23 Für die genannten Einrichtungen vgl. L. Seglias/K. Heiniger/V. Bignasca et al.: Alltag, Lippuner, Sabine: Bessern und Verwahren. Die Praxis der administrativen Versorgung von »Liederlichen« und »Arbeitsscheuen« in der thurgauischen Zwangsarbeitsanstalt Kalchrain (19. und frühes 20. Jahrhundert), Frauenfeld: Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau 2005.

len Bemühungen war die Entlastung der öffentlichen Hand. Die einleitenden Beispiele von Richterswil (1976) und Uitikon (1977) belegen dies exemplarisch. Beide Anstalten waren rund ein halbes Jahrhundert zuvor grundlegend neu konzipiert worden: Uitikon wurde 1926 von einer Zwangsarbeitsanstalt für Erwachsene zu einer Arbeitserziehungsanstalt für männliche Jugendliche, und im Mädchenheim Richterswil gab im selben Jahr die neue Anstaltsleitung – Schwestern des Basler Katharina-Werks – die Industriearbeit zugunsten von Berufslehren auf.

Das Angebot an anstaltsinternen Lehren war für beide Geschlechter üblicherweise stark eingeschränkt und umfasste für weibliche Jugendliche ausschließlich Beschäftigungen aus dem hauswirtschaftlichen Bereich. In Richterswil konnten Lehrabschlüsse als Damenschneiderin, Weißnäherin oder Glätterin (Büglerin) absolviert werden, ab 1954 wurde zudem ein Haushaltslehrgang angeboten.²⁴ Die Wäscherei und Glätterei sowie der Garten zur Selbstversorgung dienten außerdem als Arbeitsbeschäftigung für diejenigen Jugendlichen, die keine Lehre absolvieren konnten oder wollten.²⁵ Dem gesellschaftspolitischen Wandel der 1960er Jahre trugen die Katharina-Schwestern insofern Rechnung, als sie bis auf die Hauswirtschaftslehre alle Lehrwerkstätten schlossen und 1968 ein »Werkjahr«, einem staatlich anerkannten 8. bzw. 9. Schuljahr entsprechend, einführten. 1977, nach der Demission der Katharina-Schwestern, erkannte die nun weltliche Heimleitung, dass sich nach einer Hauswirtschaftslehre die Berufsaussichten auf »Spitalhilfeberufe, Tätigkeiten in Gastgewerbe und Familien«²⁶ beschränkten. Ein Berufswahljahr, Schnupperlehren und Praktikumstage wurden eingeführt, um den Berufshorizont der weiblichen Jugendlichen zu erweitern. In räumlicher Hinsicht bedeutete dieser Schritt in den späten 1970er Jahren eine Öffnung des Heimes, indem sich die Jugendlichen regelmäßig an externen Arbeitsorten aufhielten und nicht mehr ausschließlich den internen praktischen und theoretischen Unterricht besuchten. In dieser – doch recht späten – Öffnung und damit Erweiterung des Bewegungsradius der jungen Frauen findet sich ein weiteres

24 Vgl. Schweizerisches Erziehungsheim für katholische Mädchen in Richterswil: Jahresbericht 1930, S. 3; L. Seglias/K. Heiniger/V. Bignasca et al.: Alltag, S. 359f.

25 Zu ganz ähnlichen, weiblich konnotierten Arbeitsbedingungen in einem Tiroler Landeserziehungsheim vgl. etwa: Bischoff, Nora/Guerrini, Flavia/Jost, Christine: »Verteidigung der (Geschlechter)Ordnung. Arbeit und Ausbildung im Rahmen der Fürsorgeerziehung von Mädchen. Das Landeserziehungsheim St. Martin in Schwaz 1945–1990«, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 25 (2014), S. 220–247.

26 L. Seglias/K. Heiniger/V. Bignasca et al.: Alltag, S. 360.

geschlechtsspezifisches Charakteristikum der Fürsorgeerziehung, auf das noch einzugehen sein wird.

Zunächst jedoch ein Wort zur institutionell verordneten Arbeitsbeschäftigung in Einrichtungen für männliche Jugendliche und junge Männer. Die männlich konnotierten Arbeitsbereiche, die im Rahmen einer institutionellen Nacherziehungsmaßnahme als geeignet erachtet wurden, befanden sich bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts überwiegend in der Landwirtschaft, der Blumen- und Gemüsegärtnerei sowie in handwerklichen Berufen wie der Schreinerei, der Schuhmacherei, der Korbflechtereie und der Schneiderei. Metallbearbeitungswerkstätten, d.h. Schlossereien wurden seit Mitte der 1940er Jahre vermehrt eingerichtet.²⁷ Die Anstaltsleitungen erstrebten, wann immer möglich, die Jugendlichen eine Lehre oder mindestens eine Anlehre absolvieren zu lassen, eben mit dem Ziel der späteren geregelten Erwerbstätigkeit. Kam dies nicht in Frage – etwa wegen einer zu kurzen Einweisungszeit oder angeblicher intellektueller Nichteignung –, dienten die Landwirtschaft, die Holzverarbeitung, die Küche oder der Haushalt als Arbeitsbeschäftigung. In seltenen Fällen wurden Jugendliche zu Büroarbeiten hinzugezogen. Weiterführende Schulen oder gar akademische Berufe kamen für männliche Jugendliche praktisch nie in Betracht, geschweige denn für weibliche. Die Förderung der Anstaltsjugend hinsichtlich ihres späteren Auskommens fand in den mittelständischen und kleinbürgerlichen Bereichen des Handwerks und der Landwirtschaft statt. Wer sich nicht in diese Schemata einfügte, geriet mit der Anstaltsordnung in ständigen Konflikt und wurde sanktioniert. Ehemaligen Heiminsassen, die sich später beispielsweise publizistisch oder literarisch profilierten, gelang dies allein auf autodidaktischem Weg – für die Deutschschweiz zu nennen wären hier etwa die Schriftstellerinnen Cécile Ines Loos und Mariella Mehr sowie die Schriftsteller und Journalisten Carl Albert Loosli, Jenö Marton und Arthur Honegger. Sie alle verarbeiteten ihre Anstaltserfahrungen in Form belletristischer Werke, in Sachbüchern sowie in Zeitungsartikeln.²⁸

27 Zu den Berufslehreangeboten in den Anstalten Aarburg und Uitikon vgl. K. Heiniger: Krisen; L. Seglias/K. Heiniger/V. Bignasca et al.: Alltag, S. 360–369. Vgl. außerdem Arbeiterziehungsanstalt Uitikon a. A.: Jahresbericht 1945, S. 39 und Jahresbericht 1946, S. 41.

28 Exemplarisch: Honegger, Arthur: Die Fertigmacher, Frauenfeld: Huber 2004; Loos, Cécile Ines: Der Tod und das Püppchen, Zürich: edition kürz 1983; Loosli, Carl Albert: Anstaltsleben. Werke Band I: Verdingkinder und Jugendrecht, Zürich: Rotpunktver-

Wenngleich die Berufsauswahl für männliche Jugendliche ähnlich eingeschränkt war wie für weibliche, lässt sich bei Ersteren doch früher eine Öffnung der Anstaltsstrukturen erkennen. Erste Versuche mit externen Lehren fanden in Aarburg bereits um 1930 statt, bevor sie um 1950 institutionalisiert wurden.²⁹ Auch in Uitikon hatten die jungen Männer bereits seit den späten 1940er Jahren Gelegenheit, auswärts zu arbeiten, etwa auf Baustellen im Umland oder als Unterstützung bei örtlichen Bauern.³⁰ Zu erwähnen ist außerdem, dass in Uitikon – im Gegensatz zu Aarburg – ein offenes Vollzugskonzept herrschte, d.h. das Gelände war bis in die späten 1970er Jahre nicht gesichert. Die Jugendlichen konnten sich theoretisch frei zwischen den Gebäuden bewegen und sich vom Areal entfernen. Das Gleiche galt zwar auch für das Mädchenheim in Richterswil, wo es ebenfalls keine sichernden Mauern und keine vergitterten Fenster gab. Während die männlichen Jugendlichen jedoch nach einer gewissen »Angewöhnungszeit« in der Anstalt in den Genuss von abendlichem Ausgang und freien Wochenenden kamen,³¹ fanden sich solche offiziellen Freiräume bei den weiblichen Jugendlichen erst ab etwa 1960 und in weniger institutionalisierter Form. Sie mussten sich mit organisierten Gruppenausflügen und gemeinsamen Ferienlagern begnügen. Abendgesellschaften mit Tanz und in Gesellschaft des anderen Geschlechts erwähnen die Jahresberichte erst seit Mitte der 1960er Jahre.³² Das Privileg der unstrukturierten Freizeit wurde den weiblichen Jugendlichen bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts fast nur tagsüber und in wesentlich beschränkterem Maß zugestanden als den männlichen. In diesem Sinn verweisen auch die institutionell geregelten Freiräume, respektive die Freizeit, auf die spätere geschlechtsspezifische Rollenzuweisung; sie lassen den jungen Mann seine Erfahrungen *auf der Straße* machen und binden die junge Frau an die häusliche Sphäre.³³ Die angebliche Schutzbedürftigkeit der Frau als Ausdruck einer lange Zeit vorherrschenden bürgerlich-patriarchalen Moralvorstellung war wohl maßgebend für diese

lag 2006; Marton, Jenö: Zelle 7 wieder frei...!, Aarau: Sauerländer 1936; Mehr, Mariella: Steinzeit, Gümligen: Zytglogge 1981.

29 Vgl. K. Heiniger: Krisen, S. 243–247.

30 Vgl. Arbeitserziehungsanstalt Uitikon a. A.: Jahresbericht 1947, S. 25f.

31 Vgl. Arbeitserziehungsanstalt Uitikon a. A.: Jahresbericht 1927, S. 37; Jahresbericht 1975, S. 33.

32 Vgl. Erziehungsheim Richterswil: Jahresbericht 1964, S. 4; Jahresbericht 1965, S. 7; Jahresbericht 1968, S. 1; Jahresbericht 1969, S. 3.

33 Vgl. auch L. Seglias/K. Heiniger/V. Bignasca et al.: Alltag, S. 367.

diskriminierende institutionelle Praxis.³⁴ Nach diesem Überblickshaften Vergleich der geschlechtsspezifischen Arbeitsbeschäftigung und Freiräume soll im weiteren Verlauf ein Blick in die Wohnbereiche geworfen werden.

Die wohnende Frau, der arbeitende Mann

Angaben zur Anordnung und Ausstattung der »Erziehungsräume« in den Anstalten enthalten die jeweiligen Jahresberichte, indem sie über anstehende oder erledigte Renovierungs-, Bau- und Umbauarbeiten berichten. Daraus lässt sich ableiten, wie sich die Anstaltsleitung die Nutzung der Infrastruktur idealiter vorstellte, nicht aber, wie sich die Anstaltsbewohner:innen tatsächlich in diesem räumlichen Setting verhielten. Schilderungen von infrastrukturellen Anpassungen können wiederum darauf hinweisen, ob sich räumliche Anordnungen bewährt haben oder nicht.

Für das Heim- und Anstaltswesen in der Schweiz kann generell festgestellt werden, dass die infrastrukturellen Ansprüche in den Nachkriegsjahren stiegen. Die normativen Richtlinien, auf die ich noch eingehen werde, belegen dies exemplarisch. Die sich ankündigende Hochkonjunktur mit ihrer Konsumgesellschaft dürfte den Wunsch nach mehr Raum und Komfort jedenfalls auch in den Erziehungseinrichtungen befeuert haben.³⁵

Eine Entwicklung hin zu mehr Privatsphäre lässt sich in Richterswil beobachten, wo die weiblichen Jugendlichen bis dahin in Schlafsälen untergebracht waren. 1947 wurde ein erster Saal »in vier Abteile mit je 6 Betten« unterteilt, die Wände wurden hell gestrichen und mit neuen Vorhängen und Bildern versehen.³⁶ Sechs Jahre später wurde ein weiterer Schlafsaal erwähnt, »in dem am Anfang des Jahres noch 20 Betten standen, eines wie das andere, in einem Raum, der jeglicher heimeligen Atmosphäre entbehrte«.³⁷ Daraus seien »im Laufe des Jahres zwei Zweier-, zwei Dreier- und zwei Vierer-

34 Vgl. hierzu etwa auch Jenzer, Sabine: Die »Dirne«, der Bürger und der Staat. Private Erziehungsheime für junge Frauen und die Anfänge des Sozialstaates in der Deutschschweiz, 1870er bis 1930er Jahre, Köln: Böhlau 2014.

35 Überblickhaft zur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung der Nachkriegsjahre in der Schweiz vgl. Tanner, Jakob: Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, München: C.H. Beck 2015, S. 329–338.

36 Vgl. Erziehungsheim Richterswil: Jahresbericht 1947, S. 3f.

37 Erziehungsheim Richterswil: Jahresbericht 1953, S. 2.

zimmer erstellt und teilweise neu möbliert worden«. ³⁸ Diese institutionelle Transformation hin zur kleinteiligeren Organisation, zu mehr Wohnlichkeit und Privatsphäre wurde gleichzeitig auch außerhalb der Schlafstätten erkennbar. So wurde weiter der Speisesaal erwähnt, der »wohnlicher« gestaltet worden sei, ebenso »die daran anstossende Mädchenstube, die aus dem alten Lesezimmer gewonnen und gediegen eingerichtet werden konnte. Mit Begeisterung begrüßten die Mädchen besonders auch die Möbel mit den abschließbaren Schubladen, in denen sie ihre kleinen Kostbarkeiten aufbewahren können.« ³⁹ 1957 entstanden außerdem Einzelwaschkabinen, die mittels Vorhänge geschlossen werden konnten. Dadurch erhoffte sich die Heimleitung »die Erziehung und Gewöhnung der Mädchen an Körperhygiene und Sauberkeit«. ⁴⁰ Im Zusammenhang mit dem Neubau, der 1959 bezogen wurde, findet sich der Hinweis auf die »verschiedenartigen Dreierzimmer«, die »gediegen, geräumig und sonnig« seien. ⁴¹ Auch hier verfügte »jedes Mädchen [...] über sein eigenes, kleines Ecklein, eigenen Kasten- und Schubladenschlüssel«. ⁴² Die beschriebenen räumlichen Transformationen verweisen einerseits auf das den Jugendlichen zugeschriebene, als spezifisch weiblich geltende Bedürfnis nach Körperhygiene im intimen Rahmen und nach Privatsphäre, die innerhalb von Erziehungseinrichtungen generell ein rares Gut war. Andererseits muten die Schilderungen der »Ecklein« mit ihren abschließbaren Schubladen für »Kostbarkeiten« etwas puppenhausartig und mädchenhaft verniedlichend an, zumal es sich um Adoleszente im nachschulpflichtigen Alter und bis ins junge Erwachsenenalter handelte. Die Formulierungen zeigen die Absicht der Heimleitung, ein gemütliches Vorzeigegedölk nach bürgerlichem Familienmodell zu erschaffen, das es von den jungen Frauen im späteren Leben zu adaptieren galt. Wie die Heimbewohnerinnen dieses räumliche Arrangement erlebten und wie sie sich darin bewegten, lässt sich den Quellen zu Richterswil nicht entnehmen.

Zur Arbeitserziehungsanstalt Uitikon finden sich ebenfalls Angaben über räumliche Transformationen. Anstatt in Schlafsälen waren die rund achtzig männlichen Jugendlichen und jungen Männer in Einzel-, Dreier- und Viererzimmer untergebracht. Diese Einteilung blieb bis in die 1970er Jahre im We-

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Erziehungsheim Richterswil: Jahresbericht 1957, S. 5.

41 Vgl. Erziehungsheim Richterswil: Jahresbericht 1959, S. 3.

42 Ebd.

sentlichen unverändert. Andere Wohn- und Arbeitsbereiche erfuhren Veränderungen, so wurde 1937 beispielsweise ein neuer Speisesaal eingerichtet: »Die weissen Ahornische, das tannene Täfer und die Einfachheit der Ausführung helfen das übliche Anstaltsgesicht zu verschönern.«⁴³ Eine schlichte Funktionalität und Sauberkeit, verbunden mit der Heimeligkeit des »Täfers« (der Täfelung), werden hier betont. Eine räumlich-situative Vertrautheit ergab sich dadurch, dass die »verschiedenen Gruppen der Leder-, Metall-, Modell-, Schreiner-, Schlosser- und Schnitzarbeiten [...] ihre eigenen Tische und Plätze«⁴⁴ hatten. Die Anstaltsleitung bespielte den funktionalen Raum also, indem sie eine Art Peergroup-Konzept anwandte und ein Gruppengefühl im überschaubaren Kreis der beruflichen Zugehörigkeit zu etablieren versuchte.

Die Definition der Privatheit der Anstaltsinsassen über die Arbeitsbeschäftigung wird mit der nachfolgenden Passage akzentuiert: »Über dem Speisesaal befindet sich die Garderobe, wo jeder seinen Kasten, daneben der Schuhraum, wo jeder sein eigenes Schuhfach besitzt. Abends kommen die Zöglinge heim, kleiden sich hier um und treten frisch und gewaschen zum Nachtessen an.«⁴⁵ Hier wurde Privatsphäre nicht über die Wohnstube mit abschließbaren Schubladen, sondern über die Garderobe mit Kleiderschränken (»Kästen«) und Schuhgestellen hergestellt. Auf den ersten Blick scheint hier mit den »eigenen« Bereichen eine Individualisierung der Anstaltsklientel beabsichtigt gewesen zu sein; tatsächlich entstand jedoch dadurch eine Uniformität, dass mit dem jeweils identischen Schrank, dem Schuhfach und auch den abschließbaren Schubladen in Richterswil der gleich bemessene Raum zur Verfügung stand. Individualität entstand bestenfalls durch den Inhalt der Behältnisse. Die jungen Männer, so der Subtext der Anstaltsleitung in Uitikon, sollten sich jedenfalls über ihre Arbeit und die reibungslosen Abläufe definieren. Dazu gehörte auch die Körperpflege, der nach Arbeitsende und vor dem Abendessen ein klarer Zeitpunkt zugewiesen war. Auch sie hatte in funktionaler Form zu geschehen, von Privatsphäre und Vorhängen ist hier keine Rede. Während in Richterswil aus dem frei gewordenen Lesezimmer eine »Mädchenstube« wurde, richtete die Anstaltsleitung in Uitikon im »grossen Raum«, der mit dem neuen Speisesaal funktionslos geworden war, eine »Freizeitwerkstatt und Schule« ein.⁴⁶ Auch bei dieser räumlichen Umwid-

43 Arbeitserziehungsanstalt Uitikon: Jahresbericht 1937, S. 19.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Vgl. ebd.

mung überwogen Praktikabilität und das Handwerk als identitätsstiftende Faktoren vor Wohnlichkeit. Auch für Uitikon ist es schwierig zu eruieren, wie die Anstaltsinsassen in diesem räumlichen Setting agierten und Syntheseleistungen dem Löw'schen Verständnis nach vollzogen. Personenakten könnten immerhin über Verstöße gegen die Hausordnung, über Sachbeschädigungen und dergleichen Auskunft geben, was wiederum Rückschlüsse auf die Agency der Anstaltsklientel zuließe.

Räumliche und geschlechtsspezifische Aspekte der Anstaltsrichtlinien

Nachdem anhand der Erziehungseinrichtungen in Richterswil und Uitikon die Arbeitsbeschäftigung und die räumlichen Arrangements als geschlechtsdefinierende Erziehungsinstrumente thematisiert wurden, möchte ich abschließend einen Blick in die Richtlinien der *Schweizerischen Landeskonferenz für Soziale Arbeit* (LAKO) werfen. Als Dachverband der privaten Fürsorgeorganisationen in der Schweiz erließ die LAKO seit den späten 1940er Jahren eine Reihe von Richtlinien und Anweisungen, die dem schweizerischen Heim- und Anstaltswesen überregionale Standards an die Hand geben und so die Qualität der Erziehungseinrichtungen gesamthaft verbessern sollten. Die von der LAKO 1945 nach einem Anstaltsskandal gegründete *Studienkommission für die Anstaltsfrage* befasste sich unter anderem mit der »allgemeinen Organisation der Anstalten« und publizierte im April 1949 die »Richtlinien für die Organisation von Heimen zur Erziehung von Kindern und Jugendlichen«. ⁴⁷ Diese stellten eine allgemein gehaltene Anleitung zur Einrichtung und Führung einer Erziehungsinstitution dar. In revidierter und überarbeiteter Form erschienen sie erneut im Dezember 1954, im Oktober 1959 und zuletzt im Januar 1965. ⁴⁸ Die Richtlinien sollten sich, wie die Studienkommission im November 1948 ausdrücklich festhielt, »auf alle Erziehungsheime [...] beziehen. Darunter fallen nicht nur die Anstalten für Schwererziehbare, sondern auch diejenigen für Gebrechliche und die sogenannten Kinderheime.« ⁴⁹ Außerdem sollten die Richtlinien

47 Vgl. Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit (SZG) 88 (1949), S. 80–87. Ausserdem: G. Hauss/K. Heiniger/M. Bossert: Praxis, S. 107–125.

48 Für die verschiedenen Fassungen der Richtlinien vgl. SZG 88 (1949), S. 80–87; SZG 94 (1955), S. 133–141; SZG 98 (1959), S. 268–276; SZG 104 (1965), S. 40–51.

49 Protokoll Studienkommission, 17.11.1948, S. 2, Sozarch SCG C 5b.

für öffentliche, für gemeinnützige sowie für erwerbswirtschaftlich geführte Heime gelten. »Für ausgesprochene Spezialheime (f. Schwerhörige, Sprachgebrechliche usw.) [sind darüber hinaus] spezielle Wegleitungen [Instruktionen] nötig«,⁵⁰ die von entsprechenden Fachgruppen auszuarbeiten seien.

Eine Analyse der verschiedenen Fassungen hinsichtlich textlicher Modifikationen, Streichungen, Ergänzungen und terminologischer Veränderungen gibt Aufschluss über zeittypische theoretische und praktische Tendenzen im Erziehungs- und Fürsorgewesen und macht insofern den sich wandelnden Zeitgeist der Nachkriegsjahrzehnte nachvollziehbar.

Die Erstfassung der Richtlinien war recht allgemein formuliert, nicht pädagogisch argumentierend, sondern vielmehr mit einem (sozial-)hygienischen Kontrollanspruch, zur Vermeidung von Missständen, wie sie wenige Jahre zuvor aufgedeckt worden waren. Dahingegen war der Fokus der Fassung von 1959 weniger von der Institution als von der Heimklientel aus gewählt. Die Argumentation richtete den Blick verstärkt auf eine heilpädagogische Ebene, um Empfehlungen zu untermauern, was der zunehmenden Verbreitung von Fachwissen in den Nachkriegsjahren geschuldet sein dürfte. Dieses Phänomen lässt sich beispielsweise anhand von Absatz 38 (1959) beobachten, wo »ein eigenes Schränkchen oder Nachttischchen oder wenigstens ein Tablar« empfohlen wurde, weil dies das Gefühl von Geborgenheit stärke und das Selbstbewusstsein hebe.⁵¹ In Richterswil war, wie wir gesehen haben, die Heimleitung diesbezüglich offenbar lehrbuchhaft verfahren. Zimmerschmuck und Einrichtungsgegenstände sollten, so die Richtlinien weiter, wenn möglich selbst besorgt und hergestellt werden, weil dies »zu einer persönlichen Beziehung zu ihrem Raum« führe.⁵² Dies liest sich wie ein Appell an die Agency der Heimbewohner:innen, die sich mittels individueller und selbstbestimmter Gestaltung im Sinne von Spacing den vordefinierten Raum zu eigen machen sollten.

An anderer Stelle zeigt sich die heilpädagogische Verschiebung des Fokus nochmals deutlich: 1949 lautete Absatz 33, dass »Erwachsenen, die tagsüber streng arbeiten, [...] nicht zugemutet werden [kann], mit Zöglingen im selben Raum zu schlafen; doch sollten ihre Zimmer so gelegen sein, dass die Zöglingzimmer von dort aus leicht und unauffällig überwacht werden«

50 Ebd.

51 Vgl. SZG 98 (1959), S. 274.

52 Vgl. ebd.

könnten.⁵³ Während hier also Rücksicht genommen wurde auf das stark beanspruchte Personal und der Fokus auf der Überwachung der »Zöglinge« lag, hieß es 1959: »Die Schlafzimmer der Erwachsenen sollten so gelegen sein, dass die Kinderzimmer von dort aus leicht erreichbar sind. Vor allem ängstliche und unruhige Kinder fühlen sich dadurch sicherer.«⁵⁴ Das Kindeswohl rückte innerhalb eines Jahrzehnts klar in den Mittelpunkt der Richtlinien. Eine Verfeinerung dieser Optik findet sich 1965, indem zusätzlich »im Korridor [...] matte Nachtlichter« empfohlen wurden.⁵⁵ Die Ambivalenz zwischen dem institutionellen (Macht-)Anspruch auf Überwachung und dem kindlichen Bedürfnis nach Sicherheit und Geborgenheit macht sich hier insofern bemerkbar, als das Nachtlicht auch diejenigen sichtbar machte, die lieber verborgen bleiben wollten.

Die bereits in Richterswil festgestellte Tendenz zur Individualisierung anhand der Unterteilung der Schlafsäle wird beispielsweise unter Absatz 18 der Richtlinien fassbar: In der Erstversion von 1949 wurde das Gruppensystem für Wohnen und Schlafen ab einer Zöglingszahl von 20 bis 25 empfohlen, in der revidierten Fassung von 1954 nur noch ab 20. 1965 finden sich »mit mehr als 15 Kindern oder mehr als 20 Jugendlichen« noch differenziertere Richtwerte.⁵⁶ Hinsichtlich geschlechtsspezifischer Raumarrangements ist Absatz 19 aufschlussreich. 1949 hieß es dort, »für die schulfreie Zeit sollen getrennte Näh- und Handarbeitsräume für Mädchen und Werkstätten für Buben vorhanden sein«.⁵⁷ 1954 wurden »Nähstuben für die Mädchen, Handarbeitsräume für Buben und Mädchen« gefordert.⁵⁸ Die Geschlechtergrenzen wurden hier im Rahmen der Freizeitbeschäftigung also etwas aufgeweicht. 1959 entfiel der Passus ganz. Erachteten die Fachleute eine klare Geschlechtertrennung während der Freizeit zwischenzeitlich als überflüssig?

Der wachsende Wohlstand der Nachkriegsgesellschaft zeigte sich unter anderem in infrastruktureller Hinsicht. Die Richtlinien spiegeln dies in Absatz 34 mit der Empfehlung fließenden Wassers im »allgemeinen Bassin für männliche und in mehreren Bassins für weibliche Zöglinge« (1949/54) anstelle

53 Vgl. SZG 88 (1949), S. 85.

54 SZG 98 (1959), S. 274.

55 Vgl. SZG 104 (1965), S. 49.

56 Vgl. ebd., S. 42.

57 SZG 88 (1949), S. 83.

58 SZG 94 (1955), S. 136.

der damals üblichen »Waschtische mit Waschschüsseln«. ⁵⁹ 1959 ist nur noch die Rede von »Waschräumen mit fließendem Wasser, für je 2–3 Kinder ein Lavabo«. ⁶⁰ Auch hier lässt sich eine Individualisierung hin zu kleineren Personengruppen beobachten. Allerdings entfiel nun die Differenzierung zwischen männlichem und weiblichem Komfort- und Hygienebedürfnis, was damit zusammenhängen könnte, dass die Richtlinien eher an die Ebene vorpubertärer Kinder und weniger an Jugendliche adressiert waren.

Schlussüberlegungen

Der Beitrag versuchte exemplarisch aufzuzeigen, dass Groppes Konzept von »Erziehungsräumen« sowie der Ansatz mit räumlichen Arrangements (Löw) auf verschiedenen Ebenen analysiert werden können, wobei sich die Genderperspektive als aufschlussreich und fruchtbar erweist. Die äußerlichen Gegebenheiten von Gebäuden, ihre Lage, die Bausubstanz und architektonische Gestaltung sind – wie gezeigt wurde – auf einer ersten Analyseebene nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit der Umwidmung alter Infrastruktur von Interesse. Als weiterführende Genderfrage ließe sich beispielsweise stellen, inwiefern sich Gebäude zur Unterbringung von männlichen und weiblichen Jugendlichen unterschieden. Gab es geschlechtsspezifische Abweichungen beim Sicherungsgrad oder bei der geografischen Lage der Anlagen? Wäre es in den 1890er Jahren für die beteiligten institutionellen Akteure – dies vielleicht etwas spekulativ – überhaupt denkbar gewesen, weibliche Jugendliche in der Festung Aarburg unterzubringen oder hätten sie dieses räumliche Setting für das angeblich »schwache Geschlecht« als unzumutbar empfunden? Oder allgemeiner gefragt: Inwiefern war das Geschlecht der Klientel maßgebend bei der Beurteilung, ob ein Ort geeignet war, die Funktion eines »Erziehungsraums« zu übernehmen? Wurden zum Beispiel »schwererziehbare« männliche Jugendliche generell als »fluchtgefährdeter« eingestuft als weibliche und erforderten sie deshalb einen höheren Sicherungsgrad? Dies als weitere Anregungen auf einer ersten Reflexionsebene.

Die (Um-)Erziehungspraxis, die sich ihrerseits an räumlichen Voraussetzungen orientiert, war ein weiteres Analysefeld. Die stark geschlechtsspezifisch geprägte Arbeitsbeschäftigung und -erziehung lässt sich auf zum Teil

59 Vgl. SZG 88 (1949), S. 86; SZG 94 (1955), S. 139.

60 SZG 98 (1959), S. 274.

bis heute vorherrschende stereotype Rollenbilder zurückführen und war über weite Strecken konstitutiv für die organisatorische und infrastrukturelle Ausgestaltung der Erziehungseinrichtungen. Diese Spezifizierung durchdrang die Institutionen bis hinein in die Schulungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten – ein Bereich, der hier aus Platzgründen unberücksichtigt blieb.⁶¹ Schließlich förderte auch der Blick in die Wohnbereiche Unterschiede im Umgang mit den Geschlechtern zutage, welche die bereits festgestellten stereotypen Rollenzuschreibungen bestätigten: Auf der einen Seite wurde die Haushaltsführung in allen Facetten als unabdingbar vermittelt, auf der anderen die regelmäßige Erwerbsarbeit. Auf diese Weise perpetuierte die institutionelle Praxis bürgerlich-patriarchal geformte Rollenbilder, wonach der Frau ein Gespür für Häuslichkeit eingeimpft werden sollte, dem Mann ein Berufs- und Arbeitsethos, verbunden mit einem Verständnis für kollegiale Gruppenzugehörigkeit sowie für hierarchische Subordination, praktische Abläufe und Ordnung. Gestützt wurde diese Erziehungspraxis durch normative Richtlinien, die eine Standardisierung des Heimwesens und damit eine zeitgemäße Qualitätssicherung beabsichtigten. Dass die geschlossene Fürsorgeerziehung den gesellschaftlichen Entwicklungen stets hinterherhinkt, belegen diese Richtlinien außerdem. Inwiefern sich in den Erziehungseinrichtungen in den vergangenen vierzig, fünfzig Jahren eine Modifikation der Geschlechterbilder vollzogen hat und ob sich ein allfälliger Wandel hinsichtlich räumlicher Arrangements bemerkbar macht, ist Teil aktueller Forschung.

61 Beispielsweise zum in Richterswil vermittelten Schulstoff bis in die späten 1970er Jahre vgl. L. Seglias/K. Heiniger/V. Bignasca et al.: Alltag, S. 359f.

Die Okkupation des Raumes

Materialitäten und Performativitäten bei Sophie Taeuber-Arp

Sandra Neugärtner

»Tanz [...] verlangt einen anderen Raum,
gerade weil er plastisches Geschehen
ist.«¹

Sophie Taeuber (1889–1943) bietet ein einzigartiges Beispiel für die Untersuchung der zentralen Frage des Sammelbandes, wie das Soziale durch Materialität produziert wird. Nach ihrer Ausbildung in der fortschrittlichen Debschitz-Schule in München, die keine Segregation von weiblicher und männlicher Bildung vorsah, bedingte der Sozialisationskontext in Zürich, wo Taeuber anschließend viele Jahre an der Gewerbeschule als Lehrerin für Entwerfen und Stickerei gearbeitet und nebenbei die kunsthandwerkliche Herstellung kleiner Gebrauchsgegenstände betrieben hat, ihre Unfähigkeit, sich als Künstlerin zu behaupten. Dieser Beitrag untersucht den Zusammenhang zwischen Subjektkonstruktion und Materialitäten sowie räumlichen Dimensionen der künstlerischen Produktion und zeigt, wie sich die Möglichkeitsbedingungen für Künstlerinnen durch das spezifische Verhältnis von Begehren, Macht und Subjektivation in Bildungs- und Sozialisationsprozessen konstituieren. Angefangen bei Taeubers Beziehung zu ihrem Ehemann, dem Künstler Hans Arp (1886–1966), über den Dada-Kreis bis hin zur Zürcher Gesellschaft: Die unterschiedlichen sozialen Konstruktionen waren

1 Laban, Rudolf von: »Tanztheater und Bewegungschor«, in: Ignaz Gentges (Hg.), *Tanz und Reigen*, Berlin: Bühnenvolksbundverlag 1927, S. 72–80, hier S. 77.

ausschlaggebend für Taeubers Selbstwahrnehmung und für bestimmte Ausprägungen des Begehrens, das sich für sie zunächst eher performativ in Tanz und Bewegung als in der Materialität konstituierte.

Sophie Taeuber-Arp for Greatness

Im Februar 1919 schrieb Sophie Taeuber aus einem Kuraufenthalt in den Schweizer Alpen an Hans Arp:

»Es scheint mir nur drohend und unmöglich, dass ich wieder so viel arbeiten muss, um nach zwei oder drei Jahren wieder zu liegen und so weiter bis ich sterbe. Ob es nicht doch etwas besseres gibt die Zeit bis zum Tod auszufüllen, als mühsam so viel Geld zu verdienen, daß man grade doch nicht die Dinge haben kann die man möchte und ausserdem Perlarbeiten zu machen, die zwar schön sind, aber ganz unverhältnismässig mühsam da sie doch nur Geschmack sind und nichts neu erfinden, was ja doch der grosse Unterschied zwischen uns ist. [...] Ausserdem bin ich eine Frau und da ist es doch komplizierter.«²

Taeuber, die hier die Möglichkeiten kritisch reflektiert, ein freies Leben als Künstlerin bestreiten zu können, war zu diesem Zeitpunkt bereits 30 Jahre alt. Es vergingen zehn weitere Jahre, bis ihr Wandel von der Kunstgewerblerin zur Künstlerin Gestalt annahm. Ihrer Schwester berichtete sie Anfang 1930:

»Leider habe ich jetzt keinen Auftrag, aber es ist hier doch immer etwas zu machen, was ich gerne mache. Gestern habe ich das Titelblatt für eine neue Revue gezeichnet morgen machen wir eine Affiche für die Galerie und ausserdem habe ich viel gemalt. Ich mache bei einer kleinen Gesellschaft von Malern und Malerinnen mit, es wird eine kleine Revue herausgegeben und eine Ausstellung gemacht. Es gefällt mir viel besser als die muffige Atmosphäre in der Kunstgewerbeschule.«³

2 Sophie Taeuber aus dem Sanatorium Altein, Arosa an Hans Arp, 19.02.1919, zitiert aus Hoch, Medea/Krupp, Walburga/Schade, Sigrid: Sophie Taeuber-Arp. Briefe 1917–1928, Band II, Wädenswil: Nimbus 2021, S. 33.

3 Hoch, Medea/Krupp, Walburga/Schade, Sigrid: Sophie Taeuber-Arp. Briefe 1929–1942, Band III, Wädenswil: Nimbus 2021, S. 59.

Inzwischen lebte Taeuber mit Arp, den sie 1922 geheiratet hat, in Meudon, südwestlich von Paris. Ihre Aktivitäten bestimmte sie mittlerweile selbst und lenkte diese – wenn auch ökonomisch unter keinen besseren Voraussetzungen – in Richtung künstlerische Autonomie.

Die 1889 in Davos als Nachfahrin des Reformators Heinrich Bullinger und des Pädagogen Hermann Krüsi geborene Sophie Taeuber stammte aus einem bürgerlichen Elternhaus und absolvierte – wie für bürgerliche Töchter üblich – ein Pensionat in der Westschweiz, um die französische Sprache zu erlernen. Nach der Krankheit und dem frühen Tod beider Eltern war Taeubers junges Leben allerdings nicht frei von Sorgen und existenziellen Herausforderungen.⁴ Ab 1907 trat Taeuber in die renommierte St. Galler Zeichenschule für Industrie und Gewerbe ein, 1910 wechselte sie an die progressive, an der Arts-and-Crafts-Bewegung orientierte Debschitz-Schule in München. Mit dem Ziel, bildende und angewandte Kunst zusammenzuführen und unmittelbar in die Belange des täglichen Lebens einfließen zu lassen, stand diese von Hermann Obrist und Wilhelm von Debschitz begründete Werkstättenschule an der Spitze der zeitgenössischen Bestrebungen der Kunstschulreform. Kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges ging Taeuber zurück in die Schweiz. Von 1916 bis 1928 arbeitete sie an der Zürcher Gewerbeschule als Lehrerin für Entwerfen und Stickerei. Mit dem festen Einkommen sicherte sie zwölf Jahre lang ihre eigene und Arps Existenz in einer ökonomisch schwierigen Zeit.⁵ Wie das Zitat am Anfang zeigt, strebte Taeuber allerdings ein Leben als Künstlerin an. Ihre Beteiligungen an den Dada-Soireen und -Publikationen in jener Phase weisen in diese Richtung. Nichtsdestotrotz gelang es ihr allenfalls, sich als progressives Mitglied der Zürcher Kunstgewerbeszene (nicht der Kunstszene) zu etablieren.⁶

4 Der Vater starb bereits 1891 an Tuberkulose; die herzkrankte, pflegebedürftige Mutter verstarb 1908.

5 Da Taeuber zunächst nur 130 Franken pro Jahresstunde bekam, während ihre männlichen Kollegen das Doppelte erhielten, lehnte sie sich (erfolgreich) gegen den Gehaltsunterschied nach Geschlecht auf. Vgl. M. Hoch/W. Krupp/S. Schade: Briefe 1917–1928, S. 729.

6 Anerkennung durch Ausstellungen erlangte Taeuber nur im Bereich der angewandten Kunst, etwa als im Februar 1916 ihre Handarbeiten im Zürcher Kunstgewerbemuseum gezeigt wurden. Auch ihre Beteiligung an der Ausstellung der Künstlergruppe *Das Neue Leben*, die die Grenze zwischen Hoch- und Gebrauchskultur einreißen wollte und sich erstmals Ende 1918 in Basel vorstellte, brachte keine Veränderung; in dem gattungs-

Die Fallstricke, die in der Würdigung des Werks einer Künstlerin liegen, die sich erst zur Künstlerin entwickeln muss – und zwar aus einer traditionell hierarchisch untergeordneten Kategorie heraus –, werden in dem Aufsatz »Sophie Taeuber-Arp against Greatness« von Yve-Alain Bois deutlich.⁷ Bois unterteilt Taeuber-Arps Schaffenswerk in zwei Rubriken: in jene der angewandten und in jene der freien Kunst, die Bois mit zwei unterschiedlichen Arten von »Klein-Sein« (»minor being«) verknüpft. Während Bois Taeuber-Arps angewandte Kunst mit einem unfreiwilligen Kleinsein assoziiert – d.h., ihre Arbeit in diesem Bereich könne als gescheiterter Versuch, Größe zu erreichen, gedeutet werden –, schreibt er den Schlüsselmomenten ihres Schaffens, die zwar Taeuber-Arps einzigartige Position in der Entwicklung der Kunst des 20. Jahrhunderts verkörpern und die innovativ waren, aber mit denen sie dennoch kaum Bekanntheit und Sichtbarkeit erreicht hat, ein »programmatisches Klein-Sein« (»programmatic minorness«) zu. Auch wenn das Gleichschalten von Leistung in verschiedenen Schaffensphasen und Medien unmöglich ist – etwas, wovor Bois warnt, da es möglicherweise in dem einen Bereich Innovation gibt und in einem anderen nicht –, ist das Bewerten von Werken entlang tradiert hierarchischer Kategorien der Kunst und daran anknüpfend das Denken in binären Begriffen wie »bedeutend« und »unbedeutend«, das auch Bois nicht überwindet, strukturell problematisch.⁸ So ordnet Bois Taeuber-Arps Arbeit nach wie vor in denselben patriarchalischen Rahmen ein, der jenes Dilemma hervorruft, das Taeuber im eingangs zitierten Brief erläutert. Doch abgesehen von der Attribuierung ist auch Bois' Begründung für Taeuber-Arps programmatische Minorness kritisch zu betrachten: Für Bois ist es plausibel, dass Taeuber-Arp aktiv versucht habe, kleine Kunst zu machen, da sie Majorness – also Ruhm und Anerkennung – abstoßend gefunden habe. Bois erklärt auf diese Weise, dass Taeuber-Arp kein Opfer des Patriarchats gewesen sei.⁹ Ihre Worte widersprechen allerdings dieser ihr unterstellten Ablehnung von Greatness. Vielmehr hat Taeuber-Arp ihre Sehnsucht zum Ausdruck gebracht, etwas von Größe zu erreichen, »etwas [B]esseres«, Bedeutungsvolleres

übergreifenden Kontext präsentierte Taeuber ausschließlich kunstgewerbliche Arbeiten (ein Kissen, zwei Beutel und eine Kette).

- 7 Bois, Yve-Alain: »Sophie Taeuber-Arp against Greatness«, in: M. Catherine de Zegher (Hg.), *Inside the Visible: An Elliptical Traverse of 20th Century Art in, of, and from the Feminine*, Cambridge, MA: MIT Press 1996, S. 412–417.
- 8 Diesen Gedanken hat Ruth Hemus ausgeführt, vgl. Hemus, Ruth: *Dada's Women*, New Haven u.a.: Yale University Press 2009, S. 87f.
- 9 Vgl. Y.-A. Bois: *Sophie Taeuber-Arp against Greatness*, S. 415.

zu kreieren als Perlarbeiten, die »nur Geschmack sind und nichts neu erfinden«.¹⁰

Bois folgte 1996, dem Erscheinungsjahr seines Textes, noch jener Rezeption, die Taeuber-Arps Werke vor der »freien Phase« größtenteils ignoriert hat. Dies war ursprünglich von Hans Arp selbst initiiert worden, als er Hugo Weber nach Taeuber-Arps Tod beauftragt hat, ihr Werk zu katalogisieren und dabei das Verzeichnis auf ihre »schönen« Werke begrenzen ließ – wobei die angewandten Arbeiten ausgeschlossen wurden.¹¹ Konträr dazu setzte die 2021 in Basel, London und New York realisierte Ausstellung *Sophie Taeuber-Arp. Gelebte Abstraktion* gerade auf die Innovationskraft von Taeuber-Arps Arbeiten im angewandten Bereich.¹² An diese Widersprüche anknüpfend interessiert im Kontext des vorliegenden Bandes die Bedeutung von handwerklichen Praktiken, die Frauen zugeschrieben werden, für die Entwicklung der Kunst der Moderne. Die Erörterung der Überwindung begrifflicher und kategorialer Dichotomien geht über den Gegensatz zwischen Kunst und Kunstgewerbe hinaus und schließt soziale Konstruktionen, etwa die Entgegensetzung von Autonomie und Heteronomie, mit ein. Schließlich soll so die Frage geklärt werden, in welcher Weise künstlerische Formfragen gesellschaftlich determiniert sind und umgekehrt auf gesellschaftliche Prozesse einwirken, insbesondere aus der Perspektive der Geschlechterforschung.

Laut Richard Huelsenbeck, einem Mitbegründer der Dada-Bewegung in Zürich, war Taeuber-Arp »die einzige Frau, die sich in der Entwicklung der neuen Kunst wirklich einen Namen gemacht hat«.¹³ Sie war der Ausnahmefall, der das patriarchalische System als Ursache der Diskriminierung von Frauen durchbrach, wenn auch nicht uneingeschränkt. Ein großer Anteil daran könne, so Huelsenbeck, Arp zugeschrieben werden, der »ihr zu ihrem Ruhm

10 Vgl. M. Hoch/W. Krupp/S. Schade: Briefe 1917–1928, S. 33.

11 Vgl. Obler, Bibiana K.: *Intimate Collaborations: Kandinsky & Münter, Arp & Taeuber*, New Haven u.a.: Yale University Press 2014, S. 122.

12 Vgl. Katalog zur Ausstellung: *Umland*, Anne/Krupp, Walburga (Hg.): *Sophie Taeuber-Arp. Gelebte Abstraktion*, München: Hirmer 2021; darin insbesondere: Smith, Tai: »Die vielen Dimensionen der Perlbeutel von Sophie Taeuber-Arp«, S. 35–38. Die Ausstellung war im Kunstmuseum Basel (20.03.–20.06.2021), in der Tate Modern in London (13.07.–17.10.2021) und im Museum of Modern Art, New York (21.11.2021–12.03.2022) zu sehen.

13 Kleinschmidt, Hans J. (Hg.): *Memoirs of a Dada Drummer – Richard Huelsenbeck, Joachim Neugroschel* (Übers.), Berkeley: University of California Press 1991 (1969), S. 35.

verhalf«. ¹⁴ Bibiana Obler untersuchte anhand der *Duo-Collagen*, wie Taeuber und Arp mittels der Möglichkeit einer doppelten Autorschaft ein Beziehungsmodell aufstellten, anhand dessen laut Obler die Diskrepanzen zwischen den künstlerischen Identitäten einer Frau und eines Mannes überwunden werden konnten. ¹⁵ Allerdings setzten sich die geschlechtsspezifischen Zuschreibungen und Bedingungen des Systems auch im Kontext der Kollaboration fort. Während Arp nachgesagt wird, er habe zur »Evolution« einer reinen, freien Kunst beitragen wollen, werden Taeubers künstlerische Praktiken mit Bestrebungen zur Erneuerung der Textilproduktion verknüpft. ¹⁶ Gerade in Bezug auf die Frage, inwiefern Taeuber-Arp mit ihrer Arbeit aus dem System hervorgegangen ist oder das System verändert hat, ist nicht nur die Arbeitsbeziehung mit Arp zu betrachten. Die Zusammenarbeit wie auch Taeuber-Arps individuelles Werk müssen in dem kulturellen und gesellschaftspolitischen Umfeld gesehen werden, aus dem sich eine künstlerische Produktion nicht herauslösen konnte. Auch wenn es im Dada-Kreis einerseits Bestrebungen gab, die Institution zu dekonstruieren, so entschieden letztlich kulturell-gesellschaftliche Dispositive, die einer patriarchalen Tradition folgten, über Sichtbarkeit, Größe und Erfolg, prägten die Selbstwahrnehmung und in der Folge auch die individuellen Selbstvermarktungsstrategien. Die These besteht darin, dass Taeubers Aktivitäten im Bereich von Tanz und Performance eine wesentliche Rolle im Prozess ihrer künstlerischen Selbstbehauptung spielten.

Performance und Performativität

Noch bevor Taeuber ab 1916 neben ihrer kunstgewerblichen Tätigkeit in Zürich eine Tanzausbildung bei dem ungarischen Tänzer und Choreografen Rudolf von Laban und dessen Assistentin Mary Wigman absolvierte, bei Veranstaltungen des Dada-Zirkels auftrat und in der Künstlerkolonie auf dem Monte Verità bei Ascona tanzte, nahm sie während ihrer Ausbildungsjahre Gymnastikstunden nach der neuen Methode der Ärztin Bess Mensendieck. ¹⁷ Diese turnerischen Übungen wirkten sich bereits auf ihr Selbstverständnis aus, wie Tae-

14 Ebd., S. 101.

15 Vgl. B.K. Obler: *Intimate Collaborations*, S. 119–204.

16 Vgl. ebd., S. 133.

17 Vgl. Hoch, Medea/Krupp, Walburga/Schade, Sigrid: *Sophie Taeuber-Arp. Briefe 1905–1914*, Band I, Wädenswil: Nimbus 2021, S. 387.

ubers Erklärung ihrer Schwester gegenüber verdeutlicht: »Ich habe Sonntags von 10 bis 6 Uhr ununterbrochen, ein kurzes Essen, geflickt und fühlte mich nachher 10 Jahre älter und hässlicher, worauf ich gleich einige Purzelbäume schlug und turnte, das half etwas [...].«¹⁸

Die Maskierung, die Kostümierung, die vage Rekonstruktion ihrer Bewegungen bei ihren Dada-Auftritten legen nahe, Taeuber als Objekt des Blicks zu begreifen, so wie weibliche Körperkunst auch generell hinsichtlich der Frage nach der Repräsentation der Frau als Objekt befragt wird. Was Amelia Jones für die Postmoderne konstituiert hat, nämlich dass der intersubjektiv artikulierte Körper durch seine visuelle Wirkung in seiner phänomenologischen Dimension verloren gegangen ist,¹⁹ ließe sich leicht auf den Fall von Taeubers Performances übertragen. Aber Körperkunst kann uns gerade in der größeren kulturellen Dimension etwas lehren, indem sie, wie Jones betont, den Fokus weg vom ausschließlich Visuellen verschieben kann.²⁰

Die Bedeutung von Tanz und Bewegung für Taeubers Subjektivierung soll hier im Mittelpunkt stehen. Für die Erörterung der Prozesse ihrer Transformation von der Kunstgewerblerin zur Künstlerin unter dem Einfluss von Tanz und Bewegung erprobt der Beitrag das Anregungspotenzial der Schriften Judith Butlers. Das Ziel besteht darin, Gedanken der Selbstwahrnehmung in Verknüpfung mit performativitätstheoretischen Einsichten nach Butler zu fassen und für die Zusammenschau von Materialität und Gender mit Blick auf Erziehung und Sozialisation fruchtbar zu machen.

Zunächst einmal ist bereits Taeubers Selbstverständnis als Kunstgewerblerin dem Konzept der Genderperformativität, wie es Butler unter anderem in »Das Unbehagen der Geschlechter« formuliert hat, nicht unähnlich.²¹ Dort schlägt Butler vor, dass die Performance von Gender die Illusion einer vorgängigen Substantialität – eines Kerns geschlechtlicher Identität – erzeugt und die Effekte des performativen Genderrituals als notwendige Emanation oder kausale Konsequenzen jener vorgängigen Substanz konstituiert. Taeu-

18 Sophie Taeuber aus Hamburg an Erika Schlegel-Taeuber, nach dem 11.04.1913, zitiert aus M. Hoch/W. Krupp/S. Schade: Briefe 1905–1914, S. 281.

19 Vgl. Jones, Amelia: »Postmodernism, Subjectivity, and Body Art: A Trajectory«, in: Body Art, Performing the Subject, Minnesota: University of Minnesota Press 1998, S. 23.

20 Vgl. ebd., S. 24.

21 Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.

bers »minor beeing« kann als Reiteration kultureller Normen ausgelegt werden.

Doch darüber hinaus ist die Auseinandersetzung mit Butlers Schriften in Bezug auf die durch den Tanz initiierten Subjektivationsprozesse bei Taeuber vielversprechend. Hat sich Butler doch zur Aufgabe gemacht, das »Subjekt zu reformulieren und dabei Entgegensetzungen von Determinismus und Freiheit sowie von individueller Verfasstheit und gesellschaftlicher Struktur zu unterlaufen«. ²² Bei Taeuber kann von zwei unterschiedlichen Ausprägungen der Performativität ausgegangen werden, die zum Teil gleichzeitig bestanden und bei ihr eine Diskrepanz zwischen innen und außen hervorgerufen haben: Zum einen können wir im Kontext ihrer unfreiwilligen wie auch ihrer programmatischen Minorness eine gesellschaftlich hervorgerufene Performativität ausmachen. Demgegenüber steht die Performativität als durchgängiger Gestus ihres Ausdruckstanzes; diese Performativität – so die Behauptung – strahlte auf Taeubers materielles Schaffen aus und stellte eine Handlung der Widerständigkeit gegen die erstgenannte Performativität dar oder stand zumindest im Widerspruch zu ihr. Taeubers Zerrissenheit zwischen dem Wunsch nach Größe und der Feststellung ihrer Unmöglichkeitsbedingungen entspricht dem Widerstreit dieser beiden Formen. Genau in dem Moment, als ihre Performativität eine Erweiterung mittels des Konzepts der Performance als Inszenierung erfahren hat, wurde diese Entgrenzung verstärkt. Mit ihrem Tanz gelang es Taeuber, lange bevor sie als bildende Künstlerin gesellschaftlich akzeptiert wurde, ihrer Kreativität öffentlich im Forum einer Künstlergruppe Raum zu geben. Doch war dieser Raum nicht nur sehr eng definiert, vor allem handelte es sich um eine verstellte Repräsentation ihrer selbst: Maske, Kostüm und Pseudonym beraubten Taeuber ihrer Individualität und Autorschaft.

Nichtsdestotrotz machte Taeuber die leibliche Erfahrung, wie es war, die institutionellen Erziehungs- und Sozialisierungsmechanismen, die insbesondere im Rahmen ihrer Lehrtätigkeit zwischen 1916 und 1928 ihre Rollenwahrnehmung vorausbestimmt und zementiert hatten, kurzzeitig zu durchbrechen, sodass inneres Wunschbild und äußere Repräsentation

22 Balzer, Nicole/Ludewig, Katharina: »Quellen des Subjekts. Judith Butlers Umdeutungen von Handlungsfähigkeit und Widerstand«, in: Norbert Ricken/Nicole Balzer (Hg.), Judith Butler: Pädagogische Lektüren, Wiesbaden: Springer 2012, S. 95–124, hier S. 96, https://doi.org/10.1007/978-3-531-94368-8_4

zusammenfallen konnten.²³ In ihrer 2016 erschienenen Abhandlung »Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung« nimmt Butler eine Untersuchung der Politik der öffentlichen Versammlung vor und entfaltet dabei Ansätze der *material* und *spatial turns*, die zur Erörterung der drängenden Frage, wie das Soziale durch Materialität und Raumkonfigurationen produziert wird, nutzbar sind.²⁴ Butler stützt sich auf ihre einflussreiche Theorie zur Performativität, um die körperliche Komponente als entscheidend für gemeinsames Handeln herauszustellen. Butler macht – neben der bekannten sprachlichen – die leibliche Performativität geltend, die durch Formen koordinierten Handelns wirkt und deren Ziel die Wiederherstellung pluraler Formen des Handelns und sozialer Widerstandspraktiken ist.²⁵ Es kann angenommen werden, dass Tanz eine verkörperte Form des Infragestellens der inchoativen und mächtigen Dimensionen herrschender Vorstellungen des Politischen sein kann. Ruth Hemus evaluierte die Bedeutung des Tanzes für die Dada-Bewegung und stellte dabei seine subversive Dimension heraus. Sie beobachtete eine Konvergenz zwischen den experimentellen Tänzen bei den Dada-Soireen und der aufkommenden Dada-Ideologie, wobei Taeuber den entscheidenden

23 Laut Walburga Krupp hatten bereits die Faschingstänze, die Taeuber 1914 in München besucht hat, eine aus der sozialen Konstruktion befreiende Wirkung auf Taeuber, was dazu beigetragen hat, dass sie eine Emanzipation von der quälenden Enge gesellschaftlicher Zwänge der heimatlichen Schweiz erfahren hat. Den Tanztheoretiker Hans Brandenburg zitierend weist Krupp darauf hin, dass die Tänze kein harmloses Vergnügen gewesen seien, sondern »elementarer dionysischer Rausch und als solcher ein gewaltiges Ventil, durch das sich menschliche Triebe befreien«. Vgl. Krupp, Walburga: »Schule, tanzen, Kostüme u. bummeln, gehen in einen lückenlosen Kreislauf: Zu Sophie Taeubers Ausbildung in St. Gallen, München und Hamburg«, in: M. Hoch/W. Krupp/S. Schade: Briefe 1905–1914, S. 381–389, hier S. 387.

24 Das Buch ist zuerst auf Englisch erschienen: Butler, Judith: *Notes Toward a Performative Theory of Assembly*, Cambridge: Harvard University Press 2015.

25 Laut Butler überschneiden sich beide Formen, »sie sind nicht völlig verschieden; sie sind freilich auch nicht identisch«, siehe Butler, Judith: *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, Berlin: Suhrkamp 2018, S. 16f. Dieser Abgrenzung zwischen zwei Formen der Performativität liegt das Problem der Sprache zugrunde, das Judith Butler, Slavoj Žižek und Ernesto Laclau beispielsweise auch in ihrem Dialog zum Marxismus als wesentlich für die Formulierung eines antiautoritären, radikal-demokratischen Projekts berücksichtigten und auf diese Weise die poststrukturalistische Theorie implementierten; siehe Posselt, Gerald/Seitz, Sergej (Hg.): *Judith Butler, Ernesto Laclau, Slavoj Žižek. Kontingenz, Hegemonie, Universalität: Aktuelle Dialoge zur Linken*, Wien: Turia und Kant 2013.

Brückenschlag zwischen dem Dada-Kreis und der Laban-Schule hergestellt habe.²⁶

Hier geht es allerdings nicht um die Frage, wie sich die experimentellen Tänze als Schlüsseltaktik für das gemeinsame Handeln der Dadaisten erwiesen, um den Status quo in Frage zu stellen; vielmehr interessiert, welche Implikationen die Tanzaufführungen für Taeuber selbst hatten – angefangen damit, dass ihr die Auftritte ermöglichten, als Körper außerhalb der tradierten sozialen Konstruktionen zu erscheinen. Angelehnt an Butler lässt sich interpretieren, dass Taeuber ein performatives Recht geltend machte, das den Körper in die Mitte des politischen Feldes rückt, wobei er in seiner expressiven und bezeichnenden Funktion eine leibliche Forderung nach lebenswerteren wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Bedingungen darstellt, die nicht mehr durch die von außen auferlegten Formen der Prekarität erschwert werden.²⁷ In der leiblichen Performativität der Tanzaufführung entzog sich Taeuber den institutionellen, moralischen und kulturellen Kontrollen; sie widersetzte sich den kulturellen Ideologien des Geschlechts, die Dada zu einem Protest verleiteten – »nicht nur gegen den Krieg, sondern auch gegen die Malaise der Zeit«, gemäß dem Bewusstsein, »dass etwas sehr falsch war«.²⁸ Wenn für Butler die Grundvoraussetzung für politisches Handeln darin besteht, »dass der Körper erscheint«, so knüpft sich dies an den Raum, der zwischen den Akteuren existiert und der es erlaubt, einander zu erscheinen.²⁹ Butler entwickelt die Idee eines »Erscheinungsraums«, der nicht in architektonischen Gegebenheiten besteht, sondern der sich entfaltet, wenn Körper zusammen agieren.³⁰ Damit rückt die Bedeutung der intersubjektiven Konfrontation innerhalb dieses Raumes ins Rampenlicht:

»[W]ir werden für andere erreichbar, deren Perspektive wir weder vollständig antizipieren noch kontrollieren können. In diesem Sinne bin ich als Körper nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie, für mich, sondern ich finde mich, sofern ich mich überhaupt finde, durch die Perspektive anderer konstituiert und enteignet. Was das politische Handeln angeht, muss ich also anderen in einer Weise erscheinen, die ich nicht kennen kann, die aber gewissermaßen mich einnehmen. Das ist ein entscheidender Punkt, denn es ist nicht so, daß

26 Vgl. R. Hemus: *Dada's Women*, S. 64.

27 Nach J. Butler: *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, S. 19.

28 Vgl. H.J. Kleinschmidt: *Dada Drummer*, S. xiv.

29 Vgl. J. Butler: *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, S. 104.

30 Vgl. ebd., S. 105.

der Körper nur meine eigene Perspektive bestimmt; er ist auch das, was diese Perspektive verschiebt und aus dieser Verschiebung eine Notwendigkeit macht.«³¹

Als Taeuber anlässlich der Eröffnungsfeier der Galerie Dada am 25. März 1917 den Tanz *Gesang der Flugfische und Seepferdchen* aufführte, lobte Hugo Ball die durchdringende Intensität ihres Tanzes, der voller Blitze und Kanten gewesen sei, wobei sich die Linien ihres Körpers aufgelöst hätten.³² Hier verbirgt sich die ganze Tragweite dieser existenziellen performativen Reflexion über die Tiefen der Widersprüche, in denen sich Taeuber als Noch-nicht-Künstlerin, aber auch als Subjekt im frühen 20. Jahrhundert bewegt hat. Lange vor ihrer Malerei gelangte sie zu einer präzisen, selbstbewussten Ausdrucksweise im Tanz, dessen Hauptintention laut Ball nicht in Provokation bestand, noch war Taeubers Performance positivistisch, so wie der Modernismus positivistisch war. Es war ein viel widersprüchlicherer Ansatz als die bloße Vorwegnahme jener Verfahren und Strukturen der malerischen Organisation, die eine der Bedingungen der modernistischen Malerei während des Krieges wurden. Nicht nur hat Taeuber die Impulse der Zeit aufgenommen und an die Zuschauer:innen weitergegeben – die Anwesenden wirkten gleichermaßen zurück auf Taeuber und bedingten die politische Dimension ihres agierenden Körpers, der Taeubers Vehikel wurde, um das unbewusste Wissen über Normen und Werte, das sie bis zu diesem Punkt angenommen hatte und das in der sozialen Umwelt als kulturell verbindlich galt, zu übersteigen. Taeubers Performance erzeugte ihren generativen Wert dadurch, dass die Bewegung ihres Körpers zwischen dem Ich und dem Wir lavierte. Zum einen erkannte der Dada-Kreis die »Singularität der Identität« an, wie Huelsenbeck konstituierte.³³ Doch Taeubers Subjektivation war im Anschluss an Butlers Performativitätstheorie weder eine eindimensionale strategische Katapultierung des Privaten in die Öffentlichkeit, wie Demos und Obler es als Motiv von Dada charakterisiert haben, noch ging es um eine Rhetorik der Körperverschwendung oder um den Solipsismus des individuellen Selbst.³⁴ Taeubers Tanz war nicht auf einen

31 Ebd., S. 104f.

32 Vgl. John Elderfield: *Flight Out of Time: A Dada Diary by Hugo Ball*, Berkeley: University of California Press 1996, S. xxxi.

33 Vgl. H.J. Kleinschmidt: *Dada Drummer*, S. xiv.

34 Vgl. Demos, T.J.: »Zurich Dada: The Aesthetics of Exile«, in: Leah Dickerman (Hg.), *The Dada Seminars*, Washington (D.C.): National Gallery of Art 2005, S. 6–29; Demos, T.J.: »Circulations: In and Around Zurich Dada«, in: *October* 105 (Sommer 2003), S.

individuellen Ausdruck reduzierbar, sondern stand in einem Wechselspiel mit den Anwesenden. Und die Dada-Soireen zeichneten sich wiederum dadurch aus, dass sie nach dem Verlust der Gemeinschaft (durch den Krieg und den Verfall des Wertesystems) eine neue Form der Gemeinschaft konstituierten, wie Huelsenbeck betonte. Ball hat das soziale Ansteckungspotenzial der Performances herausgestellt: »Ein undefinierbarer Rausch hat sich aller bemächtigt. Das kleine Kabarett droht aus den Fugen zu gehen und wird zum Tummelplatz verrückter Emotionen.«³⁵ In seinen Tagebuchaufzeichnungen erinnerte er sich an Elemente wie Masken »mit einer motorischen Gewalt«, die »einfach verlangten, daß ihre Träger sich zu einem tragisch-absurden Tanz in Bewegung setzten«, und Kostümierungen, die einen bestimmten pathetischen »an Irrsinn streifenden Gestus« diktierten.³⁶ Die Strategie, Gemeinschaft herzustellen, war geknüpft an den spezifischen Erscheinungsraum der Dada-Soireen, der es Taeuber ermöglicht hat, aus dem Dunstkreis des Kunstgewerbes herauszutreten. Dies war keine Selbstverständlichkeit, wie der Vergleich mit der Situation einige Jahre zuvor in München, wo Taeuber nicht dieselben Voraussetzungen hätte vorfinden können, zeigt. In München war das Kunstgewerbe progressiv und es kontrastierte den Akademismus der bildenden Kunst. Nach dem Besuch einer Tanzmatinee im Münchner Schauspielhaus betonte Taeuber, dass die Aufführung der lettischen Tänzerin Sent MAhesa bei ihr und den anderen Kunstgewerblerinnen einen vollkommen anderen Eindruck hinterlassen hat als bei den akademischen Studentinnen:

»Bezeichnend ist, dass wir (das Kunstgewerbe) ganz begeistert waren und die Studentinnen sehr enttäuscht, sogar chokiert, worüber ich eigentlich recht wütend bin [...]. Es gibt auch für uns eine genaue Grenze, aber für uns ist eben Kunst, natürlich gute Kunst, ganz Kunst und doch ganz selbstverständlich und nicht so eine komische Mischung, die die Kunst nicht abstrakt genug auffassen lässt, sondern immer mit dem Leben durcheinander kommt und sie deshalb auch nicht richtig erfassen lässt.«³⁷

154; B.K. Obler: *Intimate Collaborations*, S. 124. Laut Obler war diese Strategie nicht nur den Dadaisten zu eigen; sie gehörte zu einer Tradition anarchistischer Theorie und Praxis. Anarchisten versuchten, politische Systeme durch Gemeinschaften zu ersetzen, die aus Individuen bestehen, die frei sind, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.

35 Hugo Ball: *Die Flucht aus der Zeit*, München: Duncker & Humblot 1927, S. 78.

36 Vgl. ebd., S. 96.

37 Sophie Taeuber aus München an Erika Schlegel-Taeuber, 27.11.1911, zitiert aus M. Hoch/W. Krupp/S. Schade: *Briefe 1905–1914*, S. 185.

Dieses Zitat veranschaulicht das in der akademischen Institution verankerte Verständnis von Kunst sowie Taeubers kritische Haltung dazu, wodurch sie überdenken konnte, wie Kunst als leibliche Performance in Relation zur Ebene des sprachlichen Performativs fungieren kann: nämlich zugunsten von Kontingenz oder Widerstand. Taeuber gehörte neben den berühmten Tänzerinnen Suzanne Perrottet, Mary Wigman, Käthe Wulff und Dussia Bereska zu Labans Schülerinnen in der Schweiz. Laut Laban sollte sich Tanz weder aus einem musikalischen Rhythmus, einer Stimmung oder Struktur entwickeln noch auf einer aus der Poesie abgeleiteten Handlung basieren.³⁸ Die Bewegungen standen demnach außerhalb des sprachlichen, kulturell konnotierten Ausdrucks. Getrieben von dem Wunsch, den Tanz von allen äußeren Einflüssen zu befreien, um die räumlichen und dynamischen Komponenten der Körperbewegung hervorzukehren, schuf Laban das Prinzip des »freien«, »absoluten« Tanzes.³⁹ Bernd Köllinger hebt in diesem Zusammenhang ein weiteres Merkmal hervor: »[...] [D]urch Labans Tanztheorie wurde eine Dimension des Bewegungsgeschehens akzentuiert [...], die zuvor sträflich vernachlässigt worden war: der Raum.«⁴⁰ Das bedeutet nicht, dass Sprache, Gesang und Gestik keine Bedeutung mehr hatten; aber Raum und Körper waren den Strukturen vorgängig und bildeten den Ausgangspunkt für die Bewegung. In dem Prozess, das Material des Tanzes zu befreien, ermutigte Laban seine Schüler:innen, in weniger körperlich eingeschränkten Umgebungen zu arbeiten. Er wollte, dass sie durch eine neue Art des Tanzens unter freiem Himmel, losgelöst von festen

38 Die Gegenüberstellung von Labans Herangehensweise an die Tanz-Musik-Beziehungen zu der von Émile Jaques-Dalcroze verdeutlicht die Vorrangstellung des Körpers bei Laban. Während für Dalcroze Bewegung und Tanz durch Musik angeregt wurden, beabsichtigte Laban gerade nicht, musikalische Rhythmen in Körperhythmen zu transponieren, sondern er ermutigte seine Schüler, Rhythmus aus ihrer eigenen Körperbewegung zu ziehen; vgl. Brandenburg, Hans: »Der Freie Tanz. Mary Wiegmann«, in: Tagblatt, Bern, 24.11.1916. Auch Mary Wigman argumentierte, dass Laban den Tanz aus einer Abhängigkeit von der Musik befreit und ihn damit der absoluten Sprache der Kunst zurückgeführt habe; vgl. Wigman, Mary: »Rudolf von Laban zum Geburtstag«, in: *Schrifttanz IV* (1929), S. 65.

39 Vgl. Maletic, Vera: *Body – Space – Expression: The Development of Rudolf Laban's Movement and Dance Concepts*, Berlin u.a.: De Gruyter 1987, S. 6, <https://doi.org/10.1515/9783110861839>

40 Köllinger, Bernd: »...von der herzlich unbekanntem Kunst des Tanzens«, in: Rudolph Schilling (Hg.), *Positionen zur Vergangenheit und Gegenwart des modernen Tanzes: Laban Wigman Palucca Weidt*, Arbeitsheft 36, Berlin: Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik 1982, S. 17–20, hier S. 20.

materiellen Grenzen, eine neue Lebensweise erfuhren und verlegte daher den Unterricht und die Auftritte in den Sommermonaten auf den Monte Verità bei Ascona, einem kosmopolitischen Zentrum am Lago Maggiore.

Raum

Sowohl Ruth Hemus als auch Mark Franko haben nachgewiesen, dass die Formensprache von Taeubers zweidimensionalen Arbeiten aus den 1920er Jahren aus ihren Tanzerlebnissen resultierte.⁴¹ So habe Taeuber etwa ihre *Vertikal-horizontalen Kompositionen* von 1916 aus Energievektoren erzeugt, »die sich auf einer kinästhetischen Ebene artikulieren«.⁴² Unbeantwortet blieb bislang jedoch die Frage, welche Bedeutung Taeuber in diesen Arbeiten dem Raum beigemessen hat. Berücksichtigte sie in ihrem künstlerischen Werk Raumkonfigurationen, die auch für Labans Bewegungstheorie Ausgangspunkt waren oder mit Butlers Erscheinungsraum korrespondieren?

Taeubers *Vertikal-horizontale Kompositionen* demonstrieren, in welcher Weise Raum in ihrem künstlerischen Projekt an Bedeutung gewonnen hat. Ein Großteil dieser Kompositionen ist zunächst auf eine Zweidimensionalität festgelegt. Die unterschiedlich farbigen, nahtlos zusammengefügt Rechtecke sind einem Raster verpflichtet, das dem Prinzip des Textilentwurfs entlehnt ist. Bei einigen dieser Kompositionen wurden die Rechtecke freischwebend auf einem monochromen Grund arrangiert, wodurch sie eine Raumwirkung erzeugen. Die *Kompositionen mit viereckigen, vielfarbigen, dichten Flecken* (Abb. 1) und *Viereckige Flecken, an eine Figurengruppe erinnernd*, die zwischen 1920 und 1921 entstanden, dringen schließlich durch Verzerrung der noch immer am Raster orientierten Rechtecksformen, gleich einem flatternden oder sich wellenden Stoff, in die dritte Dimension vor. Diese Arbeiten berücksichtigen erstmals die drei Raumrichtungen, Höhe, Breite und Tiefe, an denen Laban Bewegung und Tanz ausgerichtet hat, um Richtungsenergien zu definieren.

41 Vgl. R. Hemus: *Dada's Women*, S. 75–78; Franko, Mark, »Die choreografische Imagination: Zwischen Ausdruckstanz und bildlicher Abstraktion«, in: A. Umland/W. Krupp (Hg.): *Gelebte Abstraktion*, S. 92ff.

42 M. Franko: *Die choreografische Imagination*, S. 93.

Abb. 1: Sophie Taeuber-Arp, *Komposition mit viereckigen, vielfarbigen, dichten Flecken*, Gouache, 1921, Stiftung Arp e.V. Berlin/ Rolandswerth



Abb. 2: Sophie Taeuber-Arp, *Eléments de tension*, 1917, Gouache und Bleistift auf Papier, Stiftung Arp e.V. Berlin/ Rolandswerth, Foto Alex Delfanne



In *Eléments de tension* (1917) (Abb. 2) und *Komposition mit Bogenmotiven* (1918) lässt Taeuber die rechteckigen Formen des textilen Rasters hinter sich. In den Vordergrund rückt nun die Frage, wie die abstrakten, runden und halbrunden Elemente zueinander in Beziehung stehen. Durch die Platzierung der Bildelemente auf einer monochromen Fläche wird, ähnlich wie bei den freischwebenden Rechtecken, eine Raumillusion erzeugt, die jedoch nicht auf Dreidimensionalität beruht. Vielmehr scheint es Taeuber um das Ausloten von Spannungsverhältnissen zu gehen. So wie Butler den Raum, der sich zwischen Subjekten konstituiert, als wesentlich für die »performative Geltendmachung« bestimmt hat, misst Taeuber dem Zwischenraum eine essenzielle bildkomposi-

torische Bedeutung bei. Dieser Raum ist nicht leer, sondern entspricht einer »räumlichen Figur für eine Beziehung, die sowohl verbindet als auch trennt«. ⁴³ Ab Mitte der 1920er Jahre entwickelte Taeuber die abstrakten Formen zu Figuren und Gegenständen weiter und erforschte auch ihre Beziehungen zueinander auf Basis der Raumfiguren zwischen diesen Elementen.

Darüber hinaus schien Taeuber Raum aber auch als eine das Subjekt umfassende, abgrenzbare Einheit zu begreifen. Was bei *Abstraktes Motiv (Figur)* von 1918 bereits angedeutet ist, vollzieht sich bei der *Vasenträgerin* von 1928 und der *Serie mit Wasserträgerin* von 1928: Die Figuren und Formen treten nicht nur miteinander in einen Dialog, sondern auch mit dem Raum selbst, von dem sie umschlossen werden. Die Dimensionen der sich farblich vom restlichen Grund unterscheidenden Raumfiguren zeigen, in welcher Reichweite die Figuren in den sie umgrenzenden Raum hinein agieren (können). Die Kinesphäre beziehungsweise den »Reichweitenraum«, der nach Laban dadurch definiert wird, wie weit die Gliedmaßen ausgehend vom ungefähren Körperschwerpunkt in den Raum ausstrahlen, ⁴⁴ stellt Taeuber im zweidimensionalen Orientierungssystem dar, wobei nicht die Figuren den Raum zu definieren scheinen, sondern – im Gegenteil – der Raum die mögliche Reichweite für die Figuren vorgibt.

Bei diesen Experimenten ist Taeuber auf keine Kategorie künstlerischer Tätigkeit festgelegt, sondern sie überschreitet die Gattungsgrenzen, sodass ihre Grafiken, malerischen Arbeiten und handgewerblichen Erzeugnisse bis Mitte der 1920er Jahre eine kongruente Formensprache annehmen (Abb. 3). Stickereien aus Wolle auf Stramin sowie Beutel aus Glasperlen, Kordeln und Stoff verhandeln, was für diese handgewerblichen Produkte unüblich ist, Fragen der Räumlichkeit – nicht bezogen auf die Dreidimensionalität, sondern auf das Spannungsverhältnis zwischen Figur und Grund. Auf einem Gobelin, der Mitte der 1920er Jahre entstanden ist, gehen die Flächigkeit des Textiltrasters, abstrakte Formen und figürlich-gegenständliche Motive eine Liason ein (Abb. 4). Das Figur-Grund-Gefüge wandelt sich zu einem Figur-Raum-Gefüge, das von monochromen Blöcken durchbrochen wird und in dem eine Figur-Raum-Komposition aufgrund des Größenunterschieds der abstrakten Figur im Vergleich zu den anderen hervortritt. Es ist die einzige

43 J. Butler: Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung, S. 105.

44 Vgl. Laban, Rudolf von: Der moderne Ausdruckstanz in der Erziehung: Eine Einführung in die tänzerische Bewegung als Mittel zur Entfaltung der Persönlichkeit, Lisa Ullmann (Mitarb.), Karin Vial (Übers.), Wilhelmshaven: Florian Noetzel Verlag 1988, S. 100ff.; V. Maletic: Body – Space – Expression, S. 58–63.

Figur, die agiert, ohne dass sie von anderen raumreduzierenden Elementen in ihrem Gebaren festgelegt wird. Nur diese Figur trägt keine Gegenstände, stattdessen greift ein Arm an den Kopf, der wiederum durch die integrierten kleinen Quader in der Farbigkeit des Raumes eine Verbindung mit diesem eingegangen ist.

Abb. 3: Sophie Taeuber-Arp, [Ohne Titel (Kissen)], 1920, Baumwolle, Polyester, Stiftung Arp e.V. Berlin/ Rolandswerth



Abb. 4: *Sophie Taeuber-Arp, Gobelin, Mitte 1920er Jahre, Arp Museum Bahnhof Rolandseck*



Dass Taeuber in diesen Arbeiten eine Reflexion von Subjektivationsprozessen vorgenommen hat, die Arbeiten sogar eine Narration ihrer eigenen Subjektivation bedeuten, muss freilich eine vage Vermutung bleiben. Taeubers starke Gewichtung von Innovationen in der Kunst und die Überzeugung, dass echte Neuerungen ausschließlich aus dem eigenen Erleben, zum Beispiel aus Tanzerfahrungen nach Labans Ansatz, entstehen, ist jedoch belegbar. Der Raum, der außerhalb der tradierten Konventionen steht, bildet hierfür den Ausgangspunkt. In dieser Hinsicht machte Taeuber keinen Unterschied zwischen bildender und angewandter Kunst. In ihrem programmatischen Beitrag zum Korrespondenzblatt des Vereins der Gewerbe- und Hauswirtschaftslehrerinnen im Jahr 1922 wertet Taeuber jede Form der künstlerischen Praxis ab, wenn sie »nur nachgeahmt« ist; der alles entscheidende Punkt

sei, dass Arbeit »eigenes Erleben ist.«⁴⁵ Damit im Einklang kritisierte Laban die Vereinnahmung des Erlebnisses, das eines des Raumes sein soll, durch institutionelle oder strukturelle Konfiguration. Laban ging bezüglich dieses Kritikpunktes so weit, dass er die begriffliche Anwendung von Konzepten der Bewegungslehre, wie jenem der Eurhythmie, auf Lehrmethoden ablehnte, da eine solche Verwendung den Begriff des Raums verschleiern würde.⁴⁶ Diesem Gedanken inhärent ist die Verteidigung der leiblichen (gegenüber der sprachlichen) Performativität. Laut Laban bringt die Bewegung des Körpers Raumformen hervor, die mit »Bewegungsantrieben« geladen sind und denen somit »eine ganze Reihe von Impulsen, Absichten und Wünschen entspring[t]«. ⁴⁷ Laban erklärte: »Je mehr wir ein Bewusstsein für unser Selbst und unsere Umwelt entwickeln, desto deutlicher erkennen wir, daß der Körper ein sensibles Instrument sein muss, um eine Manifestation des Wechselspiels zwischen innerer und äußerer Welt möglich zu machen.«⁴⁸ Tanz und Bewegung sollten den Menschen darin stärken, eine körperliche Beziehung zum Dasein auszubilden. Das grundsätzliche Ziel bestand darin, dass sich die Bewegung einem Impuls gleich schöpferisch auf die Persönlichkeit auswirkt. Auch Taeuber entwickelte ein Bewusstsein dafür, dass – wie der Bewegungsantrieb beim Tanzen – in der Kunst die Motivation essenziell ist. In einem Brief an ihre Schwester im Frühjahr 1919 äußerte sie sich über eine spezifische Passage in Wilhelm Worringers Dissertation »Abstraktion und Einfühlung« aus dem Jahr 1908, anhand derer für sie »alle Kunst von Arp bis zur neuen Phase nachvollziehbar wird.«⁴⁹ Worringer erläutert an dieser Stelle, dass sich die Grundhaltungen Abstraktion und Einfühlung in der Geschichte der Kunst nicht entsprechend einer linearen Entwicklung manifestierten, da sie durch Wollen und nicht durch Können motiviert seien, was wiederum eine Voraussetzung für die Avantgarde sei.⁵⁰ Taeuber würdigt im selben Brief, dass

45 Vgl. Taeuber-Arp, Sophie: »Zeichnen Sie ein Quadrat«, in: Korrespondenzblatt der Schweiz. Verein der Gewerbe- und Hauswirtschaftslehrerinnen 14, Nr. 11/12, Zürich, 31.12.1922.

46 Vgl. V. Maletic: *Body – Space – Expression*, S. 160.

47 R. von Laban: *Der moderne Ausdruckstanz in der Erziehung*, S. 124. Raumformen sind die vom Körper und von seinen Gliedern geschaffenen Formen, in denen innere Bewegungsantriebe sichtbar werden; ebd., S. 152.

48 Ebd., S. 124.

49 Sophie Taeuber aus dem Sanatorium Altein, Arosa an Erika Schlegel-Taeuber, 08.03.1919, zitiert aus M. Hoch/W. Krupp/S. Schade: *Briefe 1917–1928*, S. 63.

50 Vgl. ebd., S. 66.

Arp eine »Fülle an Produktionskraft« besessen hätte, »neben der die meisten, wenn nicht alle Künstler [...] geradezu kümmerlich sind.«⁵¹ Insbesondere weist sie auf Arps positiven Einfluss in dieser Hinsicht auf sie selbst hin:

»Ich glaube auch, dass Du etwas zu sehr die Seite siehst, dass Arp mich braucht. Hätte er mir nicht mit unermüdlicher Geduld und Aufmunterung geholfen, so wäre ich längst aus innerem Verneinungstrieb an meiner Arbeit verzweifelt und somit sicher sehr krank geworden, während ich jetzt immer mehr Freude an meiner Arbeit habe.«⁵²

Gerade die Tatsache, dass Taeuber ihre Schwester erst auf die Gegenseitigkeit des positiven Einflusses auf Motivation und Arbeit hinweisen muss, bezeugt die Außergewöhnlichkeit dieser Wechselseitigkeit innerhalb einer Partnerschaft. Mit Rückbezug auf Butler war selbst der kleine private Erscheinungsraum, in dem sich Taeuber und Arp in ihrer Beziehung begegneten, sich gegenseitig wahrnahmen und aufeinander einwirkten, von immenser Bedeutung für ihrer beider Produktivität. 1926 realisierten sie nach den *Duo-Collagen* weitere Kooperationen. Zunächst richteten sie verschiedene Räume im Haus des Straßburger Apothekers und Kunstsammlers André Horn neu ein, dann gestalteten sie gemeinsam und unter Beteiligung von Theo van Doesburg die Innenräume der Aubette, eines historischen Gebäudes in Straßburg, aus. Nachdem Taeuber-Arp 1929 bei der Fassadengestaltung der Pariser Galerie Goemans mit dem Architekten Marcel Eugène Cahen zusammengearbeitet hat, wirkte sie in den Folgejahren als bildende Künstlerin. Von nun an stellte sie ihre Arbeiten in Galerien aus, umgab sich mit anderen Künstler:innen und beteiligte sich an der Öffentlichkeitsarbeit dieses Kreises. Waren Taeuber-Arps Versuche, die Malerei als neues Medium für sich zu erschließen, in den 1920er Jahren gescheitert, war ihr der Weg zur Malerei über die Architektur nun gelungen. Nach und nach hatte sie die Dimensionen kunstgewerblicher Produktion, die noch Perlbeutel und Armreifen umfasst hatte, übersteigert. Ein entscheidender Schritt zu dieser räumlichen Ausdehnung war die Ausstellung ihres Wandteppichs bei der *Exposition internationale des arts décoratifs et industriels* in Paris im Jahr 1925 – eine textile Eroberung der Wand. Taeuber-Arp hat nicht nur in den Arbeiten selbst dem Raum formal Gewicht verliehen, sondern nun den Erscheinungsraum dieser spezifischen Arbeit und,

51 Vgl. ebd. S. 63.

52 Ebd.

sofern man die Skalierung der Maße beziehungsweise Bemessungsgrenzen als Positions- oder Richtungsänderung begreift, ihre Kinesphäre ausgedehnt. In dieser Phase baute Taeuber-Arp ihre Beziehungen und Verbindungen zu Akteur:innen aus, die sich positiv auf ihre Selbstwahrnehmung auswirkten und dazu beitrugen, die unfreiwillige wie die programmatische Minoriness zu überwinden. Beispielsweise verbrachten Taeuber und Arp in diesen Jahren mehrere Urlaube zusammen mit ihren Künstlerfreunden, etwa mit Hugo Ball, Tristan Tzara und Max Ernst, und als Arp im Frühjahr 1926 in der Pariser Künstlerkolonie *Les Fusains* ein Atelier anmietete, wurde dieses gleichermaßen von Taeuber-Arp genutzt. Der entscheidende Schritt war allerdings, dass sie im März 1929 ihre Lehrtätigkeit in Zürich aufgab. Damit hat sie jenes Umfeld verlassen, das ihr nie einen Raum gelassen hätte, als Künstlerin in Erscheinung zu treten.

Fazit

Ausgehend von der Beobachtung, dass die Attribuierung von freiwilligem und unfreiwilligem Kleinsein bei Taeuber-Arp ein problematisches Denken in binären Kategorien fortsetzt und damit die Grenzen der Sozialisation reproduziert werden, die Taeubers Größe oder Forcierung von Größe lange Zeit verhinderten (obwohl sie Größe nie abstoßend gefunden hatte), wurden in dieser Erörterung die gesellschaftlichen Dispositive und patriarchalischen Strukturen, die die Prozesse ihrer Subjektivierung determinierten, anerkannt. Eine Zeit lang fand Taeuber zumindest durch Tanz und Performance die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv, die ihr im Rahmen ihres künstlerischen Schaffens verwehrt geblieben war, da es als Kunstgewerbe abgewertet worden ist. Doch unabhängig davon, dass sie lange Zeit nicht als Künstlerin öffentlich anerkannt war, stand Taeuber ihren männlichen Kollegen in Bezug auf den tatsächlichen Innovationsgehalt ihrer Arbeiten und auf deren Bedeutung für die Entwicklung einer abstrakten Formensprache in nichts nach – im Gegenteil: Ihre materiellen Errungenschaften wurden oft von ihren männlichen Kollegen in deren Formensprache aufgegriffen. Erst als Taeuber-Arp Raum für sich beanspruchte – sei es im Rahmen der Dada-Soireen als leibliche Erfahrung oder in der dimensional Erweiterung ihrer künstlerischen Produktion, indem sie kleinformatische kunstgewerbliche Arbeit durch raumgreifende Projekte ersetzte –, gewann sie gesellschaftliche Anerkennung und Akzeptanz als Künstlerin. Was in einem frühen Stadium in den performativen Elementen ihrer Per-

formances angelegt wurde und allenfalls subversiv auf gesellschaftliche Konfigurationen ausstrahlte, wurde in der materiellen Okkupation des Raumes manifest. Formal demonstrieren das bereits verschiedene Beispiele ihres noch kleinformatischen Werks ab Ende der 1910er Jahre; davon zeugen später ihr Anspruch auf Raum bei der *Exposition internationale des arts décoratifs et industriels* (1925) und schließlich die verschiedenen Innenraumgestaltungen in Straßburg in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre. So zeigt sich, worauf auch José Esteban Muñoz hingewiesen hat, dass der Performance eine Zeitlichkeit implizit ist, die nicht eine einfache Präsenz ist, sondern vielmehr eine Zukunft.⁵³ Performance ist demnach der Kern einer Potenzialität und die wahre Kraft liegt in ihrer Fähigkeit, eine Modalität des Wissens zu erzeugen, die Formen der Zugehörigkeit erleichtert. Die Rezeptionsgeschichte von Taauber-Arps Werk und die kunsthistorische Darstellung schrieben bis in die jüngste Gegenwart die binäre Klassifizierung fort, d.h. die Binarität zwischen hoher und angewandter Kunst, zwischen Kleinsein und Größe sowie schließlich zwischen Geschlechterkategorien, anstatt das Trans in der körperlichen, materiellen und schließlich räumlichen Dimension zu betonen und produktiv auszuloten. Vor allem scheint es mir wichtig hervorzuheben, dass Taauber-Arp in ihrer künstlerischen Praxis institutionell vorgegebene Gattungsgrenzen ignorierte, dadurch die Grenzen der Sozialisation überschritt und in dieser Hinsicht ihren Kolleg:innen aus dem Dada-Kreis, die sich die Zerschlagung der Institution zum eigentlichen Ziel gemacht hatten, ein gutes Stück voraus gewesen ist.

53 Vgl. Muñoz, José Esteban: *Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity*, New York: New York University Press 2009, S. 98f. Muñoz erkennt die Zeitlichkeit von Performance an, d.h. als Manifestation eines Tuns, das am Horizont liegt, als Modus der Möglichkeit.

Performanz

Die Maske des Ahnen

Objekt zur Sozialisation junger Römer

Kordula Schnegg

»Denn die Bilder der wegen ihrer Taten hochgepriesenen Männer dort alle versammelt zu sehen, als wären sie noch am Leben und beseelt, wem sollte das nicht einen tiefen Eindruck machen? Was könnte es für einen schöneren Anblick geben?« (Polybios)¹

1 Einleitung²

Der Grieche Polybios (2. Jh. v.u.Z.) beschreibt in seiner »Römischen Geschichte« detailliert den Leichenzug angesehenen Römer, bei dem Masken politisch erfolgreicher Ahnen mitgeführt wurden. Den Leichenzug sowie die damit verbundenen Praktiken erwähnt Polybios im Zusammenhang mit der politischen Struktur (*πολιτεία/politeia*) der Römischen Republik, die seiner Ansicht nach einzigartig war. Das führte er nicht zuletzt darauf zurück, dass alle Lebensbereiche der Elite mit Politik und Krieg eng verbunden waren. Der römische Knabe wurde schon in jungen Jahren mit dem idealen Karriereweg konfrontiert, der für ihn als männliches Mitglied der Oberschicht vorgesehen war. Von Kindesbeinen an erfuhr er von der Bedeutung des politischen Erfolges, der zu Ruhm (*gloria*) und Ansehen (*dignitas*) führte. Römische Knaben wurden zu poli-

1 Pol. 6,53,10–54,1: »τὸ γὰρ τὰς τῶν ἐπ' ἀρετῇ δεδοξασμένων ἀνδρῶν εἰκόνας ἰδεῖν ὁμοῦ πάσας οἷον εἰ ζωῆας καὶ πεπνυμένους τίν' οὐκ ἂν παραστήσαι, τί ἂν κάλλιον θέαμα τούτου φανεῖη«. Deutsche Übersetzung hier und im Folgenden nach Hans Drexler 1961.

2 Ich danke Christina Antenhofer und Ulrich Leitner für den erkenntnisreichen interdisziplinären Workshop, der diesem Beitrag zugrunde liegt, sowie allen Teilnehmer:innen für die Diskussion meiner Überlegungen. Für Hinweise auf Literatur und antike Quellen danke ich Mandy Brandt, Sebastian Fink und Delila Jordan.

tisch erfolgreichen Männern (*nobiles*) sozialisiert.³ Praktiken und Rituale spielten dabei eine ganz zentrale Rolle, wie etwa der Leichenzug (*pompa funebris*), bei dem die Ahnenmasken (*imagines maiorum*) mitgetragen wurden, was Polybios als beeindruckendes Spektakel für ehrgeizige Knaben beschreibt: »Vor allem aber wird die Jugend angespornt, für das Vaterland alles zu ertragen, um ebenfalls des Ruhmes, der dem verdienten Manne folgt, teilhaft zu werden.«⁴ Polybios bezeugt, dass über die Visualisierung der Verstorbenen mithilfe der Masken der junge Römer zur Teilhabe an der Herrschaft animiert und sich seiner zukünftigen Position in der Republik (*res publica*) bewusst werden sollte.

Diese Textstelle ist ein wahrer Schatz für Althistoriker:innen, die sich mit den römischen Ahnenmasken auseinandersetzen. Sie ist nämlich die älteste ausführliche Besprechung der *imagines maiorum*, die uns überliefert ist.⁵ Polybios' Perspektive auf die Masken als bedeutende Objekte für die politische Kultur Roms und damit auch als Gegenstand für die Sozialisation der jungen Generation wird daher in der Forschung intensiv diskutiert und historisch interpretiert.⁶ Daneben liefert uns auch Plinius der Ältere (1. Jh. n.u.Z.) wichtige Informationen zu den *imagines maiorum*. Plinius bespricht die Masken in ihrer materiellen und künstlerischen Beschaffenheit. Er bietet eine kulturgeschichtliche Perspektive auf die *imagines*, wenngleich mit Ingeborg Scheibler festzuhalten ist, dass Plinius die Erschaffung eines Kunstwerkes immer sozial-politisch bedingt sieht und ein Kunstwerk nicht als »isoliertes, nur ästhetisch zu

-
- 3 Vgl. Scholz, Peter: Den Vätern folgen. Sozialisation und Erziehung der republikanischen Senatsaristokratie (Studien zur Alten Geschichte 13), Berlin: Verlag Antike 2011.
- 4 Pol. 6,54,3: »οἱ νέοι παρορμῶνται πρὸς τὸ πᾶν ὑπομένειν ὑπὲρ τῶν κοινῶν πραγμάτων χάριν τοῦ τυχεῖν τῆς συνακολουθούσης τοῖς ἀγαθοῖς τῶν ἀνδρῶν εὐκλείας«.
- 5 Der erste literarische Hinweis auf die Verwendung von Ahnenmasken in Rom ist beim Komödiendichter Plautus (3./2. Jh. v.u.Z.) zu finden. Der Brauch, Ahnenmasken herzustellen, könnte aber älter sein. Der frühkaiserzeitliche Historiograf Livius führte die Praxis in die Frühzeit Roms zurück (Liv. 1,34,6). Vgl. Flower, Harriet I.: Ancestor Masks and Aristocratic Power in Roman Culture, Oxford: Clarendon Press 1996, S. 1, S. 46f., S. 302.
- 6 Vgl. H.I. Flower: Ancestor Masks; vgl. dazu die Review von Flaig, Egon: »Kulturgeschichte ohne historische Anthropologie. Was römische Ahnenmasken verbergen«, in: International Journal of the Classical Tradition 7 (2000) 2, S. 226–244, <https://doi.org/10.1007/BF02691398>; Flower, Harriet I.: »Der Leichenzug – Die Ahnen kommen wieder«, in: Karl-Joachim Hölkeskamp/Elke Stein-Hölkeskamp (Hg.), Erinnerungsorte der Antike, Band 1: Rom/München: C.H. Beck 2006, S. 321–339.

betrachtendes Gebilde« verstanden wissen will.⁷ Auch Plinius' Darstellung ist ein wichtiges antikes Zeugnis, etwa für Untersuchungen zu Ikonografie, Portraits und Bildnissen im antiken Rom.⁸

Die Forschung hat sich mit den römischen Ahnenmasken und ihrer erzieherischen Bedeutung bereits auseinandergesetzt.⁹ Im vorliegenden Beitrag wird dieser Aspekt noch einmal reflektiert, nunmehr aber konzentriert in einer geschlechterhistorischen Perspektive. Dazu werden zwei Fragestellungen, die den Workshop *Gender and Materiality*¹⁰ theoretisch rahmten, aufgegriffen: 1.) »Inwiefern nimmt Materialität Einfluss auf die Ausgestaltung sozialer Verhältnisse?« 2.) »Welche Rolle spielen Objekte bei der Konstruktion von Geschlechterverhältnissen in erzieherischen und sozialen Prozessen?«¹¹ Zur Behandlung der Fragestellungen steht im Folgenden zunächst die Maske als historisches Objekt im Mittelpunkt der Betrachtung (Kapitel 2). In diesem Zusammenhang werden die antiken Bezeichnungen und die materielle Beschaffenheit der römischen Ahnenmaske skizziert. Des Weiteren werden die Funktionen der Ahnenmaske behandelt, die zum Teil von der Verortung des Objekts abhängen. Speziell eine Funktion wird unter die Lupe genommen, nämlich jene, die der Sozialisation junger Römer diene (Kapitel 3). Darauf

7 Scheibler, Ingeborg: »Zur Kunstgeschichte des Plinius«, in: C. Plinius Secundus d. Ä., Naturkunde, lateinisch-deutsch, Buch XXXV: Farben – Malerei – Plastik, herausgegeben und übersetzt von Roderich König, in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler, 2. überarbeitete Auflage, Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler Verlag 1997, S. 369–384; hier S. 384.

8 Siehe etwa: Brommer, Franz: »Zu den römischen Ahnenbildern«, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung 60/61 (1953–1954), S. 163–171; Drerup, Heinrich: »Totenmaske und Ahnenbild bei den Römern«, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung 87 (1980), S. 81–129; Lahusen, Götz: »Zur Funktion und Rezeption des Römischen Ahnenbildes«, in: Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts, Römische Abteilung 92 (1985), S. 261–289; Fejfer, Jane: *Roman Portraits in Context (Image & Context 2)*, Berlin/New York: De Gruyter 2008 (speziell S. 174f.).

9 Siehe z.B. G. Lahusen: Funktion und Rezeption; H.I. Flower: Ancestor Masks; Flaig, Egon: Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom (Historische Semantik 4), 2. Auflage, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 49–68; H.I. Flower: Der Leichenzug; Lahusen, Götz: *Römische Bildnisse. Auftraggeber – Funktionen – Standorte*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2010, S. 205–216.

10 Der interdisziplinäre Workshop *Gender and Materiality in the History of Education*, 8. Februar 2022, wurde von Christina Antenhofer (Paris Lodron Universität Salzburg) und Ulrich Leitner (Universität Innsbruck) konzipiert und organisiert.

11 Siehe C. Antenhofer und U. Leitner in der Einleitung zu diesem Band.

bezugnehmend finden Fragen nach Inklusion und Exklusion, die durch den Gebrauch der Maske in rituellen Momenten oder an speziellen Orten erzeugt wurden, Berücksichtigung; vor allem aber wird die Maske auch als Objekt betrachtet, über das Geschlechterverhältnisse in Rom verdeutlicht wurden (Kapitel 4). In einem Anhang (Kapitel 5) sind die Textausgaben für die hier verwendeten antiken Quellen und die gebräuchlichen Abkürzungen antiker Autoren und Werke aufgelistet.

Der Fokus vorliegender Betrachtung liegt auf der Mittleren und Späten Republik (von ca. 300 bis zum ausgehenden 1. Jh. v.u.Z.).¹² Dies ist eine Zeit, die geprägt war von sozialen Hierarchien und Geschlechterhierarchien, von einem harten politischen Wettbewerb zwischen den elitären Familien und den bedeutenden Geschlechtern (*gentes*) sowie zwischen einzelnen politischen Institutionen (Senat versus Volkstribunat). Prägend waren ferner die aggressiv-expansive Außenpolitik mit zahlreichen Kriegen, Überfällen, Plünderungen, Unterwerfungen und deren Folgen.

2 *Imago, cera, eikōn*: Maske aus Wachs und Abbild des Ahnen

Wenn wir uns mit der römischen Ahnenmaske auseinandersetzen, befassen wir uns mit einem Objekt, das gegenständlich nicht auf uns gekommen ist.¹³ Antike Informationen zur Ahnenmaske sind aus der schriftlichen Überlieferung zu ziehen, die ihrerseits in einer thematischen Vielfalt darauf Bezug

12 Die Ahnenmaske wurde auch noch in der Folgezeit, der sogenannten Kaiserzeit, hergestellt. Für einen Großteil der Aristokratie verlor sie jedoch ihren politischen Glanz im öffentlichen Raum, da dieser nunmehr vor allem vom Kaiser und seinen Ahnen besetzt wurde. Der Einsatz der Ahnenmasken für den politischen Wettbewerb fand sein Ende. Zur Verwendung der Ahnenmaske in der Kaiserzeit siehe G. Lahusen: Funktion und Rezeption, S. 267f., S. 273; H.I. Flower: Ancestor Masks, S. 223–269; Kierdorf, Wilhelm: »Imagines maiorum«, in: Der Neue Pauly (Enzyklopädie der Antike 6), herausgegeben von Cancik, Hubert/Schneider, Helmuth, Stuttgart: J.B. Metzler 1999, S. 946f., hier S. 947; J. Fejfer: Roman Portraits, S. 90.

13 Vgl. H.I. Flower: Ancestor Masks, S. 1; W. Kierdorf: Imagines, S. 946; J. Fejfer: Roman Portraits, S. 90. Ein Wachsportrait (datiert um 300 n.u.Z.), das 1852 in einem Grab in Cumae gefunden wurde, wird von der Forschung nicht als römische Ahnenmaske, sondern als Totenmaske geführt, siehe dazu H.I. Flower: Ancestor Masks, S. 6f.; J. Fejfer: Roman Portraits, S. 175; Flecker, Manuel: »Ahnenbild und Totenmaske«, in: Antike Welt 2 (2017), S. 72–78, hier S. 74.

nimmt.¹⁴ Die Quellensituation macht es also besonders interessant, sich mit Fragen nach Materialität und Funktionalität dieser speziellen Maske auseinanderzusetzen.

Die Forschung hat mit der Bezeichnung *imagines maiorum* einen Terminus technicus etabliert, um die römischen Ahnenmasken klar erfassen zu können.¹⁵ In den antiken Texten hingegen lassen sich dafür verschiedene Begriffe finden, die nicht exklusiv zur Benennung der Ahnenmaske verwendet wurden: So lesen wir von *imago* nicht nur im Zusammenhang mit der Ahnenmaske, sondern auch mit Portrait, Statue, Büste oder Bild, die aus unterschiedlichen Materialien gefertigt waren.¹⁶ Mit *imago* oder *effigies* wurde aber auch der aus Wachs nachgebildete Körper eines Toten bezeichnet, der als »Ersatzleib« funktionierte, wenn der Leichnam eines Amtsträgers für eine ordnungsgemäße Bestattung fehlte oder für die Öffentlichkeit nicht gut sichtbar aufgebahrt werden konnte.¹⁷ In einem übertragenen Sinn bedeutet *imago* auch Abbild oder Schattenbild. In unserem Zusammenhang ist darüber hinaus die Bezeichnung *cera* wichtig, die zunächst auf das Material, nämlich Wachs, verweist und im weiteren Sinn auch für ein Produkt aus Wachs, die Wachsmaske, steht.¹⁸ Polybios gebraucht für Ahnenmaske den griechischen Terminus *eikōn* (εἰκών), also

-
- 14 Einen ersten Einblick dazu bieten die Angaben im Anhang (Kapitel 5) dieses Beitrags. Eine detaillierte Auflistung des Quellenmaterials offeriert H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 281–332. Die von Teilen der Forschung als Ahnenmasken interpretierten Darstellungen auf einzelnen Reliefs und Plastiken werden hier mit H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 5–9, als Kopfbüsten gedeutet und daher für vorliegende Fragestellungen nicht weiter berücksichtigt. Siehe auch J. Fejfer: *Roman Portraits*, S. 90.
- 15 Die Wortkombination *imagines maiorum* ist nur vereinzelt in antiken Quellen zu finden, etwa in Sall. lug. 4,5.
- 16 Vgl. Ov. fast. 1,591; Plin. nat. 35,2; Iuv. 8,19; W. Kierdorf: *Imagines*, S. 946; G. Lahusen: *Funktion und Rezeption*, S. 273 (Verwendung von *imago* in der politischen Kommunikation Ciceros); H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 32–35.
- 17 Siehe dazu H. Drerup: *Totenmaske und Ahnenbild*, S. 113f.; Büll, Reinhard/Moser, Ernst: »Wachs«, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, neue Bearbeitung und begonnen von Georg Wissowa, fortgeführt von Wilhelm Kroll und Karl Mittelhaus, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen, herausgegeben von Konrat Ziegler, Supplementband XIII, München: Alfred Druckmüller Verlag 1973, S. 1347–1416, hier S. 1364; Kierdorf, Wilhelm: »Fusus imaginarium«, in: *Der Neue Pauly* (Enzyklopädie der Antike 4) herausgegeben von Cancik, Hubert /Schneider, Helmuth, Stuttgart: J.B. Metzler 1998, S. 711.
- 18 So verwendet z.B. in Ov. fast. 1,591 und Iuv. 8,19.

Bild oder Abbild. *Imago*, *effigies* und *eikōn* verweisen auf etwas Geschaffenes, das eine Ähnlichkeit mit einer Person oder einem Gegenstand aufweist.

Die römische Ahnenmaske war aus Wachs gefertigt, genauer gesagt aus Bienenwachs.¹⁹ Wachs ist ein vergängliches Material. Es ist einfach zu verarbeiten und im Vergleich zu Metall oder Stein leichtgewichtig. Dies war für den Träger der Maske während des Leichenzuges eine wohl nicht zu unterschätzende positive Eigenschaft.²⁰

Wachs wird bei Plinius auch als Material besprochen, das für Bodenständigkeit steht. Diese Eigenschaft verknüpft Plinius mit den römischen Ahnen, aber nicht mehr mit der Bürgerschaft seiner Zeit.²¹ Die Ahnenmasken rufen in ihrer materiellen Beschaffenheit beim kaiserzeitlichen Autor also eine den Römern der Vergangenheit zugeschriebene Tugend in Erinnerung. Plinius ist es auch, der darauf aufmerksam macht, dass Wachs ein »tausendfach« verwendetes Alltagsmaterial war.²² Die Ahnenmaske erhält über ihre Materialität Bezug zum Alltäglichen. Sie war kein Objekt, das für materiellen Prunk stand. Nicht das Material zeigte die Bedeutung des Gegenstandes an, sondern die kulturellen Werte, die über den Gegenstand vermittelt wurden.

Wachs bietet die Möglichkeit, ein sehr lebensnahes Abbild einer Person herzustellen.²³ Die *imago* verwies auf den Ahnen als Lebenden mit den charakteristischen Körpermerkmalen, nicht auf den Ahnen als Toten.²⁴ Die Ähnlich-

19 Vgl. Plin. nat. 35,2,6; W. Kierdorf: *Imagines*, S. 946; H.I. Flower: *Der Leichenzug*, S 322; J. Fejfer: *Roman Portraits*, S. 174. Zur Herstellung und Verwendung von Wachs im Altertum siehe R. Büll/E. Moser: *Wachs*, speziell auch S. 1363 mit Überlegungen zu Handel und Import von Wachs aus den Provinzen nach Rom. Zum Wachsverbrauch in Rom siehe H. Drerup: *Totenmaske und Ahnenbild*, S. 105.

20 Was es für den Maskenträger bedeutet haben mag, auch bei heißen Temperaturen oder bei Regen für längere Zeit eine Wachsmaske zu tragen, wird in den antiken Quellen nicht thematisiert.

21 Vgl. Plin. nat. 35,2,6.

22 Plin. nat. 11,11: »*et ceras mille ad usus vitae*«.

23 Vgl. H.I. Flower: *Der Leichenzug*, S 322; J. Fejfer: *Roman Portraits*, S. 174. Nichtantike Beispiele: Panzanelli, Roberta (Hg.): *Ephemeral Bodies. Wax Sculpture and the Human Figure*, with a translation of Julius von Schlosser's »History of Portraiture of Wax«, Los Angeles: Getty Research Institute 2008, <http://prowaxjournalz.blogspot.com/2017/12/ephemeral-figures-in-wax.html> vom 16.05.2023. Für den Hinweis danke ich Christoph Kühberger.

24 Das Festhalten der lebendigen Züge und nicht des erstarrten Totengesichts ist auch das Hauptargument von H.I. Flower, um davon auszugehen, dass die Maske von der lebenden Person abgenommen wurde, siehe H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 2; Dies.: *Der*

keit mit dem Dargestellten, nicht die Ästhetik des Dargestellten war zentral.²⁵ Darauf macht Polybios in seinem Text aufmerksam: »Das Bild ist eine Maske, die mit erstaunlicher Treue die Bildung des Gesichts und seiner Züge (?) [sic!] wiedergibt.«²⁶ Inwieweit die Maske darüber hinaus bemalt bzw. verziert war, um die zu verkörpernde Person noch eindrücklicher darzustellen, ist nur eine von mehreren Fragen, die in der Forschung aufgrund von unzureichenden Informationen in den antiken Quellen kontrovers diskutiert werden.²⁷ Auch die konkrete Herstellung der Maske lässt sich aus den antiken Quellen nicht eindeutig erschließen. Wir wissen nicht, ob es sich bei der *imago* um eine Gesichtsmaske oder eine rundplastische Maske handelte und ob die Maske zu Lebzeit der Person oder nach ihrem Ableben angefertigt wurde.²⁸ Ebenso unsicher ist, ob eine Gipsmaske als Vorlage für einen Abdruck aus Wachs diente.²⁹ Sollte die Maske während der *pompa funebris* direkt am Gesicht des Maskenträgers befestigt gewesen sein, musste sie über Öffnungen für Mund und Augen verfügen.³⁰ Vereinzelt gibt es Hinweise darauf, wer die Masken herstellte: Pli-

Leichenzug, S. 322; ähnlich auch Schneider, Karl/Meyer, Herbert: »Imagines maiorum«, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, neue Bearbeitung begonnen von Georg Wissowa, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausgegeben von Wilhelm Kroll, 17. Halbband, unveränderter Nachdruck von 1914, München/Zürich: Artemis & Winkler Verlag 1984, S. 1097–1104, hier S. 1100f.; G. Lahusen: Römische Bildnisse, S. 205–216.

- 25 Vgl. G. Lahusen: Funktion und Rezeption, S. 274.
- 26 Pol. 6,53,5: »ἡ δ' εἰκὼν ἐστὶ πρόσωπον εἰς ὁμοιότητα διαφερόντως ἐξεργασμένον κατὰ τὴν πλάσιν καὶ κατὰ τὴν ὑπογραφὴν.« In der Übersetzung nach Drexler wird das altgriechische Verb »ὑπογράφω« zwar mit »Züge« ins Deutsche übertragen, aber mit einem Fragezeichen als unsichere Übersetzungsvariante gekennzeichnet. Vgl. dazu auch Walbank, Frank W.: A Historical Commentary on Polybius, volume 1: commentary on books I–VI, Oxford: Clarendon Press 1957, S. 738.
- 27 Vgl. K. Schneider/H. Meyer: Imagines, S. 1100f.; G. Lahusen: Römische Bildnisse, S. 209.
- 28 Vgl. K. Schneider/H. Meyer: Imagines, S. 1100; H.I. Flower: Ancestor Masks, S. 37; W. Kierdorf: Imagines, S. 946; H.I. Flower: Der Leichenzug, S. 322; G. Lahusen: Römische Bildnisse, S. 208; M. Flecker: Ahnenbild und Totenmaske, S. 75f.
- 29 Thematisiert auch in K. Schneider/H. Meyer: Imagines, S. 1100. Gips, der aus Kalkstein hergestellt wird, ist ein altes Kulturprodukt, das sehr früh auch für rituelle Praktiken Verwendung fand, wie die neolithischen Ahnenmasken aus Jericho verdeutlichen, siehe <https://universes.art/de/art-destinations/jordanien/amman/museums/jordan-museum/stone-ages/plastered-skull> vom 16.05.2023.
- 30 So G. Lahusen: Römische Bildnisse, S. 208, der hier eine Parallele zu den Theatermasken (*personae*) zieht. Tatsächlich gehen die antiken Quellen nicht direkt darauf ein, wie

nius der Jüngere (1. Jh./2. Jh. n.u.Z.) und der spätantike Autor Servius (4./5. Jh. n.u.Z.) bezeichnen *factores* (Bildhauer) als ihre Produzenten.³¹

3 Die anwesenden Abwesenden

Die Ahnenmaske war kein religiöses oder magisches Objekt.³² Sie hatte nicht den Zweck, eine spirituelle Verbindung mit den Ahnen herzustellen und fand auch nicht als Grabbeigabe Verwendung. Die Maske diente vielmehr dazu, den politischen Erfolg eines Vorfahren zu bestimmten Anlässen in die Gegenwart zu holen, um das soziale Prestige der Familie bzw. des Geschlechts (*gens*) zu repräsentieren. Der Verstorbene diente in seiner Abwesenheit mit seiner *imago* den Lebenden.

Die Masken waren exklusiv, insofern sie nur für Männer vorgesehen waren, die zumindest als Ädil politisch tätig waren.³³ Einem großen Teil der Gesellschaft blieb es verwehrt, eine *imago* von sich anfertigen zu lassen. Dazu zählten römische Bürger, die keine politischen Ämter bekleideten, Frauen allgemein, Freigelassene sowie Sklaven/Sklavinnen. Mit Harriet Flower kann daher festgehalten werden, dass die Maske ein Objekt mit Statussymbol war,³⁴ mit der Hinzufügung, dass zum Status auch Männlichkeit (*virtus*) zählte. Für Cicero, einen *homo novus*,³⁵ war es zum Beispiel besonders wichtig, dass er aufgrund seiner politischen Karriere die Möglichkeit hatte, seine *imago* den nachfolgenden Generationen zu hinterlassen.³⁶

die Masken während der *pompa funebris* getragen wurden, siehe dazu auch K. Schneider/H. Meyer: *Imagines*, S. 1103; H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 37.

- 31 Plin. epist. 4,7,1 und Serv. Aen. 8,654; vgl. R. Büll/E. Moser: *Wachs*, S. 1363; W. Kierdorf: *Imagines*, S. 947.
- 32 Vgl. H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 102f. Zu Objekten aus Wachs für magische Zwecke im antiken Rom, wie etwa Amulette oder Wachspuppen, siehe R. Büll/E. Moser: *Wachs*, S. 1362f.
- 33 Vgl. H.I. Flower: *Der Leichenzug*, S. 323.
- 34 Vgl. H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 9ff., S. 22f., S. 60–69 sowie Dies.: *Der Leichenzug*.
- 35 Als *homo novus* wurde in der Republik ein Römer bezeichnet, der als Erster aus seiner Familie ein prestigeträchtiges Amt bekleidete. Dies war wiederum die Voraussetzung dafür, eine *imago* hinterlassen zu dürfen. Vgl. E. Flaig: *Ritualisierte Politik*, S. 50, S. 60f. sowie H.I. Flower: *Der Leichenzug*, S. 328f.
- 36 Cic. Verr. 2,5,36: »*ius imaginis ad memoriam posteritatemque prodendae*«. Zur Interpretation der Textstelle, vor allem zur Bedeutung von »*ius imaginis*«, siehe H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 53–59; W. Kierdorf: *Imagines*, S. 946.

3.1 *Imagines maiorum* und die *pompa funebris*

Eine wichtige Rolle spielten die Ahnenmasken beim Leichenzug. Wenn ein angesehenes Mitglied der Familie starb, kamen die Masken zum Einsatz. Polybios berichtet, dass die Familienmitglieder die Masken zu diesem Anlass schmückten, anschließend

»[...] führen sie sie im Trauerzug mit und setzen sie Personen auf, die an Größe und Gestalt den Verstorbenen möglichst ähnlich sind. Diese tragen dann, wenn der betreffende Konsul oder Prätor gewesen ist, Kleider mit einem Purpursaum, wenn Censor, ganz aus Purpur, wenn er aber einen Triumph gefeiert und dementsprechend Taten getan hat, goldgestickte. Sie fahren auf Wagen, denen Rutenbündel und Beile und die anderen Insignien des Amtes, je nach der Würde und dem Rang, den ein jeder in seinem Leben bekleidet hat, vorangetragen werden, und wenn sie zu den rostra gekommen sind, nehmen alle in einer Reihe auf elfenbeinernen Stühlen Platz.«³⁷

Nicht nur die Maske, das Abbild des Ahnen, sondern auch die einst erworbenen Ehrenzeichen visualisierten die Leistung des Ahnen, die von einem Lebenden (einem Schauspieler?),³⁸ der von der Statur her dem Ahnen glich, verkörpert wurde.³⁹ In diesem Kontext lassen sich zwei Aufgaben des Ahnen erkennen, die durch den Maskenträger ausgeführt wurden: *Erstens* die Repräsentation des sozialen Prestiges der *familia* des Verstorbenen und *zweitens* die Begleitung des Verstorbenen, der selbst in der Ambivalenz zwischen anwesend (Leichnam) und abwesend (Tod) gehalten ist, bei seinem letzten öffentlichen Gang. Beide Aufgaben werden im Folgenden kurz erläutert.

37 Pol. 6,53,6–8.

38 Der antike Literat Diodor (1. Jh. v.u.Z.) verweist in seiner Darstellung des Leichenzuges für L. Aemilius Paullus (gestorben 160 v.u.Z.) auf Schauspieler als Maskenträger, Diod. 31,25,2. Vgl. H.I. Flower: Ancestor Masks, S. 99f.

39 Zur Funktion des Maskenträgers allgemein, dessen Identität während des Tragens der Maske zugunsten der repräsentierten Figur zurücktritt, siehe Filitz, Judith E.: Masken im Altertum. Zwischen Religion und Kunst (Zaberns Bildbände zur Archäologie. Sonderband der Antiken Welt), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2018, S. 9–14.

1.) Das Ansehen des Verstorbenen und seiner Familie wurde durch den Zug der Ahnen (*agmen imaginum*) zur Schau gestellt.⁴⁰ Da der Leichenzug öffentlich stattfand, wurden die Taten des Verstorbenen und der Vorfahren nicht nur der eigenen Familie in Erinnerung gerufen, sondern der politische Erfolg der *familia* und *gens* wurde allen Zuschauer:innen dargelegt. Der Leichenzug war eben nicht nur eine private Trauerfeier, sondern ein öffentliches Spektakel. Das lässt sich nicht zuletzt daran erkennen, dass die Ahnen als Amtsträger der *res publica* mit allen dazugehörenden Insignien repräsentiert wurden und nicht als Privatpersonen.⁴¹ Die Bedeutung des Verstorbenen wurde an der Länge der Ahnenreihe sichtbar. Wilhelm Kierdorf spricht in diesem Zusammenhang von einer »machtvolle[n] Demonstration des gentilizischen Ruhmes vor der ganzen Bürgerschaft«. ⁴² Genau dieser Moment der *pompa funebris* sollte Polybios zufolge die Jungen dazu anhalten, in den Dienst der *res publica* zu treten.⁴³ Wie sehr die *pompa funebris* eine öffentliche Angelegenheit war, erkennt man auch an der Tatsache, dass die *imagines* Verurteilter beim Leichenzug nicht mitgeführt werden durften.⁴⁴ Eine Ausnahme ist für das öffentliche Leichenbegängnis der Julia, Witwe des C. Marius und Tante des Caesar, bezeugt. Caesar soll aus politischem Kalkül entschieden haben, die *imago* des zum Staatsfeind erklärten C. Marius und seiner verurteilten Verwandten mitzuführen.⁴⁵ Das Überschreiten der Konvention wurde in diesem Fall von der Bürgerschaft nicht sanktioniert; ganz im Gegenteil: C. Marius wurde durch diesen Akt rehabilitiert.

2.) Der Verstorbene wurde bei seinem letzten öffentlichen Gang auch von den Ahnen geleitet, die im Gegensatz zu den Lebenden nicht mit Trauerkleidern, sondern mit ihrer Amtstracht repräsentiert wurden.⁴⁶ Gemeinsam mit den Le-

40 Vgl. E. Flaig: Ritualisierte Politik, S. 49–68; H.I. Flower: Ancestor Masks, S. 91–127; Dies.: Der Leichenzug.

41 Vgl. H.I. Flower: Der Leichenzug, S. 326f., S. 335.

42 W. Kierdorf: Imagines, S. 946.

43 Vgl. Pol. 6,54,3.

44 Vgl. Tac. ann. 3,76,2. Zum Verlust der *imagines maiorum* bei einer Verurteilung siehe auch Cic. Sull. 88; vgl. K. Schneider/H. Meyer: Imagines, S. 1103.

45 Die Verurteilung erfolgte unter Sulla, dessen politische Entscheidungen nach seinem Ableben teilweise wieder zurückgenommen wurden. Caesar als Verwandter des C. Marius überlebte die Diktatur des Sulla unbeschadet. Vgl. H.I. Flower: Der Leichenzug, S. 335.

46 Vgl. ebd., S. 329f.

benden zogen die Ahnen als abwesende Anwesende an der Seite des Verstorbenen durch die Straßen.⁴⁷ Plinius führt dazu aus: »[...] und bei jedem Verstorbenen war stets die ganze Schar der Familie, so groß sie jemals gewesen war, zugegen.«⁴⁸ Die Formulierung »die ganze Schar der Familie« muss hier präzisiert werden, weil grundsätzlich nur die politisch erfolgreichen Ahnen die »Schar« bildeten. Nicht alle Verstorbenen einer Familie wurden auf diese Weise verkörpert, vielmehr handelte es sich um eine exklusive männliche Schar.⁴⁹ Am Ende der Feierlichkeiten nahmen die *imagines maiorum* vor der Rednertribüne (*rostra*) Platz, wie Polybios schreibt, und hörten die Leichenrede (*laudatio funebris*) für den Verstorbenen, in der die besonderen Leistungen des Verstorbenen und der erfolgreichen Vorfahren vorgetragen wurden.⁵⁰ Dem jungen Römer wurde so vor Augen geführt, dass auch er, wenn er einst Ämter bekleiden und Ansehen erlangt haben würde, als Toter von den Ahnen begleitet und hierauf in ihren Reihen Platz finden würde, um auf diese Weise in der öffentlichen Erinnerung zu bleiben und als Ahne zukünftigen Generationen als Vorbild zu dienen.

Und was konnte ein römisches Mädchen bei dem Anblick der Ahnen für seine Lebensführung mitnehmen? Eine öffentliche Erinnerung in Form der *imagines maiorum* war den Frauen im antiken Rom nicht gestattet. Sie durften keine *imago* hinterlassen. Allerdings sind Einzelbeispiele überliefert, die davon berichten, dass angesehene Römerinnen ein Leichenbegängnis erhielten, das Elemente einer *pompa funebris* aufwies (z. B. öffentliche Leichenrede, Mitführen der *imagines maiorum*). Abgesehen von Caesars Tante Julia wird auch noch von der angesehenen Römerin Popilia (gestorben ca. 100 v. u. Z.) überliefert, dass die *imagines maiorum* bei ihrem Leichenzug mitgeführt wurden und ihr auf dem Forum eine Leichenrede (*laudatio funebris*) gewidmet war.⁵¹ Ein weiteres Beispiel beschreibt der kaiserzeitliche Historiograf Tacitus (1./2. Jh. n. u. Z.). Seinem Bericht zufolge hatte Iunia (gestorben 22 n. u. Z.), die Schwester des M. Iunius Brutus und Gattin des C. Cassius Longinus, eine feierliche Beisetzung, mit einer Lobrede von der Rednertribüne aus; auch die Ahnenbilder von insgesamt 20 hochberühmten Familien sollen ihrem Leichnam vor-

47 Für die strikte Choreografie des Leichenzuges siehe E. Flaig: Ritualisierte Politik, S. 51–55.

48 Plin. nat. 35,6. Deutsche Übersetzung nach Roderich König 1997. Siehe dazu auch K. Schneider/H. Meyer: Imagines, S. 1098.

49 Mitunter wurden aus politischen Gründen bestimmte Ahnenmasken nicht mitgeführt, siehe dazu E. Flaig: Ritualisierte Politik, S. 66ff.

50 Vgl. H. I. Flower: Der Leichenzug, S. 326f.

51 Siehe dazu im Detail ebd., S. 335.

angetragen worden sein.⁵² Alle drei hier angeführten Beispiele zeugen davon, dass die Leichenbegängnisse für die Verstorbenen zur politischen Inszenierung dienten. Diese Perspektive, als Verstorbene ein Anlass zur Repräsentation des männlichen Erfolges und des sozialen Prestiges der *familia* zu sein, stand den jungen Römerinnen offen. Selbst ein Element des Ahnenzuges bei einer öffentlichen Feier zu werden, blieb ihnen aber im Gegensatz zu den römischen Männern verwehrt.

3.2 Die Masken im Atrium

Wenn die Masken gerade nicht bei einem Leichenzug mitgeführt wurden, standen sie für gewöhnlich in einem Schränkchen (*armarium*) im Atrium des Hauses.⁵³ Das Atrium war ein öffentlicher Raum, wo der Hausherr seine Klienten und Gäste empfing. Dort wurden die Masken verwahrt, dort waren sie präsent. Zu besonderen Feierlichkeiten wurden die Schränke geöffnet und die Masken mit Lorbeerkränzen geschmückt.⁵⁴

Inschriften (*tituli*), die den *imagines* beigefügt waren, informierten über Namen, Ämter und mitunter auch über herausragende Leistungen der Ahnen.⁵⁵ Der Geschichtsschreiber Livius (1. Jh. v.u.Z. bis 1. Jh. n.u.Z.) kritisierte in diesem Zusammenhang, dass manche dieser Inschriften falsche Informationen führten, um die Bedeutung der Familie in der Vergangenheit aufzupolieren und – zum Bedauern von Livius – die Geschichte zu verfälschen.⁵⁶

Die Ahnenbilder mit den beigefügten Inschriften sowie die dazugezeichneten Stammbäume (*stemma*) im Atrium verdeutlichten auf abstrakte Weise

52 Vgl. Tac. ann. 3,75,1–2.

53 Vgl. Pol. 6,53,4; Mart. 5,20,5–7; Iuv. 8,1; Plin. nat. 35,6; W. Kierdorf: *Imagines*, S. 946; J. Fejfer: *Roman Portraits*, S. 90f. Eine Ausnahme bildete die *imago* des Scipio Africanus (3./2. Jh. v.u.Z.), die im Jupitertempel auf dem Kapitol aufgestellt war. Dies deutet auf die hohe Wertschätzung hin, die dem verstorbenen Politiker von der Bürgerschaft entgegengebracht wurde. Vgl. H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 48–52; Dies.: *Der Leichenzug*, S. 335; J. Fejfer: *Roman Portraits*, S. 174, hier Anm. 133.

54 Vgl. Pol. 6,53,6; Cic. Sull. 88; K. Schneider/H. Meyer: *Imagines*, S. 1102; W. Kierdorf: *Imagines*, S. 946; J. Fejfer: *Roman Portraits*, S. 90.

55 Vgl. Hor. sat. 1,6,17; Liv. 10,7,11; Val. Max. 5,8,3.

56 Vgl. Liv. 4,16,4; 8,40,4–5; 22,31,11; 30,45,7; ähnlich Plin. nat. 35,8.

das soziale Prestige einer Familie.⁵⁷ Alle drei Informationsträger (*imago, titulus, stemma*) dienten dazu, die Besucher:innen zu beeindrucken (Frauen und Männer) und junge Römer (ausschließlich Männer) zu motivieren, selbst Großartiges für die *res publica* zu leisten.⁵⁸ Dramatisch schildert Sallust (1. Jh. v.u.Z.) diese Wirkung in seinem Werk über den Krieg Roms mit Jugurtha:⁵⁹

»Ich habe nämlich schon so oft gehört, daß ein Quintus Maximus und ein Publius Scipio und auch noch andere berühmte Männer unseres Staates immer wieder gesagt haben: Wenn sie die Wachsbildnisse ihrer Ahnen anschauten, würden sie in ihrem Innern aufs stärkste zur Tatkraft entflammt. Selbstverständlich bringe nicht das Wachs oder das Bildnis eine solche Wirkung mit sich, sondern diese Flamme lodere bei der Erinnerung an geschichtliche Leistungen im Herzen außergewöhnlicher Männer empor und verglimme nicht eher, als bis die eigene Tüchtigkeit den Ruf und Ruhm der Vorfahren erreicht habe.«⁶⁰

Im Atrium war das Objekt Wachsmaske Teil einer genealogischen Inszenierung. Auch hier hatte die Maske die Funktion, an die politischen Erfolge zu erinnern, an die Ehre und den Ruhm, den einzelne männliche Vorfahren für die *familia* und die *gens* erbracht hatten. Diese Erinnerung sollte Besucher:innen den Glanz des Hauses demonstrieren, die eigenen Söhne aber mit der glorreichen Vergangenheit vertraut machen und sie zum Wettstreit mit den Ahnen animieren. Welche Emotionen oder Ambitionen die *imagines maiorum* bei den weiblichen Nachkommen hervorriefen, ist in den antiken Quellen nicht

57 Vgl. Plin. nat. 35,6; Mart. 4,40,1; 8,6,3; Iuv. 8,1; K. Schneider/H. Meyer: *Imagines*, S. 1102; E. Flaig: *Ritualisierte Politik*, S. 57.

58 Hinweise auf die Stammbäume in Verbindung mit den Ahnenmasken sind zu finden z.B. in Mart. 4,40,1; 5,20,5–7; 8,6,3 und Iuv. 8,1.

59 Die kriegerischen Auseinandersetzungen werden in der Forschung als »Iugurthischer Krieg« bezeichnet, der sich von 111 bis 105 v.u.Z. erstreckte und mit dem Sieg Roms unter dem Kommando von C. Marius endete.

60 Sall. Iug. 4,5–6: »*Nam saepe ego audivi Q. Maxumum, P. Scipionem, praeterea civitatis nostrae praeclaros viros solitos ita dicere, quom maiorum imagines intuerentur, vehementissime sibi animum ad virtutem adendi. scilicet non ceram illam neque figuram tantam vim in sese habere, sed memoria rerum gestarum eam flammam egregiis viris in pectore crescere neque prius sedari, quam virtus eorum famam atque gloriam adaequaverit.*«

Deutsche Übersetzung nach Werner Eisenhut und Josef Lindauer 2006. Vgl. dazu auch Val. Max. 5,8,3.

dokumentiert. Die Geschichte der *familia* und *gens*, die im Atrium über die Ahnenmasken, Inschriften und Stammbäume visualisiert wurde, war eine exklusiv gestaltete Erinnerung an Politiker und an ihre Macht in der *res publica*. Erfolgreiche Vorfahren wurden aus dieser Erinnerung, die stark auf die *res publica* fokussiert war, ausgeschlossen,⁶¹ womit sie das Schicksal ihrer weiblichen Verwandten teilten. Die Familiengeschichte war eine Geschichte erfolgreicher Männer und ihr Erfolg war verknüpft mit Krieg und Gewalt.⁶²

3.3 Die Maske des Ahnen – ein wertvolles Gut

Harriet Flower und Egon Flaig haben in ihren Studien detailliert aufgezeigt, welche politische Bedeutung die Ahnenmasken in verschiedenen Ritualen erhielten.⁶³ Sie bildeten einen Faden, der die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der *familia* und *gens* zusammenband, selbst dann noch, wenn die Kinder wegen Heirat oder Adoption den Haushalt verließen. Die Masken der Ahnen wurden ihnen zur Verfügung gestellt, auch den Töchtern der *familia*, die die *imagines maiorum* als kostbares Gut in die Ehe einbrachten.⁶⁴ Töchter aus politisch erfolgreichen Familien waren auch aus diesem Grund begehrte Heiratskandidatinnen. Wie erfolgreich die Heiratspolitik einer *gens* war, konnte man nicht zuletzt bei der *pompa funebris* sehen, bei der auch die angeheirateten *imagines maiorum* mitgeführt wurden.⁶⁵ Die Adoption betraf nur die Söhne. Aus politischen Gründen wurden Söhne adoptiert, zum Beispiel wenn ein männlicher Nachkomme fehlte, oder zur Adoption freigegeben, wenn etwa die politische Karriere der Söhne mittels Eigenkapital nicht gesichert werden konnte. Auch die zur Adoption freigegebenen Söhne konnten über die *imagines maiorum* der Geburtsfamilie verfügen.

61 Siehe dazu auch E. Flaig: *Ritualisierte Politik*, S. 54, mit dem Hinweis, dass Personen, die keine *imago* hinterlassen durften, im privat gestalteten Ahnenkult erinnert wurden.

62 Vgl. Schnegg, Kordula: *Antike Geschlechterdebatten. Die soziale Verortung der Frauen und Männer in der griechisch-römischen Antike*, Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag GmbH & Co. KG 2021, S. 29–46.

63 Vgl. H.I. Flower: *Ancestor Masks*; E. Flaig: *Ritualisierte Politik*; H.I. Flower: *Der Leichenzug*.

64 Belege dafür haben wir ab ca. 100 v.u.Z. Vgl. H.I. Flower: *Ancestor Masks*, S. 122; E. Flaig: *Ritualisierte Politik*, S. 62–66.

65 Vgl. E. Flaig: *Ritualisierte Politik*, S. 62–66.

4 Fazit: Sozialisation junger »ehrgeiziger« Römer

Die antiken Quellen machen deutlich, dass die Ahnenmasken dafür eingesetzt wurden, um die Leistungen der Ahnen, die sie für die *res publica* erbracht hatten, zu erinnern. Diese Funktion hatten die *imagines maiorum* sowohl während des Leichenzuges als auch im Atrium. Über die Erinnerung aber sollten junge Römer dazu animiert werden, selbst politisch erfolgreiche Taten zu setzen und Ruhm zu erlangen. So wie sie die Ahnen erinnerten, würden auch sie von den nachfolgenden Generationen erinnert werden. Beim Anblick der Wachsmaske sah ein junger Römer also nicht nur das Abbild eines Vorfahren, sondern auch dessen politische Leistung. Die Emotionen, welche die Wachsmasken bei den Lebenden auslösten, wurden von antiken Autoren wie Polybios oder Sallust in Erzählungen über die Sozialisation erfolgreicher *nobiles* verknüpft. Die antiken Quellen verschweigen nicht, wem es gebührte, eine Maske anfertigen zu lassen und wem nicht, wem die Ehre einer Ahnenbegleitung zustand und wem nicht, von wem die Masken im Atrium ausgestellt wurden und wer dadurch über den Tod hinaus visuell präsent war. Die Ahnenmaske spiegelte mehrfache Exklusivität wider: Sie war an den politisch erfolgreichen Römer gebunden, der mit dem römischen Bürgerrecht ausgestattet war. Mit Blick auf die Geschlechterverhältnisse verweist der Gebrauch der Maske auf die patriarchalen Familien- und Herrschaftsstrukturen im antiken Rom. Vor diesem Hintergrund ist eine *imago* das Produkt patriarchaler Herrschaft, das gleichzeitig für die Reproduktion patriarchaler Herrschaft eingesetzt wurde.

Die Adressaten für die soziale und politische Botschaft der Ahnenmasken waren zum einen die Öffentlichkeit und zum anderen die männlichen Nachkommen der *familia*. Die erzieherische Funktion, die der Maske als Abbild eines erfolgreichen Ahnen in der *pompa funebris* zukam, wird in den antiken Quellen positiv für die männlichen Nachkommen formuliert. Aber gerade aus dem Blickwinkel der Geschlechtergeschichte ist danach zu fragen, was es für die »gescheiterten« männlichen Nachkommen bedeutet haben mag, den »beseelten« Masken und den mit ihnen transportierten Erwartungen ausgesetzt zu sein, mit dem Wissen, selbst keine *imago* für die Nachkommen hinterlassen zu können, keine öffentliche Erinnerung zu erhalten.

5 Abkürzungen antiker Quellen

Die Abkürzungen antiker Autoren und Werke richten sich nach dem erweiterten Abkürzungsverzeichnis »Der Neue Pauly«. ⁶⁶

- Cic. Mur. = Marcus Tullius Cicero, Pro Murena, mit einem Kommentar herausgegeben von Joachim Adamietz, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989.
- Cic. Sull. = Marcus Tullius Cicero, Die Prozessreden, Band 1, lateinisch-deutsch, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Manfred Fuhrmann, Zürich/Düsseldorf: Artemis & Winkler Verlag 1997.
- Cic. Verr. = Marcus Tullius Cicero, Die Reden gegen Verres/In C. Verrem, lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Manfred Fuhrmann, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, <https://doi.org/10.1515/9783110361223>
- Diod. = Diodorus of Sicily, volume 11: Fragments of Books XXI–XXXII, with an English Translation by Francis R. Walton, London/Cambridge (MA): William Heinemann LTD/Harvard University Press 1957.
- Liv. = Titus Livius, Römische Geschichte, Buch: I–III, lateinisch und deutsch, herausgegeben von Hans Jürgen Hillen, 4. Auflage, Düsseldorf/Zürich: Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Artemis & Winkler Verlag 2007.
- Liv. = Titus Livius, Römische Geschichte, Buch: IV–VI, lateinisch und deutsch, herausgegeben von Hans Jürgen Hillen, 3. Auflage, Düsseldorf/Zürich: Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Artemis & Winkler Verlag 2007.
- Liv. = Titus Livius, Römische Geschichte, Buch: VII–X, lateinisch und deutsch, herausgegeben von Hans Jürgen Hillen, 3. Auflage, Düsseldorf/Zürich: Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Artemis & Winkler Verlag 2008.
- Liv. = Titus Livius, Römische Geschichte, Buch: XXI–XXIII, lateinisch und deutsch, herausgegeben von Josef Feix, 4. Auflage, Düsseldorf/Zürich: Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Artemis & Winkler Verlag 2000.
- Liv. = Titus Livius, Römische Geschichte, Buch: XXVII–XXX, lateinisch und deutsch, herausgegeben von Hans Jürgen Hillen, Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler Verlag 1997.
- Hor. sat. = Horaz, Satiren/Sermones, Briefe/Epistulae, lateinisch-deutsch, übersetzt von Gerd Hermann, herausgegeben von Gerhard Fink, Berlin/Boston: De Gruyter 2014, <https://doi.org/10.1515/9783050091891>

66 Siehe https://referenceworks.brillonline.com/entries/der-neue-pauly/erweitertes-abkuerzungsverzeichnis-COM_004 vom 16.05.2023.

- Iuv. = Juvenal, Satiren, lateinisch-deutsch, herausgegeben, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Joachim Adamietz, München/Zürich: Artemis & Winkler Verlag 1993.
- Ov. fast. = Publius Ovidius Naso, Fasti/Festkalender Roms, lateinisch-deutsch, ediert von Wolfgang Gerlach, München: Ernst Heimeran Verlag 1960.
- Plin. nat. = C. Plinius Secundus d. Ä., Naturkunde, lateinisch-deutsch, Buch XI: Zoologie – Insekten – Vergleichende Anatomie, herausgegeben und übersetzt von Roderich König, in Zusammenarbeit mit Joachim Hopp, München/Zürich: Artemis & Winkler Verlag 1990.
- Plin. nat. = C. Plinius Secundus d. Ä., Naturkunde, lateinisch-deutsch, Buch XXXV: Farben – Malerei – Plastik, herausgegeben und übersetzt von Roderich König, in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler, 2. überarbeitete Auflage, Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler Verlag 1997.
- Plin. epist. = C. Plini Caecili Secundi epistularum libri decem, recognovit brevique adnotatione critica instruxit Roger A.B. Mynors, Oxford: Oxford University Press 1963.
- Pol. = Polybios, Geschichte, Gesamtausgabe in zwei Bänden, erster Band, eingeleitet und übersetzt von Hans Drexler, Zürich/Stuttgart: Artemis-Verlag 1961.
- Pol. = Polybius, The Histories, with an English translation by William R. Paton, in six volumes/volume 3: Book V. Fragments of Book VI–VIII, Cambridge (MA)/London: Harvard University Press/William Heinemann LTD 1966.
- Sall. Iug. = Sallust, Werke, lateinisch-deutsch, von Werner Eisenhut und Josef Lindauer, 3. durchgesehene Auflage, Düsseldorf: Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Artemis & Winkler 2006.
- Tac. ann. = P. Cornelius Tacitus, Annalen, lateinisch-deutsch, herausgegeben von Erich Heller, mit einer Einführung von Manfred Fuhrmann, 5. Auflage, Düsseldorf: Patmos Verlag GmbH & Co. KG, Artemis & Winkler Verlag 2005.
- Mart. = M. Valerius Martialis, Epigramme, lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Paul Barié und Winfried Schindler, 3. vollständig überarbeitete Auflage, Berlin: Akademie Verlag GmbH 2013.
- Val. Max. = Valerius Maximus, Memorable doings and sayings, in two volumes, vol. 1: Book I–V, edited and with an English translation by David R. Shackleton Bailey, Cambridge (MA): Harvard University Press 2000.

Live Like a Viking

Historische Authentizität, Gender und Wikingermythos am Beispiel von *Assassin's Creed Valhalla*

Aurelia Brandenburg und Peter Färberböck

Einleitung: »When you leave here, you'll leave as Vikings«¹

»Over the next three days, I'm going to trigger you, I'm going to push you, and I'm going to break you, but when you leave here, you'll leave as Vikings. My name is Mace Kilmore and I used to be a human doormat.«²

Mit diesen Worten beginnt ein als Wikingerkurs inszenierter Werbespot zu *Assassin's Creed Valhalla (AC:V)*,³ einem digitalen Rollenspiel, bei dem Spieler:innen in der Rolle des:der Wikingers:in⁴ Eivor das England des 9. Jahrhunderts erkunden. Wikinger zu sein bedeutet also laut ebendiesem Werbespot, besonders viel Stärke und Individualität an den Tag zu legen. Wenn man sich daran anschließend die Marketingkampagne von *AC:V* als Ganzes ansieht, verbirgt sich dahinter aber mehr: Die Kampagne, die Ubisoft unter das Motto und den Hashtag *#LikeAViking* gesetzt hat, bewegt sich in einem eigenen Spannungsfeld aus gängigen Wikingermythen und Medievalisms. Beide Eckpunkte die-

1 Imagine Games Network (IGN): *Unleash Your Inner Viking* – Chapter 1 (13.10.2020), <https://youtu.be/82XaeWRzPDU?t=70>, TC 00:01:10 vom 20.05.2023.

2 Ebd.

3 Ubisoft Montreal: *Assassin's Creed Valhalla*, Ubisoft, System: PC 2020.

4 Wir benutzen im Folgenden den Begriff der Wikinger:innen im Sinne eines popkulturellen Mythos u.a. von raubenden, heidnischen und eng mit ungezügelter Männlichkeit und Ursprünglichkeit verknüpften Plünderern im Gegensatz zu Normannen o.ä. historischen Begriffen, um den in diesem Beitrag besprochenen Wikingermythos auch sprachlich von historischen Phänomenen abzugrenzen, die als vage Inspiration für diese Mythen dienen.

ses Spannungsfeldes werden dabei entschieden getragen von einem bestimmten Umgang mit Männlichkeit. Medievalisms verwenden wir hier im Sinne von David Matthews⁵ als Diskurse, die sich unter anderem in digitalen Spielen niederschlagen. Dabei können sich einzelne Medievalisms als Imaginationen der historischen Epoche Mittelalter durch ihren diskursiven Charakter jederzeit ändern, wodurch es auch eine potenziell unüberschaubare Menge an Medievalisms geben kann. In diesen Entwürfen wiederholen sich allerdings häufig einzelne Ideen und Imaginationen als Schablonen in einem Medium wie den digitalen Spielen. Dadurch werden sie wiederum als Mythen »naturalisiert«. ⁶ Durch Wiederholung werden Medievalisms zur Gewohnheit und fühlen sich somit authentisch an. Sie prägen die Erwartungshaltungen an eine historische Epoche und bestätigen so, wann etwas authentisch ist und wann nicht.

Deswegen soll Authentizität in diesem Aufsatz als eine unter anderem diskursiv konstruierte und grundsätzlich subjektive Vorstellung definiert werden. Die eine Ebene kann dementsprechend als gruppenspezifische Authentizität und die andere als eine Art individuelles Authentizitätsverständnis gesehen werden, auch wenn beide grundlegend zusammen gedacht werden müssen. Individuelle Erwartungshaltungen werden neben anderem durch größere, teils medienübergreifende Diskurse geprägt, und umgekehrt. Dementsprechend argumentieren wir im Folgenden, dass diese Wechselwirkung und die damit verbundene Subjektivität von Authentizität besonders prägend ist. Dieser Ansatz entspricht zudem der aktuellen Forschung im Bereich der geschichtswissenschaftlich geprägten Game Studies. Schon 2014 ist bei Tobias Winnerling von einem »Gefühl der authentischen Erfahrung«⁷ die Rede, das schließlich Felix Zimmermann mit der Theorie der Vergangenheitsatmosphä-

5 Vgl. Matthews, David: *Medievalism: A Critical History*, Woodbridge: D.S. Brewer 2015, S. 36–39.

6 Pfister, Eugen: »Why History in Digital Games matters. Historical Authenticity as a Language for Ideological Myths«, in: Martin Lorber/Felix Zimmermann (Hg.), *History in Games. Contingencies of an Authentic Past*, Bielefeld: transcript Verlag 2020, S. 47–72, hier S. 62–65, <https://doi.org/10.1515/9783839454206-004>

7 Winnerling, Tobias: »The Eternal Recurrence of All Bits: How Historicizing Video Game Series Transform Factual History into Affective Historicity«, in: *Eludamos. Journal for Computer Game Culture* 8.1 (2014), S. 151–170, <https://septentrio.uit.no/index.php/eludamos/article/view/6432/6506> vom 20.05.2023, <https://doi.org/10.7557/23.64>

ren als analytisches Konzept beschreibt.⁸ Somit können beispielsweise Spiele in Form von Medievalisms Erwartungshaltungen abrufen, die ein Gefühl der historischen Korrektheit dieses »empfundenen« Mittelalters und infolgedessen Plausibilität erzeugen. Ob oder inwiefern sich diese Wahrnehmung mit einem wissenschaftlichen Forschungsstand deckt, ist davon zunächst einmal weitgehend losgelöst.⁹

Zu Beginn dieses Beitrags wird daher zunächst (1) die Frage gestellt, warum historische Authentizität bei digitalen Spielen besonders interessant ist und diskutiert werden sollte, um uns dann *Assassin's Creed Valhalla* als Fallbeispiel zu widmen. In einem zweiten Schritt (2) werden wir zunächst das Marketing des Spiels untersuchen und einordnen, um dann eine Verbindung zu den Versprechen der Entwickler:innen von Geschichtstourismus zu ziehen. Zuletzt (3) wollen wir die so im Marketing festgestellten Tendenzen und Narrative des Wikingermythos mit denen des Spiels abgleichen und untersuchen, wie der Wikingermythos zur Authentizitätskonstruktion des Spiels eingesetzt wird.

Die These, die wir auf dieser Basis insbesondere bezüglich *AC:V* formulieren wollen, ist dreigeteilt: Erstens ist historische Authentizität ein Gefühl von Geschichte, das unter anderem durch materielle Elemente und Referenzen (im Digitalen) erzeugt wird. Zweitens wird dieses Gefühl sowohl in digitalen Spielen als auch durch deren Marketing gezielt konstruiert. Und drittens wird die damit aufgebaute historisierte Spielekulisse entschieden von Männlichkeit getrieben.

8 Vgl. Zimmermann, Felix: Virtuelle Wirklichkeiten. Atmosphärisches Vergangenheits-erleben im Digitalen Spiel, Marburg: Büchner Verlag 2023, hier S. 44–90, <https://doi.org/10.14631/978-3-96317-881-8>

9 Für eine längere Beschäftigung mit Authentizität und digitalen Spielen vgl. Zimmermann, Felix: »Introduction. Approaching the Authenticities of Late Modernity«, in: M. Lorber/F. Zimmermann: History in Games, S. 9–22; im Speziellen zu den Begriffen »Realismus«, »Authentizität« und »Korrektheit« in digitalen Spielen mit Medievalisms vgl. Brandenburg, Aurelia: »Digitale Spiele und die (Un-)Authentizität von Gender und Queerness. Ein Beitrag aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft«, in: Thorsten Junge/Claudia Schumacher (Hg.), Digitale Spiele im Diskurs (2021), www.medien-im-diskurs.de vom 03.07.2023, <https://doi.org/10.18445/20210914-113841-0>

Historische Authentizität in den Historical Game Studies

»Überall ist Mittelalter«,¹⁰ hieß es schon bei Horst Fuhrmann im Jahr 2002, und auch wenn Fuhrmann mit dieser Aussage keine digitalen Spiele im Speziellen meinte, ist der Titel für das Medium doch fast programmatisch. Publisher und Studios beschwören regelmäßig in ihren Spielen Ideen eines authentischen Mittelalters und in den Kommentaren und Onlinediskussionen stellen ebenso Fragen der (angeblichen) Korrektheit einzelner Titel eine wiederkehrende Debatte dar. Gerade die Forschung der Game Studies dekonstruiert dagegen schon länger genau diese Vorstellung von Akkuratess und ordnet Korrektheitsforderungen meist als vages Bedürfnis nach Authentizität ein.¹¹ Authentizität fußt in weiten Teilen auf Bekanntem: So werden zum Beispiel bei mittelalterlich inspirierten Spielen gängige Medievalisms eingesetzt, die ebenfalls zu einem Auffüllen historischer Lücken durch spätere Auffassungen des Mittelalters beitragen und damit Seh-, Hör- und Lesegewohnheiten setzen. Historische Authentizität im Kontext digitaler Spiele ist in diesem Spannungsfeld ein Spielball aller Beteiligten, sei es seitens der Spieler:innen oder der Designer:innen. Unter anderem nach Andrew B.R. Elliott und Mike Horswell muss für eine subjektive Authentizität keine durchgehende Akkuratess herrschen.¹² Elliott und Horswell argumentieren dies für die Kreuzzüge in Form von »Crusading Icons«; diese sind »some of the iconic, bitesize tropes into which crusading is commonly disassembled.«¹³ Diese *icons* lassen sich einfach erfassen und können in verschiedenen Medien auftauchen, zudem verkörpern sie Bedeutungen und Assoziationen, die in symbolische Ikonen gegossen wurden. Dabei kann sich die Bedeutung dieser Ikonen verändern und sich an die Erwartungshaltungen von Spieler:innen anpassen.

10 Fuhrmann, Horst: *Überall ist Mittelalter*, 2. Auflage, München: C.H. Beck 2010.

11 Vgl. Alvestad, Karl Christian/Houghton, Robert: »Introduction: Accuracy and authenticity – interactions in contemporary medievalism«, in: Dies. (Hg.), *The Middle Ages in Modern Culture. History and Authenticity in Contemporary Medievalism*, London u.a.: Bloomsbury Academic 2021, S. 1–11, hier S. 1, <https://doi.org/10.5040/9781350167452>; Elliott, Andrew B.R.: *Remaking the Middle Ages*, Jefferson (N.C.): McFarland and Company 2011, S. 11–33.

12 Vgl. Elliott, Andrew B.R./Horswell, Mike: »Crusading Icons. Medievalism and Authenticity in Historical Digital Games«, in: M. Lorber/F. Zimmermann: *History in Games*, S. 137–156, <https://doi.org/10.1515/9783839454206-008>

13 Ebd., S. 146.

Digitale Spiele verlassen sich dabei auf Materialität (Objekte, Dinge, Körperlichkeit) ähnlich wie Theater- oder Filmaufführungen. Dieser Vergleich passt in mehrerlei Hinsicht, da das Spielen oder das Spiel selbst auch als Performance betrachtet werden kann. Somit liegt exakt eine Korrespondenz zu den eben genannten Effekten vor, denn jedes *play* oder Spielen ist etwas Einmaliges.¹⁴ Diese Einzigartigkeit des Spielens bedeutet nicht nur, dass alle Spieler:innen unterschiedlich handeln, sondern dass sie affektiv handeln und das Spiel auf Gefühlsebene erleben. Das Spiel löst über die Handlung der Spieler:innen bei diesen körperliche und emotionale Reaktionen aus. Sie können das digitale Spiel zum Beispiel durch Vorerfahrungen oder auch durch die Art des Spielens ganz unterschiedlich erleben und Dinge audiovisuell und darüber hinaus spielmechanisch sinnlich wahrnehmen. Ebenso wird durch Aktionen von Spieler:innen eine Reaktion des Spiels und der Spieler:innen hervorgerufen: Das Spielgeschehen – als Performance gesehen – reagiert unmittelbar auf die Spieler:innen.¹⁵

Der Begriff Performance ist hier treffender und umfassender als derjenige der Unmittelbarkeit: Folgt man Erika Fischer-Lichte, dann wird eine Theaterperformance vor allem über die Verkörperung definiert.¹⁶ Im Kontext digitaler Spiele bedeutet das nicht nur, dass Gefühle und Reaktionen ähnlich wie bei einem Theater- oder Filmpublikum hervorgerufen werden. Zusätzlich haben Spieler:innen einen entsprechend großen Einfluss auf die Performance des digitalen Spiels, nachdem sie seinen Verlauf manipulieren und mitgestalten können. Sie können dabei auch Richtungen einschlagen und Interaktionen durchführen, die nicht von Designer:innen vorgesehen sind. Darüber hinaus stellen die geforderten Fähigkeiten sowie die Ausweitung der Sinne und der eigenen Identität (z. B. auf die der Spielfigur) Aspekte einer Performance dar, wodurch weitere Argumente für die Betrachtung digitaler Spiele als eine Performance vorliegen.¹⁷

14 Performativität wurde dem digitalen Spiel mehrfach nachgesagt. Während hier hauptsächlich auf die Arbeit der Medien- und Kulturwissenschaftlerin Melanie Fritsch eingegangen wird, ist dieser Begriff auch in der Geschichtswissenschaft schon seit einiger Zeit etabliert. Vgl. Nolden, Nico: *Geschichte und Erinnerung in Computerspielen. Erinnerungskulturelle Wissenssysteme*, Bielefeld: transcript Verlag 2020, S. 324–533.

15 Vgl. Fritsch, Melanie: *Performing Bytes. Musikperformances der Computerspielkultur*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2018, S. 60–91.

16 Vgl. ebd., S. 18–45.

17 Vgl. ebd., S. 60–91.

Demnach verdeutlichen Authentizität und Performances als Konzepte, wie sehr in digitalen Spielen Reaktionen durch Materialität (audiovisuell) und durch Interaktion (haptisch) mit Materialität ausgelöst werden können. Das zeigt die Wirkmacht des Spielens – nicht zuletzt bezüglich Genderdarstellungen, wie im Folgenden unsere Ausführungen zu *AC:V* betonen sollen. Die Versicherung, dass die im Spiel gezeigte virtuelle Materialität auf Forschungen von Historiker:innen basiert, ist keine Seltenheit. Das nächste Kapitel vertieft, welche Absichten Marketingabteilungen mit Authentizität und Materialität verfolgen.

Ein Gefühl von Geschichte: Authentizität als Marketingtechnik

Wenn historische Authentizität schlicht »a *feeling* about what the Middle Ages were like«¹⁸ ist,¹⁹ dann bedeutet das in der Konsequenz, dass eventuelle Fragen nach historischer Belegbarkeit und Akkuratessse nur insofern von Relevanz sind, als dass sie sich auf gefühlte, fragmentarische Geschichte beziehen. Ein historisierendes Spiel muss daher Rezipient:innen nur richtig *erscheinen*, eventuelle Belege dafür spielen hingegen keine oder nur eine sehr vage Rolle, nämlich nur dann, wenn sie das Authentizitätsgefühl verstärken.²⁰ Im Falle von digitalen Spielen folgt daraus auch, dass sich die Konstruktion historischer Authentizität durch eine bestimmte Erwartungshaltung und durch das Versprechen einer authentischen Vergangenheitsatmosphäre nicht nur auf ein konkretes Spiel beschränken muss, sondern ebenso Teil unter anderem des Marketings eines Spiels ist. Mit anderen Worten: Ob ein Spiel als authentisch wahr-

18 Young, Helen: *Race and Popular Fantasy Literature. Habits of Whiteness*, Milton Park: Routledge 2016, S. 75, <https://doi.org/10.4324/9781315724843>

19 Siehe auch Felix Zimmermann: »Historical Digital Games as Experiences. How Atmospheres of the Past Satisfy Needs of Authenticity«, in: Marc Bonner (Hg.), *Game | World | Architectonics – Transdisciplinary Approaches on Structures and Mechanics, Levels and Spaces, Aesthetics and Perception*, Heidelberg: Heidelberg University Publishing, <https://heiup.uni-heidelberg.de/catalog/book/752/c10376> vom 04.07.2023, S. 19–34, besonders S. 22ff., <https://doi.org/10.17885/heiup.752>

20 Vgl. ebd. und siehe auch Young, Helen: »It's the Middle Ages, Yo!«: Race, Neo/medievalisms, and the World of *Dragon Age*«, in: *The Year's Work in Medievalism* 27 (2012), S. 6, S. 8f.; Brandenburg, Aurelia: »If it's a fantasy world, why bother trying to make it realistic?«. *Constructing and Debating the Middle Ages of THE WITCHER 3: WILD HUNT*«, in: M. Lorber/F. Zimmermann, *History in Games*, S. 201–220, hier S. 211f.

genommen wird bzw. wahrgenommen werden kann oder nicht, entscheidet sich nicht nur seitens der Rezipient:innen, sondern außerdem entlang dessen, was Spiele und ihre Entwickler:innen – in allen Bereichen, inklusive Marketing – als Norm für Authentizität setzen. Die Entwickler:innen sind wegen der Subjektivität des authentischen Gefühls wiederum angewiesen, auf bereits existierende Medievalisms zurückzugreifen. Die Sehnsucht, Geschichte oder vielmehr die Vergangenheit zu erleben, »[w]ie es wirklich war«, ²¹ hält sich beständig im Diskurs um digitale Spiele, auch wenn die Forschung nicht müde wird zu betonen, dass diese Sehnsucht ein Trugschluss ist. ²² Denn während Spieler:innen, Presse und PR-Abteilungen Spiele gerne wie Zeitmaschinen behandeln, sind sie tatsächlich eine Form von »Zeiten-Maschinen: Sie produzieren fremdartige Zeiten. Sie *historisieren*.« ²³ In Konsequenz bedeutet das: In der Wechselwirkung aus Spielen als Zeiten-Maschinen und einem Publikum, das diese fremdartigen Zeiten dankbar aufnimmt, ist für den Prozess des Historisierens über die einzelnen Spiele hinaus auch ihr Kontext relevant, ²⁴ auf den Spieler:innen wie Entwickler:innen und Presse reagieren und diesen folglich ko-konstruieren.

-
- 21 Pfister, Eugen: »Wie es wirklich war.« – Wider die Authentizitätsdebatte im digitalen Spiel«, in: *gespielt* (12.06.2017), <https://gespielt.hypotheses.org/1334> vom 20.05.2023. – Was »es« und »wirklich« in diesem Kontext zu bedeuten haben, ist dabei per Definition unklar, weil diese Sehnsucht nur auf Basis der Annahme einer allumfassenden historischen Wahrheit funktioniert, die es natürlich aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive nicht gibt. Aus demselben Grund tauchen Begrifflichkeiten wie »Realismus«, »Authentizität« oder »Korrektheit« in diesen Diskussionen unter Spieler:innen und in der Presse oft auch synonym auf.
- 22 Vgl. z.B. Kerschbaumer, Florian/Winnerling, Tobias: »Postmoderne Visionen des Vormodernen. Des 19. Jahrhunderts geisterhaftes Echo«, in: *Die., Frühe Neuzeit im Videospiel. Geschichtswissenschaftliche Perspektiven*, Bielefeld: transcript Verlag 2014, S. 11–24, hier S. 17f., <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839425480.11>; E. Pfister: *Wie es wirklich war*; K. Alvestad/R. Houghton: *Introduction*, S. 3ff.
- 23 F. Kerschbaumer/T. Winnerling: *Postmoderne Visionen*, S. 14.
- 24 Vgl. Inderst, Rudolf: »Digitale Spiele im Spannungsfeld Mediävalismus: die kontroverse Debatte rund um das Mittelalter-Rollenspiel Kingdom Come: Deliverance als Fallbeispiel«, in: *language at play* (13.08.2020), <https://languageatplay.de/2020/08/13/paper-digitale-spiele-im-spannungsfeld-mediaevalismus-die-kontroverse-debatte-rund-um-das-mittelalter-rollenspiel-kingdom-come-deliverance-als-fallbeispiel/> vom 20.05.2023, S. 6f.

Das vermutlich prominenteste Beispiel für diese Wechselwirkung lieferte in den letzten Jahren das Rollenspiel *Kingdom Come: Deliverance*²⁵ und sein Entwickler:innen-Studio Warhorse Studios. Die Handlung des 2018 erschienenen *Kingdom Come: Deliverance* spielt im Böhmen des frühen 15. Jahrhunderts und folgt den Abenteuern des Schmiedesohns Heinrich, dessen Dorf von König Sigismund im Kontext des Thronstreits zwischen Sigismund und seinem Bruder Wenzel zerstört wird. Im Zuge einer erfolgreichen Kickstarter-Kampagne²⁶ zur Finanzierung des Spiels warb Warhorse Studios, abgesehen von genretypischen Schlagworten wie spielerischer Freiheit, ganz entschieden mit dem Versprechen, das 15. Jahrhundert so *realistisch* wie möglich darzustellen. Warhorse versprach Spieler:innen etwa, durch das Spiel »a trip through the Middle Ages«²⁷ unternehmen zu können. Beim angekündigten Kampfsystem wurde dieses Versprechen des Geschichtstourismus sogar noch konkreter formuliert: »A revolutionary combat system [...], the only one of its kind to offer a rich, authentic [...] experience. Based on actual 15th century fighting techniques and designed in cooperation with medieval martial arts experts.«²⁸ Warhorse versprach hier also ein auf mehreren Argumenten fußendes einzigartiges Kampfsystem, das diesen Status nicht (nur) aufgrund technischer Innovation für sich beanspruchen könne, sondern weil es (1) besonders authentisch sei, (2) gemeinsam mit Expert:innen für (Schwert-)Kampf entwickelt worden ist und (3) auf *echten* Techniken und Quellen des 15. Jahrhunderts beruhe. Diese Art von Versprechen war und ist typisch für Warhorse Studios und *Kingdom Come: Deliverance* und ist ein Grund dafür, warum beide spätestens seit 2018 in der Kritik standen.²⁹ Jenseits dieser speziellen Debatte ist an *Kingdom Come:*

-
- 25 Warhorse Studios: *Kingdom Come: Deliverance*, Warhorse Studios/Deep Silver, System: PC 2018.
- 26 Vgl. <https://web.archive.org/web/20220326101731/https://www.kickstarter.com/projects/1294225970/kingdom-come-deliverance> vom 20.05.2023.
- 27 <http://web.archive.org/web/20190110153320/https://www.kickstarter.com/projects/1294225970/kingdom-come-deliverance/description> vom 20.05.2023.
- 28 Ebd. In leicht abgewandelter Formulierung findet sich diese Beschreibung bis heute auch auf der offiziellen Website des Spiels. Vgl. Warhorse Studios: *Kingdom Come: Deliverance* (Website), <https://web.archive.org/web/20220326104139/https://www.kingdomcomerpg.com/en/game-features/combat-mechanics> vom 20.05.2023.
- 29 Damals kam es besonders im deutschsprachigen Raum zu einer ausführlichen Debatte über die mindestens rechtsoffenen Ansichten des Chefentwicklers des Spiels sowie über das reaktionäre Mittelalteralterbild von *Kingdom Come: Deliverance*. Überblicksweise dazu siehe z.B. R. Inderst: Spannungsfeld Mediävализmus sowie Pfister: *Digital Games*, S. 60ff.

Deliverance sehr deutlich nachvollziehbar, wie Studios versuchen, Marken um historische Authentizität herum aufzubauen. Warhorse Studios stellte dabei einen verhältnismäßig extremen Fall dar, bei dem zum Beispiel die hauseigene Historikerin das Spiel kurz vor dessen Veröffentlichung in einem Interview als »interactive museum«³⁰ bezeichnete. Das Vorgehen, (vermeintliche) Authentizität und Selbstauthentifizierung etwa über den Verweis auf Expert:innen zu schaffen, ist innerhalb der Branche nicht ungewöhnlich. Das kommt dem Einfordern einer bestimmten Lesehaltung (entgegen einer »naiven« Lesehaltung) aus der mediävistischen Germanistik nahe.³¹ Gerade historisierende Spiele werden häufig in deren Marketing als Zeitmaschinen und als eine Form von Eskapismus und Tourismus inszeniert. Spieler:innen werden dazu animiert, Fotos zu machen, sie mit Freund:innen in den sozialen Medien zu teilen und auch darüber hinaus das Erlebnis *Spiel* als eine Art Erlebnisreise zu begreifen. Mit anderen Worten: Spielefirmen versprechen eine Form von Geschichtstourismus.

#LiveAViking: Assassin's Creeds Versprechen vom Geschichtstourismus

Wie bereits angedeutet, lässt sich die historische Authentizität digitaler Spiele eng mit dem Tourismus oder zumindest der Tourismusforschung verknüpfen. Digitale Spiele versprechen häufig einen virtuellen Geschichtstourismus. Diese Logik findet sich auch bei *AC:V*, neben einer oft satirischen Auseinandersetzung mit dem popkulturellen Bild des Wikingers. So beziehen sich die Lederjacken mit Pelzkragen der Wikinger:innen weniger auf reale historische Funde, sondern sie erinnern eher an Serien wie »Sons of Anarchy«,³² und insofern an gängige Bilder von Motorradgangs und die damit verbundenen popkulturellen Tropen. Diese Inszenierung baut auf weiteren ästhetischen und er-

30 Webster, Andrew: Kingdom Come: Deliverance is an RPG that trades fantasy for historical accuracy (02.02.2018), <https://web.archive.org/web/20220326110017/https://www.theverge.com/2018/2/2/16964080/kingdom-come-deliverance-history-rpg-ps4-xbox-pc> vom 20.05.2023.

31 Vgl. Nieser, Florian: Immersion, Virtualität und Affizierung in mittelalterlicher Literatur und digitalem Spiel. *Paidia* (26.11.2021), <https://www.paidia.de/immersion-virtualitaet-und-affizierung-in-mittelalterlicher-literatur-und-digitalem-spiel/> vom 20.05.2023.

32 »Sons of Anarchy« (USA: 2008–2014, R: Kurt Sutter).

zählerischen Sehgewohnheiten auf. Die Wikinger:innen sind unter anderem im Gesicht und am Kopf tätowiert, tragen Frisuren der Punkkultur oder Undercut-Frisuren und haben einen Hang zu übermäßigem Alkoholkonsum. Flyting-Duelle, die wie Rap-Battles inszeniert werden, zeigen spielmechanisch eine Andersartigkeit gegenüber den christlich gezeigten *Sachsen*. Das Othing der Wikinger:innen ihren christlichen (englischen) Feinden gegenüber rechtfertigt eine exzessive Gewalt, die inszenatorisch und narrativ in voller Brutalität auserzählt wird. So trifft zum Beispiel die Hauptfigur des Spiels, Eivor, im Zuge einer Quest³³ einen Krieger, der eine Axt im Kopf stecken hat und nicht weiß, warum ihm sein Kopf schmerzt. Solche Episoden sind besonders plakativ und wurden dementsprechend von der Presse exemplarisch für die Absurditäten des Spiels hervorgehoben.³⁴ Die Wikinger:innen vermeiden Körperhygiene und wechseln Brandschatzen mit Feiern ab. Dass Odin auch ein Symbol im Rechtsextremismus ist, ist hier (wahrscheinlich) zwar nur Zufall, zeugt aber von einer Männlichkeitsdarstellung, die überholt scheint.

Mit Drachenbooten segeln die Wikinger:innen in den Sonnenuntergang zu anderen Siedlungen und singen, während sie wie im Abenteuerurlaub durch die Natur gleiten. Obwohl niemand weiß, wie sich die Vergangenheit anfühlt, scheint es so, dass *AC:V* – ebenso wie die anderen Titel der Serie – dieses Gefühl vermeintlicher Authentizität hervorrufen wollen bzw. sie inszenieren sich auf diese Weise.

Die Marketingkampagne *#LikeAViking* schließt an diesen Gedanken an. Einige offizielle Werbeclips der deutschen Werbekampagne ermuntern mit Hilfe von Influencer:innen unter anderem dazu, wie ein Wikinger zu leben, sich untereinander zu messen, zu schleichen oder sich zu verkleiden. Insgesamt versucht die Kampagne per Hashtag den Eindruck zu erwecken, dass andere, die nicht *AC:V* spielen, durch das suggerierte erlernte Wikingerdasein beeindruckt werden können.³⁵ Die Werbekampagne breitet die Mischung aus Satire, Authentizität und der Aufforderung, alles *#LikeAViking* zu ma-

33 Im Kontext digitaler Spiele versteht man unter Quests im Allgemeinen einzelne oder aufeinanderfolgende Aufgaben, durch die die Handlung eines Spiels erzählt wird.

34 Vgl. Grimm, Rae: Assassin's Creed Valhalla im Test: Schmerzhaft wie eine Axt im Kopf (09.11.2020), <https://www.gamepro.de/artikel/assassins-creed-valhalla-im-test,3363763.html> vom 20.05.2023.

35 Vgl. UbisoftDE | UbisoftTV: #impresslikeaviking, <https://web.archive.org/web/20220927113255/https://www.youtube.com/c/UbisoftDEUbisoftTV/search> vom 20.05.2023.

chen, treffend aus. In der dreiteiligen Videoserie *Unleash Your Inner Viking*³⁶ lernen Teilnehmer:innen eines Selbstfindungsworkshops bei Heavy-Metal-Musik von Guru Mace Kilmore, gespielt vom Schauspieler und Comedian Brett Gelman,³⁷ wie es ist, ein »echter Wikinger« zu sein. In »17 Schritten nach Valhalla« verspricht er: »When you leave here, you'll leave as Vikings.«³⁸ *AC:V* soll der Schlüssel sein, die:den innere:n Wikinger:in zu entfesseln. Die Teilnehmer:innen sollen selbst zurückschlagen und zur namensgebenden Figur Eivor werden. Als Wikinger:in »zerstückelt« man die Truppen Englands mit dem »brutalen Kampfsystem«. ³⁹ Die Machtfantasie lädt dazu ein, »full Viking« zu sein, dabei seien Spieler:innen als Wikinger:innen »edel« und deren Antagonist, der historische Alfred der Große, sei im Spiel der tatsächlich grausame Herrscher.⁴⁰

Während im ersten Kapitel der Werbevideos noch von Wikinger:innen im geschlechtslosen (englischen) Plural gesprochen und eine weibliche Eivor gezeigt wird, schwenkt ab dem zweiten Kapitel der Werbevideos das Geschlecht um: »And his name is Eivor.«⁴¹ An dieser Stelle wechselt auch die Perspektive der Figur, die vom Guru ausgebildet wird. Im ersten Video ist es eine Frau, während im zweiten Video ein Mann die Steuerung von Eivor übernimmt. Somit wird das Gender im Spiel dem Geschlecht des spielenden Menschen angeglichen. Dies verstärkt wiederum die heteronormative Perspektive, die im Marketing von *AC:V* eingenommen wurde. »And welcome to Step 7: Look good

36 IGN: Chapter 1 (13.10.2020), <https://youtu.be/82XaeWRzPDU> vom 20.05.2023, Assassin's Creed Series: *Be A Viking* – Chapter 2 (08.11.2020), <https://www.youtube.com/watch?v=rCw89FwHVrk> vom 20.05.2023 und PlayStation Universe: *Be A Viking* – Chapter 3 (13.10.2020), https://www.youtube.com/watch?v=MgKl8CAHx_o vom 20.05.2023.

37 Abermals wird hier sehr bewusst die Zielgruppe der Millenials angesprochen. Brett Gelman wurde in den letzten Jahren durch die Serie »Stranger Things«, die eine Hommage an die 1980er Jahre und an Horrorfilme ist, sehr bekannt. Zur Zielgruppe vgl. Garcia, Patricia: *Stranger Things* Is the Show for Nostalgia-Loving Millennials Who Don't Want Another Reboot (15.07.2016), <https://www.vogue.com/article/stranger-things-tv-show-review> vom 20.05.2023 sowie für die Daten des Industrieverbands der Digitalen Spiele in Deutschland Wille, Markus: Im Durchschnitt sind Spielerinnen und Spieler über 37 Jahre alt, <https://www.game.de/marktdaten/im-durchschnitt-sind-spielerinnen-und-spieler-ueber-37-jahre-alt-2/> vom 20.05.2023.

38 IGN: Chapter 1, <https://youtu.be/82XaeWRzPDU?t=78> TC 00:01:18 vom 20.05.2023.

39 Vgl. ebd., <https://youtu.be/82XaeWRzPDU?t=211> TC 00:03:33 vom 20.05.2023.

40 Vgl. Assassin's Creed Series: Chapter 2, <https://youtu.be/rCw89FwHVrk?t=58> TC: 00:00:58 vom 20.05.2023.

41 Ebd., <https://youtu.be/rCw89FwHVrk?t=138> TC 00:02:18 vom 20.05.2023.

kill good. You can choose your own gender and try on all kinds of armor and hair styles. You can even get a tattoo!»⁴² Direkt im Anschluss an diese Einführung wird vom männlichen Spieler im Video euphorisch hervorgehoben, dass ein Tattoo »sick«,⁴³ d.h. bemerkenswert im positiven Sinn, sei. Das Spiel lässt nur die Wahl zwischen männlich und weiblich zu. Es erscheint auffällig, dass bei der Genderwahl automatisch das dem fiktiven männlichen Spieler nachempfundene männliche Geschlecht als erste Möglichkeit eingestellt ist. Materialität und Äußeres werden hier deutlich betont und Mace Kilmore bestätigt, dass erst durch das äußerliche Verändern die:der innere Wikinger:in erwache.⁴⁴

In der nächsten Szene des Werbevideos werden eindeutige Weiblichkeitszuschreibungen wiedergegeben: Eine selbstständig tätige Frau, die in einer Art Pyramidensystem Kosmetikprodukte über soziale Medien verkauft, bezeichnet die regionale Leiterin ihres Geschäftsmodells als ihren »persönlichen Alfred«,⁴⁵ ihre Nemesis. Damit werden misogyne Zuschreibungen suggeriert, denen zufolge sich Frauen prinzipiell eher anfeinden; so wird die Animosität der beiden Frauen kommentarlos gezeigt. In den darauffolgenden Szenen tötet die Probandin nun mit aggressiven Kommentaren stellvertretend für ihre Chefin englische Feinde, während die anderen Testpersonen leicht konsterniert zusehen – nur Guru Kilmore feiert und lässt die Probandin danach auch ihre Chefin am Telefon beschimpfen.

Im dritten Kapitel der Videoserie zu *AC:V* wird – satirisch – das eigene Dasein vor dem Workshop rituell geopfert: Die Teilnehmer:innen dieses Wikingerworkshops verbrennen Puppen, die sie selbst darstellen sollen. Neben Mace Kilmore taucht stets ein anderer Wikinger auf, der bislang nur im Hintergrund zu sehen war. In diesem Video verkörpert dieser Wikinger nun förmlich toxische Männlichkeit, da er in der ersten Minute alle mit Knallkörpern verjagt, nur um dann in das rituelle Feuer zu urinieren, was wiederum von Kilmore fast monoton kommentiert wird: »That was special.« Kurz danach erscheint das Spiellogo genau über Kilmore.⁴⁶ In diesen Szenen fällt noch einmal

42 Ebd., <https://youtu.be/rCw89FwHVRk?t=186> TC 00:03:06 vom 20.05.2023.

43 Ebd., <https://youtu.be/rCw89FwHVRk?t=198> TC 00:03:19 vom 20.05.2023.

44 Vgl. ebd.

45 Ebd., <https://youtu.be/rCw89FwHVRk?t=230> TC 00:03:50 vom 20.05.2023.

46 Vgl. PlayStation Universe: Chapter 3, https://youtu.be/MgKl8CAHx_o vom 20.05.2023.

deutlich auf, wie sehr Wikinger:innen über Rohheit und auch Materialität definiert werden. Sie tragen Fell um die Schultern, Lagerfeuer sind angefacht, sie wohnen in weißen Zelten und die Männer tragen ungepflegte Bärte. Ein skeptischer Teilnehmer hinterfragt die Aufmachung, indem er zu dieser wilden Mischung aus Überfällen und brutalem Kampfsystem zudem Jetpacks (Raketenrucksäcke) vorschlägt. Hier offenbart die Marketingabteilung wieder, was sie den Spieler:innen augenzwinkernd mitteilen will – nämlich die historische Authentizität ihres Spiels: »[...] [T]hey didn't have jet packs in the Dark Ages.«⁴⁷ Es handelt sich dabei um den Medievalism eines düsteren Mittelalters, das durch mit Brutalität verknüpfte archaische Männlichkeitskonstruktionen sowie durch mangelnde Körperhygiene gekennzeichnet ist. Passend zu diesem vermeintlich authentischen, grotesken und irrationalen Mittelalter wird vorgeschlagen, dass Wikinger:innen Halluzinogene im Spiel einnehmen, um Asgard und mythische Gestalten zu besuchen.⁴⁸

Bei der Vorstellung der Söldner:innen, die man anderen Spieler:innen als Hilfe anbieten kann, steht die Rüstung der Figuren wieder im Mittelpunkt: »These boots are pretty cute – [laugh] Totally!«⁴⁹ Ebenso wird am Ende des Videos der Fokus darauf gelegt, dass in *AC:V* auch Gebäude aufgebaut werden können: ein Langhaus, ein Haus eines Grobschmieds oder ein Tattoo-Studio.⁵⁰ Die Siedlung der Wikinger:innen verhilft ihnen, über sich selbst hinauszuwachsen. Genau dieses Erschaffen von Materialität führt dazu, dass der Spieler im Video einsieht, dass der Selbstfindungskurs recht hat: Ein:e Wikinger:in zu sein, ist das einzig Richtige. Trotzdem wird er verraten und vom Guru sowie von der mittlerweile eingeschworenen Gruppe verbannt, denn echte Wikinger:innen zweifeln nicht.⁵¹

Materialität im Spiel und das Betonen des »dunklen Mittelalters« vermitteln somit trotz Satire ein subjektives Authentizitätsgefühl. Gerade in den ruhigeren Momenten zeigt die Kampagne das Gender- und Geschichtsbild, das *AC:V* mitträgt. Das eigene Leben frei gestalten, Brandschatzen und Wetttrinken gehören dazu. Als Wikinger:in kämpft man gegen die mächtige, reiche Kirche und möchte frei sein.

47 Ebd., https://youtu.be/MgKl8CAHx_o?t=99 TC 00:01:39 vom 20.05.2023.

48 Vgl. ebd., https://youtu.be/MgKl8CAHx_o?t=210 TC 00:03:30 vom 20.05.2023.

49 Ebd., https://youtu.be/MgKl8CAHx_o?t=242 TC 00:04:02 vom 20.05.2023.

50 Vgl. ebd., https://youtu.be/MgKl8CAHx_o?t=268 TC 00:04:28 vom 20.05.2023.

51 Vgl. ebd., https://youtu.be/MgKl8CAHx_o?t=303 TC 00:05:03 vom 20.05.2023.

Narrative und spielmechanische Techniken von Genderkonstruktionen entlang des Gegensatzes Wikinger:innen und Christentum

An diese in der Werbekampagne meist stark audiovisuell dominierte Konstruktion von Authentizität schließen narrative und spielmechanische Techniken an, die diese Konstruktion erweitern und dabei unter anderem Sehgewohnheiten und Erzählmuster aus anderen historisierenden Medien übersetzen. Hier greift Ubisoft den Ton auf, der bereits mit der Marketingkampagne *#LikeAViking* gesetzt worden ist: Das Wikingerleben wird zu einem Abenteuermotiv und im Zuge dessen werden Sehgewohnheiten wie Requisiten angeordnet, um gängige Authentizitätskonstruktionen zu bedienen. Anschließend an den eingangs erwähnten Gedanken der »Crusading Icons«⁵² kann man, konkret am Beispiel von *AC:V*, eine Reihe von Versatzstücken hervorheben, die auf konkreter wie abstrakter Ebene und sowohl durch Marketing als auch Design, Spielwelt, Mechaniken und Handlung zur Konstruktion von Authentizität sowie zum Wikingermythos des Spiels beitragen.

Diese Authentizitätskonstruktion wird zudem auf ikonografischer Ebene entschieden von Sehgewohnheiten geprägt. Vergleichbar mit »Kreuzzügen« sind »Wikinger« als abstrakter popkultureller Themenkomplex längst in ihrer Rezeption so weit verzerrt, dass es wenig Sinn macht, nach dem Stand der geschichtswissenschaftlichen Forschung zur referenzierten Zeit zu fragen. Ähnlich wie Elliott und Horswell es für die Kreuzzüge, auch in digitalen Spielen, beobachten, sind »Wikinger« oder – um hier begrifflich eine Abgrenzung zu den diesbezüglichen realhistorischen Phänomenen zu ziehen – die Normanenfeldzüge »a ›portable‹ past in the twenty-first century; versatile shorthand for a range of contemporary purposes.«⁵³ Analog zu den »Crusader Icons« führen wir »Viking Icons« ein: Sie sind ein Symbol, das in einer Anordnung und Neuordnung⁵⁴ seiner unterschiedlichen Elemente immer wieder gängige Imaginationen des (Früh-)Mittelalters referenziert und dadurch sowohl historische Authentizität als auch damit verbundene Mythen naturalisiert.

Dabei ist mit Blick auf einen der Ankerpunkte der von Ubisoft mittels *AC:V* kreierten Authentizitätskonstruktion ein Gegensatz zwischen Christ:innen und Wikinger:innen zu bemerken: Wie bereits entlang des Marketings

52 A.B.R. Elliott/M. Horswell: *Crusading Icons*, S. 137.

53 Ebd., S. 140.

54 Vgl. ebd., S. 144ff.

skizziert greift Ubisoft beim Design der Wikinger:innen von *AC:V* visuell sehr stark auf eine Ästhetik zurück, wie sie schon unter anderem die Serie »Vikings« (2013–2020) popkulturell etabliert hat. Das Design der »Sachsen« dagegen steht im direkten Gegensatz dazu. Die auftretenden Wikinger:innen sind fast alle in auffällige Felle gekleidet, führen gut sichtbare Nahkampfwaffen wie Äxte bei sich, sind tätowiert und tragen wiederholt – Männer wie Frauen – aufwendig geflochtene Frisuren und Bärte bzw. sie kombinieren diese Elemente etwa mit Sidecuts, durch die man Tätowierungen am Kopf sehen kann. Dabei erhebt *AC:V* diese Designentscheidungen zur Spielmechanik: Spieler:innen können zum Beispiel bei ihren Erkundungen der Spielwelt Tätowierungsdesigns oder Haarschnitte sammeln, um Eivors Aussehen nach ihren eigenen Wünschen zu gestalten. Das Spiel verknüpft also auch direkt die Abenteuer der Hauptfigur auf narrativer Ebene mit der Abenteuerästhetik der Wikinger:innen, die wiederum ihrerseits eng an einem Lederjacken- und Bikerdesign angelehnt ist, wie es Ubisofts Publikum bereits aus Serien und Filmen kennt, womit wiederum Sehgewohnheiten verbunden werden.⁵⁵

Signifikant ist vor allem der Kontrast zwischen Abenteuer und Restriktion, den *AC:V* sowohl innerhalb der Marketingkampagne als auch im Spiel selbst herstellt: Während das Spiel für die darin vorkommenden Wikinger:innen, wie schon im Marketing, ein klares Abenteuermotiv bedient, wird hinsichtlich der Christ:innen immer wieder ein starkes Restriktionsmotiv betont. Dieses Motiv eines einengenden, geradezu totalitären Christentums ist typisch (nicht nur, aber auch) für digitale Spiele im Allgemeinen⁵⁶ und greift im Kern Narrative

55 Diese Ähnlichkeit z.B. zu »Vikings« (CAN/IRL 2013–2020, R: Michael Hirst) ist – trotz eines fehlenden Statements von Ubisoft dafür oder dagegen – wohl auch bewusst intendiert, doch selbst wenn nicht, so ist gerade die Ästhetik von Spieler:innen und Presse dennoch wiederholt so aufgefasst worden. Siehe beispielhaft Wobker, Nele: Assassin's Creed Valhalla: Warum Eivor der bessere Ragnar Lodbrok ist (27.07.2021), <https://www.gamepro.de/artikel/assassins-creed-valhalla-warum-eivor-der-bessere-ragnar-lodbrok-ist,3371383.html> vom 20.05.2023 oder Halley, Dmitry: Wer sich auf Assassin's Creed Valhalla freut, sollte unbedingt The Last Kingdom schauen (04.05.2020), <https://www.gamestar.de/artikel/assassins-creed-valhalla-und-the-last-kingdom,3357344.html> vom 20.05.2023.

56 Zum Kirchenbild in Spielen im Allgemeinen siehe auch Boch, Lukas/Falke, Anna Klara/Püttmann, Yvonne et al. (Hg.): Von bierbrauenden Mönchen und kriegerischen Nonnen: Klöster und Klerus in analogen und digitalen Spielen, Stuttgart: Kohlhammer 2023.

des düsteren Mittelalters als eine Zeit kirchlicher Dominanz und Kontrolle im Gegensatz zur aufgeklärten Moderne auf.

Diese Beobachtung zeigt sich deutlich an der Inszenierung der auftretenden Christ:innen: Ihre Kleidung ist meist in schlichten, monochromen Farben gehalten und es kommen kaum besondere Schnitte, Farben, Schmuck oder Frisuren vor. Stattdessen scheint das Spiel eine Einfachheit und Einheitlichkeit zu betonen, die im direkten Gegensatz zur auffälligen Individualität der Wikinger:innen⁵⁷ steht. Am deutlichsten lässt sich das wiederum an den Geschlechterbildern des Spiels zeigen: Während seitens der Wikinger:innen zum Beispiel mehrere prominente Frauenfiguren in Machtpositionen vorkommen, die als reguläre, legitime Herrscherinnen dargestellt werden, sind vergleichbare Frauenfiguren auf christlicher Seite nicht nur seltener, sondern sind zudem in der Regel Antagonistinnen. Ein prominentes Beispiel hierfür ist Lady Eadwyn, die Witwe des Aldermanns Theoric, die nach dem Tod ihres Mannes seine Nachfolge in Oxenafordscir antritt. Sie wird sehr schnell zur Feindin der Held:innen, die daraufhin ihre Festung belagern und sie am Ende je nach Spieler:innen-Entscheidung verbannen oder töten. Eadwyn ist dabei eine der wenigen christlichen Frauenfiguren, die eigenmächtig handelt und sie weicht auch optisch von den meisten anderen Christinnen ab: Sie trägt ihr Haar offen mit einem Seitenscheitel, ihre Augen sind dunkel, wie zur Kriegsbemalung geschminkt und sie trägt einen Waffenrock in Dunkelrot und Weiß gemeinsam mit einem goldenen Diadem. Mit alledem hebt sie sich von anderen, nur in Relation zu ihren Männern auftretenden, Christinnen ab, die in dunklen Farben, schlichten Kleidern, ungeschminkt und mit zusammengebundenem Haar gezeigt werden.

Unter diesem Blickwinkel ist zudem Männlichkeit als Negativ zu derlei Formen der Konstruktion von Weiblichkeit wichtig, weil hier einige Versatzstücke von *Valhallas* Wikingermythos auch auf abstrakter Ebene als Symbole zerlegt und neu angeordnet werden. Somit wird ersichtlich, dass historische Authentizität bei digitalen Spielen nicht rein an audiovisuelle Elemente gekoppelt ist. Denn AC:V diskutiert seine Unterschiede zwischen

57 Diese Tendenz spiegelt auch ideologisch, dass Eivor in der Rahmenhandlung der Spielreihe zu den Assassinen gehört, die – im Gegensatz zu den Templern als ihren Gegenspieler:innen – stets Freiheit und Individualität verkörpern. Aus dieser Logik heraus werden Spieler:innen immer wieder ermutigt, Anpassungen z.B. an Eivor vorzunehmen, was wiederum zur Betonung dieser Individualität auf einer materiellen Ebene beiträgt.

Wikinger:innen und Christ:innen in weiten Teilen entlang von Männlichkeit. Nicht nur sind die Wikinger:innen schon dadurch, dass die Geschichte aus der Perspektive des:der Wikinger:in Eivor⁵⁸ erzählt wird, in der Rolle der Held:innen der Geschichte, sie sind auch diejenigen, anhand derer der Abenteuermythos definiert wird, der sich bereits im Marketing findet und der für die Spielmechaniken zentral ist. Die auftretenden Wikinger:innen zeichnen sich primär durch Eigenschaften wie Brutalität in Form von roher Gewalt und Freiheit aus, was beispielsweise Figuren wie Ivarr zum Teil selbst gegenüber Eivor aussprechen. Sie reisen, erkunden, plündern, morden und sind moralisch ungebunden, besonders im Vergleich zu den scheinbar »zartbesaiteten« Christ:innen, die immer wieder auf Friedfertigkeit und Moral pochen. Diese Dynamik, aber auch ihre Verknüpfung mit Männlichkeit wird besonders bei der Questreihe⁵⁹ in East Anglia deutlich: Hier trifft Eivor auf den designierten König Oswald, der allerdings noch nicht durch den von den Wikingern eingesetzten Verwalter gekrönt wurde, weil er als schwach und dadurch als König ungeeignet gilt. Oswalds Schwäche, so erfahren die Spieler:innen schnell, besteht in erster Linie darin, dass er kein Krieger ist und es unter anderem deshalb nicht schafft, die Familie seiner Braut, der Wikingerin Valdis, zu beeindrucken und sich gegen einen feindlichen Clan und dessen Anführer durchzusetzen. Eivor betätigt sich deshalb im Folgenden als Königsmacher:in und trainiert Oswald, indem er:sie ihm mit einem Raubzug das Plündern und Kämpfen beibringt. Darauf aufbauend kann sich Oswald im weiteren Verlauf der Handlung nach und nach selbst als Krieger behaupten und auch die Brüder seiner zukünftigen Frau, die selbst eine erfahrene Kriegerin ist, beeindrucken und als treue Verbündete gewinnen. Am Ende schafft es Oswald, den feindlichen Clan und dessen Anführer Rued zu besiegen. Rued ist Valdis' Ex-Mann⁶⁰ und verkörpert einen brutalen Krieger, wodurch er sowohl

58 Spieler:innen haben zu Beginn des Spiels die Wahl, ob sie Eivor als Mann oder Frau spielen wollen. Es gibt zudem eine dritte Option, bei der suggeriert wird, dass das Spiel das Geschlecht für die Spieler:innen entscheidet, und bei der Eivors Geschlecht im Spielverlauf z.T. wechselt.

59 Eine Questreihe ist in digitalen Spielen eine Reihe an Missionen oder Aufgaben, die nacheinander von den Spieler:innen erfüllt wird. Hier ist im Speziellen eine Reihe an Aufgaben/Missionen in East Anglia gemeint, in diesem Gebiet ist ein Teil des Spiels angesetzt.

60 Hierzu sei erwähnt, dass Valdis' Verhältnis zu Rued im Zuge der Quests keine nennenswerte Rolle spielt. Valdis hat sich von Rued getrennt, er erhebt aber immer noch Anspruch auf sie, genauso wie Oswald als ihr neuer Verlobter, woraufhin beide Männer in

als Oswalds Konkurrent als auch als sein Gegenstück inszeniert wird. Oswald gelingt es also doch noch, gekrönt zu werden, eine Frau zu heiraten, deren Familie zu beeindrucken und damit den Frieden in East Anglia wiederherzustellen, indem er sich vom scheinbar verweichelichten Jungen zum Mann weiterentwickelt, der die Ansprüche eines starken, kriegerischen Anführers der Wikinger, stellvertretend symbolisiert durch die Brüder seiner Frau, erfüllt.

AC:V inszeniert auch hier Gewalt und Plünderungen als vollkommen natürlichen, unveränderlichen Teil des Lebens als Wikinger:in bzw. sogar als Voraussetzung für ein glückliches Leben der Wikinger:innen insgesamt. Das Spiel eröffnet darüber hinaus keinerlei moralische Fragen oder Konsequenzen wie etwa verärgerte kirchliche Würdenträger oder einzelne Krieger:innen mit Gewissensbissen. Gewalt und Freiheit des Wikinger:innenlebens sind unabänderlich miteinander verknüpft und wo sich Christ:innen mit lästigen Fragen von Zurückhaltung und Moral aufhalten, sind *Valhallas* Wikinger:innen völlig ungebunden. Die Welt liegt ihnen schlicht so zu Füßen, wie die Spielwelt den Spieler:innen.

Fazit

Die eingangs aufgestellten Thesen sollen abschließend in eine knappe Synthese überführt werden: Erstens zeigt sich, dass historische Authentizität ein *Gefühl* von Geschichte ist; zweitens wird historische Authentizität bei digitalen Spielen nicht nur im Spiel selbst, sondern auch durch das Marketing (mit-)konstruiert. Zudem lässt sich, drittens, im Fall von AC:V eine klare Verbindung aus Authentizität, Wikingermythos und Männlichkeit beobachten.

Wie gezeitigt wurde, baut die erste These primär auf dem aktuellen Forschungsstand zu historischer Authentizität und Medievalisms auf. Historische Authentizität digitaler Spiele muss nichts oder nur sehr wenig mit einer historischen Epoche, hier dem Frühmittelalter, zu tun haben. Vielmehr geht es darum, dass sich das von einem Spiel konstruierte Mittelalterbild für Spieler:innen als *echt* oder *realistisch anfühlen* soll. Materielle Artefakte helfen dabei, diese Illusionen aufrechtzuerhalten, indem sie Sehgewohnheiten auf Basis

Konkurrenz zueinander diesen Konflikt auflösen müssen. Über Valdis' Position dabei erfahren Spieler:innen nur, dass Valdis Rued verlassen hat und nicht zu ihm zurückwill, was auch der Grund ist, warum ihre Brüder nicht Rued, sondern Oswald unterstützen.

von Medievalisms referenzieren und reproduzieren. Die durch Materialität und Genderdarstellungen erzeugte Authentizität stellt die Empfindung bei den Spieler:innen her, dass es sich um »ein mögliches Mittelalter« handeln kann – was der performative Charakter der digitalen Spiele zudem weiter hervorhebt.

Ebendiese Erwartungshaltungen werden, so die zweite These, schon im Marketing gesetzt. Marketingabteilungen nutzen im Vorhinein gezielte Werbekampagnen, um ein Spiel als authentisch zu inszenieren. Im Fall von *AC:V* kann man beobachten, wie diese Inszenierung sogar mit einer satirischen Verdrehung funktionieren kann: Die Kampagne *#LikeAViking* spielte gezielt mit aggressiven und – je nach Publikum – übertriebenen Männlichkeitsidealen und einer Ästhetik, die an TV-Serien wie »Vikings« oder »Sons of Anarchy« erinnert, um so auf bekannte Freiheits-, Männlichkeits- und Wikingermythen Bezug zu nehmen.

Diese Mythen – und damit gelangen wir zur dritten These – sind ebenfalls im Spiel selbst anzutreffen. *AC:V* schafft einen grundlegenden Gegensatz zwischen Wikinger:innen und katholischer Kirche. Die Freiheit des Wikingermythos, wie bereits im Marketing thematisiert, trifft auf ein stark restriktives Christentum, das sich ebenso auf der Ebene der Geschlechterbilder wiederfindet. Dem Wikingertum, das durch Aggression und Gewalt, aber auch durch eine Bildsprache mittels Fellen und Leder Individualität und Freiheit verspricht, steht das Christentum entgegen, das nicht nur, aber ganz besonders, Frauenfiguren einschränkt. Häufig mit Männlichkeit assoziierte Attribute werden indirekt zum Ideal erhoben.

Männlichkeitsideale stehen somit im Zentrum von Spiel und Marketing. Dementsprechend passend ist es, wie das Genre im Wikinger:innen-Crashkurs der Marketingkampagne vorgestellt wird: Der Wikinger:innen-Lehrmeister Mace Kilmore scheint der Inbegriff von Brutalität zu sein. Er vermittelt seinen Schützlingen, wie sie Aggression zum Ausdruck bringen und sich dadurch ganz individuell von den Zwängen der Regeln anderer lossagen können. Dieses Motiv zeigt sich an verschiedenen Stellen des Spiels. Historische Authentizität und in diesem Fall die Naturalisierung von männlichkeitsgetriebenen Wikingermythen dienen auch hier vor allem dazu, Männlichkeit in den Mittelpunkt einer historisierten Geschichte zu rücken. Es wird also nicht einfach nur Geschichte scheinbar spielbar gemacht. Spieler:innen spielen vor allem eines: Männergeschichte.

Autor:innen

Christina Antenhofer, Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, Professorin für Mittelalterliche Geschichte an der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Mike Bird, Dr, Senior Lecturer and Head of Initial Teacher Education at the Department of Education and Children's Services at the University of Chester (UK)

Vanessa Blaha, MA, Doktorandin am Fachbereich Erziehungswissenschaft an der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Aurelia Brandenburg, MA, Doktorandin im Forschungsprojekt *Confoederatio Ludens* an der Hochschule der Künste Bern (CH)

Birgit Bütow, Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, Professorin für Sozialpädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft an der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Daniel Deplazes, Dr., Postdoktorand am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich (CH)

Kerstin Droß-Krüpe, PD Dr.ⁱⁿ, Akademische Oberrätin a.Z. am Historischen Institut der Ruhr-Universität Bochum (D)

Peter Färberböck, Bakk. techn. MA, Senior Scientist am Institut für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Krems an der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Jona T. Garz, Dr., Postdoktorand am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich (CH)

Maria Heidegger, Dr.ⁱⁿ, Senior Scientist am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck (A)

Kevin Heiniger, Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Integration und Partizipation an der Hochschule für Soziale Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz (CH)

Ruth Isser, MA MA, Universitätsassistentin am Fachbereich Geschichte an der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Christoph Kühberger, Univ.-Prof. Dr., Professor für Geschichts- und Politikdidaktik an der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Ulrich Leitner, assoz. Prof. Dr., assoziierter Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft und Historische Bildungsforschung am Institut für Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck (A)

Klara Löffler, ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, außerordentliche Universitätsprofessorin am Institut für Europäische Ethnologie an der Universität Wien (A)

Sandra Neugärtner, Dr.ⁱⁿ, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kunstgeschichte an der Leuphana Universität Lüneburg (D)

Andreas Oberhofer, Dr., Historiker und Leiter des Stadtarchivs Bruneck (I)

Kordula Schnegg, Assoz.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, assoziierte Professorin am Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik der Universität Innsbruck (A)

Daryn Egan-Simon, Dr, Senior Lecturer at the Department of Education and Children's Services at the University of Chester (UK)

Sabine Stange, MA, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachgebiet Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur der Universität Kassel (D)

Daniela Steinberger, MA, Doktorandin am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Paris Lodron Universität Salzburg (A)

Katherine Anne Wilson, PhD, Associate Professor of Later Medieval European History at the University of Chester (UK)

Personenregister

A

Abdecker 242

Adelige:r 22, 78, 80–81, 84–85,
88–89, 91, 241

Ädil 312

Adoptiveltern 206

Adressat:in 99, 113, 148, 167–168, 205,
319

Aemilius *siehe* Paullus, Lucius
Aemilius

Aichinger, Johann 133, 135

Aimée von Darennes 81

Akteur:in 10, 15, 18, 22–23, 25, 58, 123,
156, 191–192, 217, 252, 254,
260–263, 265, 276, 288, 300

Albrecht IV. von Bayern-München,
Herzog 87

Albrecht VI. von Österreich,
Erzherzog 79–80

Albrecht von Scharfenberg 82

Alexander, Robin 42

Alexandratos, Jonathan 251

Alexius, Franziskanerbruder 138

Alkemeyer, Thomas 53

Alois Bachlechner 178

Alte Gerichtsdienlerin 171

Ältere Massefigur 243

Ältere Person 55, 153, 241

Althistoriker:innen 306

Amazone 107

Amazonenkönigin 104, 115

Ammianus Marcellinus 108

Amtmann 165, 173

Anbieter:in 54, 56, 58, 60, 63, 248

Andy 63–67

Anführer:in 104, 339–340

Angehörige:r 166

Anna Dinckhaußerin 182

Anna Jaufenthallerin 183

Anna Oberhueberin 180

Anna Öhlackhererin 185

Anna von der Pfalz 100

Anna von Schweidnitz, Kaiserin 22,
99–102, 109, 113–114

Anstaltslehrer:in 126

Anstaltsinsasse/-insassin 263,
272–273

Antenhofer, Christina 305, 307

Anton, Sohn von Joseph Pamer 173

Anton Jakob Salcher 169, 175

Antragssteller:in 166

Arbeiterklasse 131, 224

Arp, Hans 279–280, 283–284,
298–300

Arwynn 245

Arzt/Ärztin 136

AStA 150–151

Augustinus, Aurelius (von Hippo) 112

Augustus, Gaius Octavius / Iulius
102, 106, 108, 116

Aurelianus, Lucius Domitius 106

Auszubildende:r 25, 165, 186, 298

Autor:in 76, 86, 89, 91–92, 94, 310, 312,
319

B

Ball, Hugo 289–290, 300

Barbara Primusßin 171, 176

Bauarbeiter 140

Bäuerliche Bevölkerung 241

Beckett, Edward 44

Beckett, Thomas 45

Bereska, Dussia 291

Bettler:in 242

Bianca Margarete de Valois 100

Bildhauer 80, 312

Bilha, Mutter des Volkes Israel 104

Bird, Mike 20

Bittsteller:in 165, 168, 170–173, 188

Blaha, Vanessa 25

Boccaccio, Giovanni 87, 98

Bolko II. 101

Bois, Yve-Alain 282–283

Brandenburg, Aurelia 28

Brandt, Mandy 305

Brentano, Karl Friedrich, Aargauer
Landamtmann 263

Brunecker:in 171

Brutus, Marcus Iunius 315

Bub 180, 275

Buhr, Henrike 159

Bullinger, Heinrich 281

Burgfräulein 244

Bürger:in 165, 172, 175, 241, 312

Bürgerschaft 310, 314, 316

Burnham Raiders 245–246

Butler, Judith 27, 285–298, 292, 294,
299

Bütow, Birgit 25

C

Caecilius Secundus Minor, Gaius
Plinius 96

Caesar, Gaius Iulius 314–315

Caesar Augustus, Tiberius 110

Cahen, Marcel Eugène 299

Camilla 103, 115

Carmentis 103

Carter, Sarah Anne 36, 46

Cassius *siehe* Longinus, Gaius
Cassius 315

Catharina 171

Catharina Aichnerin gebohrne
Verlahnerin 180

Catharina Schöpferin,
Drechslerwitwe 172

Catharina Obermairin 185

Censor 313

Christ:in 336–340

Christus *siehe* Jesus Christus

Cicero, Marcus Tullius 22, 95–98,
108, 312

Cicero, Quintus Tullius 96

Cloelia 104

Cornelia 104

Crispus, Gaius Sallustius 96, 317, 319

Crochet, Claudetta 59

- Cunctator *siehe* Maximus Cunctator,
 Quintus Fabius
 Curio, Gaius 95
- D**
 Dada-Kreis 279, 284, 287–290, 301
 Dämon 245
 Dario da Vinci 245
 Debschitz, Wilhelm von 281
 Deplazes, Daniel 25
 Designer:innen 326–327
 Dichter 80, 83
 Dickens, Charles 36
 Dienstmann:frau 129, 135
 Dido 104
 Diodor *siehe* Diodorus Siculus
 Diodorus Siculus 114, 313
 Doesburg, Theo van 299
 Doktor *siehe* Herr Dockther 172
 Drache 244–245
 Droß-Krüpe, Kerstin 22
 Druide 245
 Drusilla, Livia 22, 102, 104, 115–116
- E**
 Ebeling, Knut 75
 Egan Simon, Daryn 20
 Ehefrau 102–104, 179, 205
 Ehemann 13, 101, 166, 168, 207
 Ehepartner 13, 101–104, 166, 168, 179,
 205, 207
 Ehtagang, Verena 159
 Elfe 245
 Einbringer:in 171
 Eivor, Wikinger:in 323, 332–333,
 337–339
 Eleonore von Schottland 87–88
 Elliott, Andrew B. R. 326, 336
- Elisabeth von Luxemburg-Böhmen
 100
 Elisabeth von Nassau-Saarbrücken
 82, 88
 Eltern 133, 135, 172, 175–178, 180–181,
 184–186, 189, 198, 202–203,
 205–206, 214, 281
 Empfänger:in 87, 94, 96, 167–168,
 170–171, 173–174
 Enegelandte die Khungin *siehe*
 Königstochter von Frankreich
 Entwickler:in 325, 329–330
 Epitomator:in 103
 Erasmus von Tor 86
 Ernst, Max 300
 Erwachsene:r 127, 151, 224, 238, 241,
 255, 259, 267
 Erzbischof von Canterbury 45
 Erzieher:in 158–159, 196, 213, 225,
 228–231
 Erziehungspersonal *siehe* Erzieher:in
- F**
 Fabelwesen 244
 Familie / familia 43, 47, 49, 69,
 101–102, 134, 189, 192–193, 196,
 203–208, 224, 267, 308, 312–319,
 339–340
 Färberböck, Peter 28
 Fee 224
 Felix 184
 femme fatale 107
 femme forte 107
 fictores (Bildhauer) 312
 Findelkind 125
 Fink, Sebastian 305
 Fischer-Lichte, Erika 327
 Flaccus, Quintus Horatius 11

Flaig, Egon 318
 Flordamor 81
 Florian Beykhürcher 186
 Florimont 81
 Flower, Harriet 312, 318
 Flugblattautor:in 149
 Flusser, Vilem 53, 61
 Fortuna 103, 105–106
 Foucault, Michel 12, 17, 54, 208
 Franko, Mark 292
 Franz Anton K. 137
 Franz Forräm 186
 Franz von Tschusy 168
 Franz 185
 Freiglassene 312
 Fuhrmann, Horst 326
 Fürbeth, Frank 85, 90
 Fürsorgebehörde 214
 Fürsorger:in 201–202, 206–208
 Fürsorgezögling 201, 207–208
 Fürstbischof von Brixen 167, 178

G

Garrett, Sarah 57
 Garz, Jona T. 25
 Geistlicher, Herr Unger 180
 Gelber, Steven, M. 68
 Gelehrter 21, 76, 80, 89, 92
 Gens 312, 314, 317–318
 Georg Pertinger 184
 Georg Rauchenpacher 179
 Gerhab 174, 177
 Gerichtsschreiber 168
 Gertraud Gasserin 169
 Geschwister 203, 206
 Geselle 184
 Gessner, Hans 213–215, 233
 Gott 168

Göttin 104
 Götschin 171
 Graf Harpin 82, 84, 88
 Graf, Klaus 81
 Grämpler (Kleinhändler) 172
 Gregor VII., Papst 104
 Grisel(dis) 82
 Groppe, Carola 261–262, 276
 Gwynn 245–246

H

Handwerker:in 165, 169, 179, 185
 Hannß Schiner 175
 Hanselmann, Heinrich 225
 Hans von Bühel 82
 Harpeine *siehe* Graf Harpin
 Harry 43, 47
 Hausmädchen 181
 Hausnäher:in 125
 Haußmanin 171
 Hausvater 130
 Hedwig von Schlesien 101
 Heerführerin 103
 Heidegger, Maria 23
 Heilige:r 82, 84, 101, 104, 137
 Heilpädagog:in 201, 225
 Heimkritiker:in 156
 Heimleiter:in 26, 208, 213–214, 217,
 222, 224, 229, 233, 260, 267, 271,
 274
 Heiniger, Kevin 26
 Heinrich II. von Schweidnitz 101
 Heinrich IV. 104
 Heinrich, Schmiedesohn 330
 Heinrich Steinhöwel 87
 Hemus, Ruth 282, 287, 292
 Hermann von Sachsenheim 80, 82,
 84, 87

- Herodot 43
 Herr Dockther *siehe* Doktor 172
 Herrscher:in 103, 107, 109, 114–116, 333, 338
 Herzog von Bayern 80
 Hessischer Rundfunk 152
 Hochschild, Arlie 57
 Hofbeamter 80
 Hoher Herr 167
 Homer 111
 homo novus 312
 Honegger, Arthur 268
 Honoratus, Maurus / Marius Servius 312
 Horaz *siehe* Flaccus, Quintus
 Horatius
 Horn, André 299
 Horswell, Mike 326, 336
 Huelsenbeck, Richard 283, 289–290
 Hürbin, Joseph Victor 264–265
 Hyginus, Gaius Iulius 108
 Hypsikrateia 103
- I**
 Ignatius Renner 174
 Ignaz 185
 Infektionswäscher 130
 Inwohner:in 165, 176
 Isis 103
 Isser, Ruth 21
 Iunia 315
 Iustinus, Marcus Iunian(i)us 108
- J**
 Jacob 175
 Jacob Püterich von Reichertshausen 21, 73, 76–78, 80–92
 Jakobli 26, 213–215, 218, 233
- Jesus Christus 48, 168
 Johann A. 137
 Johann Hoferische Eheleute 185
 Johann Nepomuk von Ehrhart 135
 Johann von Bayern 87
 Johann von M. 138, 141
 Johannes Anpach 171
 Johannes von Soest 82
 Jordan, Delila 305
 Jörissen, Benjamin 253
 Jörg Steeger 181
 Joseph 184–186
 Joseph I. von Spaur 178
 Joseph II. 119
 Joseph Millsteig 177
 Joseph Planer 173
 Joseph Staudacher 177
 Joseph Tinkhauser 173–174
 Judtmann, Frau Dr. 201
 Jugendliche:r 23, 25–26, 127, 143–145, 148–159, 184–185, 189, 193, 203, 206, 209, 214, 217–226, 230, 233, 259–261, 265–271, 273, 275–276
- Jugurtha 317
 Judith 104
 Julia, Ehefrau des Marius, Tante Caesars 314–315
 Junge Malerin 171
 Jungmeister 176, 186
- K**
 Kaiser:in 22, 99–102, 105–106, 109, 113–116, 126, 170, 308
 Kafka, Franz 94, 115
 Kamerafrau 64
 Karl IV. 22, 99–101
 Karl Robert I. (Anjou) 101
 Katharina Mayrin 171, 181

- Katharina-Schwester 267
 Katharina von Luxemburg 100
 Katharina von Siena 82, 84, 88
 Kasparl 186
 Käufer:in 60, 238
 Kaufleute 179
 Khatarein von Serins *siehe* Katharina
 von Siena
 Kierdorf, Wilhelm 314
 Kilmore, Mace 323, 333–334, 341
 Kind 25–26, 69, 100–101, 125–127,
 166, 175–177, 179, 181, 186, 189,
 193–194, 196, 198, 200, 203–208,
 230, 233, 235–238, 241, 248–250,
 252–256, 259, 273, 275–276, 318
 Kintzinger, Martin 75
 Kleopatra 103, 106, 114–115
 Klerus 242
 Knolz, Joseph Johann 123–124,
 129–130
 Knupfer, Peter 36
 Köllinger, Bernd 291
 König:in 33–34, 43–44, 47, 93–94, 101,
 103, 105–107, 110–111, 170,
 243–244, 249, 254, 330, 339
 König, Gudrun 128
 Königsmacher:innen 339
 Königsmörder:in 103
 Königstochter von Frankreich 82, 84
 Konsul 313
 Konsument:in 238
 Krankenschwester 241
 Kreis, Reinhild 52
 Krieg, Mathias 133
 Krieg, Michael 133
 Krieger:in 103–104, 332, 339
 Kriegsherrin 114
 Krüsi, Hermann 281
 Ktesias von Knidos 114
 Kühberger, Christoph 26, 28
 Künstlerin 279, 282
- L**
- Laban, Rudolf von 284, 291–292, 295,
 297–298
 Landweer, Hilge 53
 Landeswohlfahrtsverband Hessen
 145, 148, 155
 Lanzelot 81, 87, 90
 Lanzelung *siehe* Lanzelot
 Latour, Bruno 10, 18, 21, 121, 141
 Lea, Mutter des Volkes Israel 104
 Lebend:er 310, 312–314, 319
 Lehrer:in 35–36, 38, 40–42, 45, 50,
 165, 168–169, 175, 178, 279, 281, 297
 Lehrling 145, 184, 186, 226, 229
 Leitner, Ulrich 159, 305, 307
 Lewen vatter 82
 Livia Drusilla *siehe* Drusilla, Livia
 Livius, Titus 111, 306, 316
 Löffler, Klara 21, 26
 Loos, Cécile Ines 268
 Loosli, Albert 268
 Longinus, Gaius Cassius 315
 Lord of Frodsham 43
 Löw, Martina 262, 273, 276
 Lucretia 104
 Ludwig III. von der Pfalz, Kurfürst 79
 Ludwig I. von Württemberg 79
 Luzia Oberhueberin 172, 180
 Luzia Stainerin 168, 171
- M**
- Mädchen 16, 25, 102, 126–127,
 154–156, 175, 178–183, 192, 196,
 198–201, 203, 205–206, 217,

- 220–225, 253, 259–260, 271, 275,
315
- Malagis 82
- Maler:in 80, 171, 181, 214, 223, 280
- Männlicher Schulabgänger *siehe*
Schulabgänger, männlicher
- Margarethe von Rodemachern 88
- Margarethe von Savoyen 88
- Margolis, Oren 76
- Margreth von Lünburg 82
- Marcia 104
- Maria 180–181
- Maria G. 136
- Maria Koflerin 175
- Maria Obermayrin 172
- Maria, Pergmaisterische arme Wittib
184
- Maria Pleißmayrin 186
- Maria R. 138
- Maria Theresia 126
- Maria Treyerin 183
- Maria, Winkhlerische Witwe 180
- Maria Schinerin 180
- Maria verwitwete Stiegenmillerin 180
- Maria Wiererin 170
- Marius, Gaius 314, 317
- Martial *siehe* Martialis, Marcus
Valerius
- Martialis, Marcus Valerius 108
- Martin Creuzer 180
- Martin Hausmann 178
- Marton, Jenö 268
- Material-Inspector 125
- Mathilde von Tuszien, Markgräfin
103–104
- Matilda (Mechthild) von Savoyen-
Achaja, Gräfin 79
- Matthews, David 324
- Mauermeister:in 169
- Mauthner, Ludwig Wilhelm 131
- Maximus Cunctator, Quintus Fabius
317
- Mayo, Elizabeth 35–36
- Mäzenin 80, 84, 91
- McRobbie, Angela 69
- MAhesa Sent 290
- Mechthild von der Pfalz 21–22,
73–74, 76–92
- Mechthild von Savoyen-Achaja,
Gräfin *siehe* Matilda (Mechthild)
von Savoyen-Achaja, Gräfin 79,
103–104
- Mehr, Mariella 268
- Melusin(e) 82, 84
- Mensendieck, Bess 284
- Michael Hörtmayr 175
- Michael Mayr 180
- Migrationsgesellschaft 237, 247
- Minderjährige:r 203–205, 207
- Minerva 203
- Mühlbauer, Johann (von) *siehe* Johann
von M.
- Müller, Ernst 259
- Musiker 243
- Mutter 52, 101, 104, 109, 114, 126, 133,
186, 204, 205, 207, 266, 281
- N**
- Nachbarin 179
- Näherin / Nat(t)erin 125, 179, 180–181,
267
- Naso, Publius Ovidius 108
- Neugärtner, Sandra 27
- Niklas von Wyle 80, 82, 84, 87–89
- Ninos 109
- Nubola, Cecilia 163

Nutzer:in 58, 67, 235
 Nyholm, Kurt 87

O

Oberhofer, Andreas 24
 Oberaufseherin 127
 Oberin 130
 Oberkrankpfleger 130
 Oberwärterin 125
 Obler, Bibiana 284, 289
 Obrigkeit 24, 164–166, 170–171, 174
 Obrist, Hermann 281
 Oreithyia 103
 Organist 177
 Orosius, Paulus 108–109, 112–114
 Oswald, König 339–340
 Ovid *siehe* Naso, Publius Ovidius

P

Pascoli, Anton 138
 Pater 172
 Patrizier 241
 Paullus, Lucius Aemilius 313
 Paulus, Apostel 96
 Penthesileia 103
 Periktione 101, 104
 Perrottet, Suzanne 291
 Pestalozzi, Johann Heinrich 35
 Peter Primus 184
 Peter Wilhelm Puechbinter 175
 Petrarca, Francesco 22, 93–94, 97–111,
 113–116
 Petrus Damiani 137
 Pfründner:in 128, 135–136
 Plastik(spielzeug)figur 235, 239, 243
 Plautus, Maccius Titus 306
 Plinius der Ältere *siehe* Plinius
 Secundus Maior, Gaius

Plinius der Jüngere *siehe* Caecilius
 Secundus Minor, Gaius Plinius
 Plinius Secundus Maior, Gaius
 306–307, 310, 315
 Podcaster:in 63
 Pollak, Oskar 94
 Polanyi, Michael 53
 Polybios 305–306, 309, 311, 313–315,
 319
 Pomponius Mela 108
 Popilia 315
 Porcia 104
 Prätor 313
 Princeps 116
 Proba 103
 Propertius, Sextus 108
 Properz *siehe* Propertius, Sextus
 Produzent:in 53, 67, 312
 Prophetin 103
 Psychiater 137
 Publisher 326
 Putzfrau 241

Q

Quintus Maximus *siehe* Maximus
 Cunctator, Quintus Fabius

R

Rahel, Mutter des Volkes Israel 104
 Raimundus de Vineis 82
 Ratsherr 243
 Regent:in 243
 Regierende 163
 Reichsgründer:in 104, 112
 Reinolt von Montelban 82
 Reisende:r 241
 Renaissancefürstin 84
 Retterin des Volkes Israel 104

- Richter, Agnes Emma 120
 Ritter:in 81, 240–241, 244–245,
 247–249, 253–254
 Robin Hood 244
 Römer 27, 305–307, 310, 312, 315–317,
 319
 Römischer Bürger 312
 Römischer Knabe 305–306
 Römisches Mädchen 315
 Rosina Frelichin 177
 Rosina Tauberin 186
 Rowe, Shawn 37, 41
 Ruberg, Bunnie 251
 Rued 339–340
- S**
- Sallust *siehe* Crispus, Gaius Sallustius
 Samiramis *siehe* Semiramis
 Sanitätsbeamte:r 135
 Sappho 103
 Schauspieler 313, 333
 Schindler, Larissa 53
 Schnegg, Kordula 27
 Schneider:in 127, 179, 222–224,
 267–268
 Schreiber:in 88, 98, 166, 168–169, 243
 Schüler:in 20, 25, 33–35, 37–45, 48,
 50, 165, 175–179, 291
 Schul, Susanne 21, 75
 Schulabgänger, männlicher 219
 Schulhalter 168–169, 175, 177–179
 Schullehrer 165, 168–169, 175
 Schulmeister 176
 Schwerhoff, Gerd 172
 „Schwererziehbare“ Zöglinge 214, 216
 Schwester des Leonidas 103
 Scipio Africanus, Publius Cornelius
 316–317
 SDS 150–151
 Sebastian Planner 172, 177
 Sekretär 168
 Semiramis 22, 93–94, 103, 105–107,
 109–116
 Seneca, Lucius Aennaues der Jüngere
 89
 Servius *siehe* Honoratus, Maurus /
 Marius Servius
 Shaw, Adrienne 251
 Shove, Elisabeth 56
 Sibylle 103
 Sigismund, König 330
 Silpa, Mutter des Volkes Israel 104
 Sklaven/Sklavinnen 312
 Skelettarmee 245
 Sohn 109, 112, 133–135, 171, 173–175,
 177, 179–180, 184–186, 317–318,
 330
 Sokoll, Thomas 164
 Soldat:in 44
 Spartanerin 103
 Spaziergänger:in 241
 Spieler:in 236, 238, 251, 253–254, 323,
 326–327, 329–331, 333–335,
 337–341
 Spielfigur 26, 228, 235, 252–253, 327
 Spielzeugfigur 235–239, 246, 251,
 255–256
 Spielzeughersteller:in 26, 241,
 252–253, 327
 Stadtgründerin 103
 Stadthauptmann 173
 Städtischer Schreiber /
 Stadtschreiber 82, 168
 Stadtrat 25, 165, 167, 170, 173, 176,
 179–181, 184–185
 Stadtteilbasisgruppe 150–151

Stange, Sabine 23
 Statue 106, 110, 112, 115, 239, 309
 Streeck, Jürgen 60
 Stiefeltern 204–206
 Stobaios, Johannes 104
 Strickerin 54, 70
 Student:in 34–35, 42, 174, 290
 Studio 326, 330–331
 Sueton *siehe* Tranquillus, Gaius
 Suetonius
 Sulla, Lucius Cornelius 314

T

Tacitus, Publius(?) Cornelius 116, 315
 Tauber(-Arp), Sophie 27, 279–301
 Tamiris 103, 114–115
 Terranova, Tiziana 57
 Thüring von Ringoltingen 57
 Tiberius *siehe* Caesar Augustus,
 Tiberius
 Tischler Cathl 180
 Tischlerin 54
 Titurel 82–83
 Tochter 103–104, 113, 179–183, 281, 318
 Tolkien, John Ronald Reuel 244
 Träger:in 140, 157, 245, 310–311, 313
 Trogus, Pompeius 108, 112
 Tuckthales *siehe* Tunaldus
 Tundalus 82–83
 Tzara, Tristan 300

U

Ubisoft 323, 336–337
 Ulrich Füetrer 81, 87
 Ulrich, Laurel Thatcher 45
 Ulrich von Etzenbach 82
 Ulrich von Zatzikhoven 90
 Unterschicht 188, 242

Untertan 164
 Ursula Wenzl, geborenen Kemter 181,
 184, 186
 Ursula Valtinerin 183
 User:in 58

V

Valdis 339–340
 Valerius Maximus 108, 110–111
 Vater 87, 175, 184, 185, 204–207
 Veit Staudacher 177
 Veith Staudacherische Eheleute 171
 Verfasser:in 83, 97, 113, 202
 Verstorbenen 129, 306, 312–316
 Verwandte 169, 179, 314, 318
 Viking *siehe* Wikinger
 Vitruvius 108–109
 Voges, Jonathan 52
 Volksseele 164

W

Warhorse Studios 330–331
 Waive 126–127, 174
 Waisenkind *siehe* Waive
 Waisenmädchen *siehe* Waive
 Weber, Hugo 283
 Wenden Wilhalbm *siehe* Wilhelm von
 Wenden
 Wenzel IV. 100, 330
 Wigman, Mary 284, 291
 Wilhelm von Debschitz 281
 Wilhelm von Wenden 82
 Wilson, Katherine Anne 20
 Wikinger:in 323, 331–341
 Wirtsleute 181
 Witwe 166, 172, 180, 185–186, 188, 314,
 338
 Wohlfahrtsregime 192

Wolfram von Eschenbach 82–83
 Worringer, Wilhelm 298
 Wulff, Käthe 291
 Würigler, Andreas 163

Y

Youtuber:in 56–58, 60–65, 67–68

Z

Zauber:in 245

Zaubermeisterin Crysthella 246
 Zeitzeuge/-zeugin 208
 Zeltner, Max 222, 225
 Zenobia 103
 Zeuge/Zeugin 172, 233
 Zögling 126–127, 133, 135, 139, 201,
 207–208, 214–217, 220, 223–231,
 233, 272, 274–275
 Zürcher Gesellschaft 279
 Zuschauer:in 289, 314

Ortsregister

A

Aarburg, Festung 261, 263–265,
268–269, 276
Aargau 261, 263–265
Ägypten 95
Adelige Lebenswelt 241, 243
Allgemeines Krankenhaus, Wien 124,
129
Alsergasse, Wien 125
Andys Werkstatt 63
angloamerikanischer Raum 238
Appenzell 220
Arbeitserziehungsanstalt (AEA) 225,
259, 267
Arbeitserziehungsanstalt Uitikon
268, 271
Ascona 284, 292
Assyrienreich 108–109
Äthiopien 109, 112
Atrium 316–319
Aubette 299

B

Babylon 105–106, 109–110, 115
Basel (Land) 259
Basel (Stadt) 220, 263, 281, 283

Bibliothek 22, 73–74, 77–78, 80–83,
87–90, 92
Bishop's school, Chester 42
Bregenzerwald 137
Britische Inseln 36
Brixen 167, 174, 178, 184–185
Bruderhaus, Innsbruck 135
Bruneck 163, 165–166, 168, 170–189
Brunecker Rathaus 172
Büchersammlung 21, 73–74, 78, 80
Budapest 101
Bundesrepublik 153
Burg 241, 244–245
Burghof 251

C

Cheshire 34, 39
Chester 20, 34, 40, 42–43, 48–49
Chester Castle 48
Chester Cathedral, *siehe* St
Werburghs Church, Chester 40

D

Davos 281
Debschitz-Schule 279, 281
Deutsche Schule 176, 179
Deutschschweiz 268

Domschule 176

Dorf, Heimat Heinrichs, des
Schmiedesohns 330

E

East Anglia 339–340

Ebay 58

Elternhaus 281

England 20, 34, 37, 39–40, 164, 323

Erziehender Raum 262

Erziehungsanstalt 23, 119, 140, 218,
225, 259, 261, 265, 267, 271

Erziehungsanstalt Aarburg 261, 265

Erziehungseinrichtung 154, 222, 259,
261–262, 266, 270–271, 273, 277

Erziehungsheim 22–23, 144–145,
148–149, 151–159, 195, 214, 216,
218–222, 224, 231, 233, 259, 273

Erziehungsraum 261–262, 264–265,
270, 276

Etsy-Shop 58, 60

Europa 98

Externer Arbeitsplatz 260

F

Facebook-Gruppe 62

Fachhochschule Nordwestschweiz
261

Fakultät für Geschichte und
Archäologie, Universität Chester
34, 40

Fakultät für Kinder- und
Erziehungsdienste, Universität
Chester 34, 40

Findelhaus *siehe* k. k. Findelanstalt
Flintshire 34, 39

Fürsorgeerziehungsheim Fuldataal
152–155

G

Galerie Dada 289

Galerie Goemans 299

Gasthaus 243

Geschlossene Abteilung 150–151, 157

Gewerbeschule 214, 279–281

Grosvenor Museum 20, 40

Gubernium, Innsbruck 136

H

Habsburgermonarchie 177

Hall in Tirol 136, 141

Hauptschule 177–178

Haus 128, 131 224, 260, 299, 335

Hausen am Albis 214

Haushalt 51, 56, 68–70, 207, 225, 259,
268, 318

Heiliges Römisches Reich 99

Heim 69, 143, 145, 149–159, 201, 213,
214–218, 221, 224, 228–233, 259

Hessen 144, 155, 158

Hindelbank 265

Hof 80, 84, 91, 101, 253

I

Indien 109, 112, 127

Innsbruck 135–136, 140, 174, 261

Inquisitenspital 130

Irrenhaus Hall (in Tirol) 141

Italien 104

J

Jugendheim 25, 143, 145, 149–150, 155,
158–159, 213, 217, 221, 262

Jupitertempel 316

K

k. k. Findelanstalt, Wien 125

k. k. Irrenanstalt, Wien 124

k. k. Gebäranstalt, Wien 124
 Kalchrain, thurgauische
 Zwangsarbeiteranstalt 264
 Kapitol 316
 Kassel 261
 Katholisches Mädchenheim 259
 Kinderzimmer 26, 229, 250, 262, 275
 Klagenfurt 194
 Klarissenkonvent St. Agnes 88
 Kleinstädtisches Milieu 24, 163
 Klosterfiechten, Landheim 263–264
 Klosterschule 176
 Köln 172–173
 Kriminalgefängenenhaus,
 Alservorstadt, Wien 130
 Küche 260, 268
 Kunstgewerbeschule 280

L

Lago Maggiore 292
 Landesarchiv Salzburg 194–195
 Landerziehungsheim Albisbrunn
 213–214, 216, 218, 222, 225, 227,
 231–233
 Landeserziehungsheim Erlenhof 259
 Landwirtschaft 153, 187–188, 232,
 259, 264, 268
 Laufenburg, Aargau 263
 Lateinschule 176–177, 186
 Lebenswelt 76, 115, 237, 239, 241, 243,
 245, 255
 Lenzburg, Strafanstalt 263–264
 Literaturmarkt 91
 London 11, 283

M

Markt 237, 243
 Mattsee 133–135

Meudon 281
 Minneburg 82, 84
 Minpurg *siehe* Minneburg
 Monte Verità 284, 292
 Mordor 244
 München 86, 279, 281, 287, 290

N

New York 283
 Niederlausitz 101
 Nordwales 34, 37, 39
 Nordwestengland 20, 40
 Nordwestschweiz 261
 Normalschule 177–178
 Novelmere 245–247, 249

O

Obererlenbach 152
 Oberlausitz 101
 Ofen *siehe* Budapest
 Oldfield Primary School, Chester 34,
 42–43
 Österreich 79–80, 98, 119, 122, 127,
 140, 159, 192, 194, 196, 199

P

Padgate Academy, Warrington 33, 42
 Palmyra 106
 Paris 281, 299–300
 Petersdom 43, 48
 Pfarrarmen-Institut, Mattsee 133
 Pfarramt, Mattsee 133, 135
 Piastenfürstentümer (Schlesien) 101
 Prag 94, 99–102
 Prager Burg, Residenz Karls IV. 99,
 100, 102
 Privatbibliothek 78
 Privatkinderspital, Vorstadt
 Schottenfeld 131

R

- Rathaus 172, 243
 Raum 9–10, 12, 16–17, 19–21, 23–28,
 38–39, 41, 47, 49–50, 54, 57,
 60–62, 66, 69–70, 84, 91, 94,
 119–120, 123, 125–126, 129,
 131–132, 136, 146, 153, 166, 199, 205,
 239, 259, 261–267, 270–277, 279,
 286–288, 290–292, 294–301, 308,
 316
 Reinach / Baselland 259
 Res publica 306, 314, 317–319
 Richterswil am Zürichsee 259–262,
 265, 267, 269–275
 Ritterwelt 243, 245, 247
 Rom 43, 48, 86, 99, 108, 112, 185,
 306–308, 310, 315, 317, 319
 Römische Republik 305
 Römisches Reich 99, 106
 Rottenburg am Neckar 80

S

- Salzburg, Bundesland 133, 193–195,
 250
 Salzburger Heilpädagogisches
 Institut 201
 Salzburger Landesarchiv *siehe*
 Landesarchiv Salzburg
 Schreib- und Leseschule 177, 179
 Schrift-Räume städtischer Kanzleien
 166
 Schule 12, 20, 34–35, 37–40, 42,
 45–46, 50, 126, 153, 168–169,
 175–179, 186, 189, 214, 268, 272,
 279–281
 Schweiz 25–26, 213, 217, 219, 221–223,
 233, 259, 261, 263, 268, 270, 273,
 280–281, 291

- Schweizer Alpen 280
 Schweizer Jugendheim 25, 213
 Siedlung der Wikinger:innen 335
 Spanien, röm. Provinz 108
 Speisesaal 152–153, 158, 271–272
 Spielwelt 238, 241, 245, 247–251,
 253–254, 336–337, 340
 Spital der Barmherzigen
 Schwestern, Gumpendorf 130
 Sporthalle 262
 St. Galler Zeichenschule 281
 St John's Church, Chester 40
 St Werburghs Church, Chester 40
 Staatsarchiv Zürich 218
 Staatsbibliothek München 81
 Stadt 105–106, 110, 127, 165, 170, 174,
 176, 178, 181, 245–246, 259
 Stadtarchiv Bruneck 165
 Städtisch-mittelalterliche Spielwelt
 241
 Stadtschule 176
 Staffelberg, Jugendheim 149–150, 159
 Steinmühle, Erziehungsheim
 152–153, 158
 Stiftsschule 176
 Strafhausspital, Leopoldstadt, Wien
 131
 Straßburg 299, 301
 Südtirol 165
- T**
- Taubstummenanstalt, Linz 133
 Tempelanlage 239, 245
 Tirol 87, 135, 138, 176, 187, 194
 Tiroler Irrenanstalt 138
 Tiroler Landesarchiv 87
 Trier 88
 Tuszien 104

U

Uitikon 259–262, 265, 267, 269,
271–273

Universität Chester 34, 40

Universität Innsbruck 261

Universität Kassel 261

V

Valhalla 333

Vereinigtes Königreich 34, 37–40

Versorgungshaus 128–129, 135, 140

Versorgungshaus, Währingerstraße,
Wien 128

Visegrád 101

Volks- und Gewerbeschule 214

W

Waisenhaus, Wien 126–127

Wald 244

Walsingham 48

Warrington 33, 42

Welschland 186

Westeuropa 47

Westdeutschland 144

Westschweiz 281

Wien 124–129, 131, 185–186

Wohngruppe 214, 260

Y

Youtube-Kanal 56, 59, 61–66

Z

Zürich (Kanton) 214, 218

Zürich (Stadt) 259–260, 279,
283–284, 300

Zürcher Kunstgewerbeszene 281

Zweites städtisches

Versorgungshaus, Innsbruck 135

Zwettl 185

